

Architekturstiftung Österreich



Christian Kühn, Hrsg.

# Architekturwirklichkeiten Österreich



## Inhalt

- Seite 1      Architekturwirklichkeiten Wien:  
„Hoffnungslos, aber nicht ernst“
- Seite 10     Architekturwirklichkeiten Niederösterreich:  
„Auf dem Acker ist jeder ein Weltmeister“
- Seite 21     Architekturwirklichkeiten Burgenland:  
„Kumpf ist fast schon Konzept“
- Seite 31     Architekturwirklichkeiten Steiermark:  
„Und niemand regt sich auf“
- Seite 39     Architekturwirklichkeiten Kärnten:  
„Malerische Begabungen“
- Seite 50     Architekturwirklichkeiten Oberösterreich:  
„Ausgeprägtes Harmoniebedürfnis“
- Seite 61     Architekturwirklichkeiten Salzburg:  
„Alle Bausünder kommen ins Himmelreich“
- Seite 71     Architekturwirklichkeiten Tirol:  
„Wir brauchen keine Tiroler Schule“
- Seite 82     Architekturwirklichkeiten Vorarlberg:  
„Wer rastet, fliegt raus“



Architekturwirklichkeiten IX: Wien

# Hoffnungslos, aber nicht ernst

*Ein Gespräch am Rande des Weltkulturerbes: Dass die Innere Stadt vor kurzem zur touristischen Sonderwirtschaftszone mit Zukunftsverbot erklärt wurde, ist symptomatisch für die aktuelle Wiener Situation. Ende der achtziger Jahre hatte Wien noch eine Weltausstellung in Planung und träumte von einer neuen geopolitischen Bedeutung durch die Ostöffnung. Der erhoffte Entwicklungsschub blieb freilich ebenso aus wie die EXPO selbst. Von Visionen ist die Wiener Stadtplanung seither nachhaltig geheilt und überlässt die Entwicklung den großen Baufirmen und ihren Stararchitekten. Im Gespräch wird klar, dass sich vor allem die jüngeren Architekten und jene, die sich keine Zeit nehmen wollen, an ihrer Positionierung als Star zu arbeiten, von der Stadt nicht als Partner anerkannt fühlen. Über die zukünftigen Strategien gibt es keinen Konsens: Mehr Architekturpolitik? Mehr Privatinitiative zur Erschließung brachliegende Märkte und Bauaufgaben? Mehr internationale Präsenz? Mehr Stars? Mehr breite Baukultur? Dass in Wien gerne und lustvoll über Architektur geredet wird, bestätigte sich. Dass Reden nicht ausreichen wird, um der Disziplin unter den geänderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eine anerkannte Position zu sichern, ebenfalls.*

*Christian Kühn*

**Kühn:** Ich möchte dieses Gespräch mit einem kurzen Blick in die Vergangenheit beginnen. Vor 12 Jahren wurde das Projekt einer gemeinsamen Weltausstellung in Wien und Budapest, die EXPO 95, nach einer negativen Volksbefragung abgesagt. Was immer man von der Idee einer Weltausstellung an sich halten mag: Für Wien war dieses Projekt ein beachtlicher visionärer Impuls, in den kulturell und wirtschaftlich große Erwartungen gesetzt wurden. Die Wiener Stadtplanung hat damals den Eindruck vermittelt, irgendwie über sich hinaus wachsen zu wollen, und entsprechend groß war nach der Volksbefragung auch die Frustration. Haben sich Stadt und Stadtplanung inzwischen von diesem Trauma erholt?

**K. Steiner:** Im Rahmen des EXPO-Projekts haben zum ersten Mal die Gemeinde Wien, die Planer, die Wirtschaft und die Investoren auf demselben Niveau miteinander gesprochen und konkrete Ergebnisse erzielt. Die Absage der EXPO hat zum Zustand von vorher geführt, nämlich zum Auseinanderfallen zwischen der Stadtplanung, den Esoterikern und Dampfplauderern, auf der einen Seite und den Investoren, den Banken und großen Baufirmen, die ihre Ziele auch unter Umgehung der Stadtplanung erreichen können, auf der anderen. Es gibt zwar wieder Tendenzen in Richtung Public Private Partnership, etwa am Donaukanal, aber das sind eher zarte Ansätze, vielleicht auch nur Karikaturen dessen, was bei der EXPO erreicht worden wäre.

**Seiß:** Angesichts der aktuellen Projekte in St. Marx, am Wienerberg oder am Laaer Berg über der Südost-Tangente waren die EXPO-Planungen ein vergleichsweise gelungener Versuch, standortbezogene Entwicklung zu betreiben. Was heute in Wien als Public Private Partnership verkauft wird, ist hingegen oft nur ein Rückzug aus der politischen Verantwortung. Ich würde das gar nicht als Partnership sehen, sondern als Preisgabe von stadtplanerischer und wirtschaftspolitischer Kompetenz an private Investoren. Den Projekten merkt man das unter anderem daran an, dass ihnen jegliche Vernetzung mit dem städtischen Umfeld fehlt.

**Neumann:** Dass die Abstimmung über die EXPO statt-

fand, als der Wettbewerb bereits entschieden war, ist der eigentliche Skandal. Wir dürfen es uns als Planer nicht gefallen lassen, für irgendwelche Feigenblätter zig-Millionen Euro an Wettbewerbskosten investieren zu müssen, obwohl die politische Durchsetzbarkeit oder die Finanzierung nicht gesichert sind.

**K. Steiner:** Der mediale Diskussionsprozess setzt bei Projekten dieser Dimension oft erst dann ein, wenn es etwas Bildhaftes zu diskutieren gibt. Architekten kommen dabei in die Rolle von Bildlieferanten für den öffentlichen Diskurs. Dass für dieses Bild seriöserweise ein Entwurf in seiner ganzen Tiefe und Komplexität notwendig ist, interessiert die Öffentlichkeit nicht.

**Neumann:** Es ist doch vollkommen gleichgültig, ob die EXPO rund, eckig, hoch, schief oder dünn ausgeschaut hätte, man hätte vorher feststellen können, ob Wien eine Expo will! Die Architekten haben zuerst eingezahlt und nachher war die Volksabstimmung.

**K. Steiner:** Die Abstimmung ist nur entstanden, weil sich der damalige ÖVP-Obmann vom provisorischen Parteiobmann zum dauernden profilieren wollte. Die sonst an der EXPO beteiligten Parteien und Personen hatten ja bei weitem die absolute Mehrheit. Es war ein Unglück, dass diese Abstimmung überhaupt stattgefunden hat.

**Neumann:** Wenn ich mich bei einem Wettbewerb schon an den Roulettetisch setze, dann möchte ich zumindest dann, wenn ich gewinne, nicht mit dem Croupier verhandeln müssen, ob ich überhaupt einen Jeton bekomme oder vielleicht nur die Hälfte. Das sind unmoralische Vorgänge. Es muss bei einem Wettbewerb eine politische und finanzielle Garantie für die Umsetzung geben.

**Stelzhammer:** Wenn die Reihenfolge nicht anders zu regeln ist, müsste man zumindest Abstandshonorare für den Wettbewerbssieger garantieren. Warum sollen immer die Planer an diesem Unglück alleine tragen?

**Eiblmayr:** Ich denke wirklich auch, dass es ein großes Manko für eine Stadt bedeutet, wenn die Politik nicht hin-

ter der Architektur steht, die sie haben will. In Wien haben sich die maßgeblichen Politiker in den letzten 15 Jahren aus der Verantwortung zurückgezogen und schieben Financiers vor, die dann bestimmen, was und mit wem gebaut wird. Dabei kommen bekanntlich nur einige wenige Architekturbüros zum Zug, aber der breiten Masse an Architekturschaffenden bedient sich das offizielle Wien nicht. Ich finde, die Politik ist gefordert Entscheidungen zu treffen und dann gezielt Architekten einzusetzen – so wie beim Schulbauprogramm.

**Höhndorf:** Es gibt in dieser Stadt keine gezielte Architekturpolitik wie etwa in den Niederlanden. Dort hat die Regierung schon vor Jahren formuliert, wie sie Rahmenbedingungen für Architekten so gestalten möchten, dass gute Architektur herauskommt. Man hat eine Studie über die wirtschaftliche Situation der Büros durchgeführt und sich gezielt um die Unterstützung junger Büros gekümmert, indem man auch Leute beauftragt hat, die noch nicht so viel gebaut hatten.

**Neumann:** Auch Finnland hat ein großartiges Papier herausgebracht, in dem der Wert des Bauens für das Volksvermögen und die Kultur unterstrichen wird.

**D. Steiner:** Die holländische Situation wird oft zu euphorisch gesehen. Der einzige gravierende Unterschied zu Österreich ist, dass man die politische Willenserklärung zu Papier gebracht hat. Zu dieser Willenserklärung ist es in Österreich auf Regierungsebene nur kurz vor der Wahl 1999 unter dem damaligen Bundeskanzler Klima mit dem Vorschlag eines 12-Punkte Programms gekommen, das nicht schlecht war, aber mehr den Schutz des Standes betroffen hat als die Baukultur im Gesamten. Die Förderungsmaßnahmen, die in Österreich ohnehin schon existieren, haben ungefähr das holländische Niveau. Es gibt nur kein Dach darüber als politische Erklärung.

**Höhndorf:** Aber das ist ein gravierender Unterschied. Erst wenn man diese Maßnahmen gemeinsam betrachtet, kann man sie auch wirklich evaluieren, Synergien erkennen und weiter verbessern, wie das in den Niederlanden gemacht wird. Solange das alles punktuell ist, braucht sich ja keiner verantwortlich fühlen, wenn es zum Beispiel mit der wirtschaftlichen Situation der Büros bergab geht.

**Kurrent:** Ich möchte noch einmal auf die EXPO zurückkommen. Ich bin ein deklariertes Gegner dessen, was nachher an Stelle der Expo geschah, weil dieser Ort ungeeignet ist für ein neues Zentrum. Er ist viel zu isoliert. Johannes Spalt und ich haben 1964 eine wirkliche Stadt jenseits der Donau gesehen, aber etwas weiter draußen, nämlich an der Alten Donau. Wir wollten mit einem neuen Zentrum die alte Stadt und Transdanubien verbinden. Die heutige Donaacity ist aber eine Trennung zwischen der herüberen Stadt und der drüberen Stadt geworden. Das Gelände ist geeignet für die Messe, für eine Weltausstellung, vielleicht für eine Olympiade oder andere internationale Institutionen. Das hätte man offen lassen müssen. Stattdessen ballt sich jetzt genau dort alles zusammen.

**D. Steiner:** Ob diese Entscheidung richtig oder falsch war, ist aufgrund der Größenordnung kein Thema mehr.

Das ist genauso entschieden wie die Frage, ob die Ringstraße eine städtebaulich glückliche Lösung war oder nicht.

**Chramosta:** Entschieden ist nichts, und wird auch nichts. Städtebau ist kein Thema in Wien. Die ungelöste Disposition eines zweiten Stadtkerns jenseits der Donau hängt damit zusammen, dass sich große städtebauliche Figuren in Wien nicht mehr denken und bauen lassen. Uralte urbanistische Fragen, wie „Wien an die Donau!“, stellen sich immer noch. Niemand wagt eine Antwort. Der Millenniumstower ist ebenso wenig eine Antwort wie die Donaacity.

**K. Steiner:** Diese Frage will sich in der Stadtplanung heute niemand stellen. Nach dem EXPO-Schock hat sich kein Planer mehr getraut, einen Standort auszurufen. Wenn man die Großprojekte der letzten 10 Jahre ansieht, dann war das immer ein Herumeiern: Wollen wir, wollen wir nicht, spielen wir eine Rolle als öffentlich Hand oder nicht. Es waren keine klaren Bekenntnisse mehr da.

**Kühn:** Ist das nicht besonders seltsam, wenn man bedenkt, dass in Wien seit 1945 eine einzige Partei, die SPÖ, mit der kurzen Unterbrechung von 1997 bis 2001 immer die absolute Mehrheit hatte?

**D. Steiner:** Das ist überhaupt keine Frage von Parteien und Politik, sondern eine Frage medialer Öffentlichkeit, und die hat sich seit in den letzten 20 Jahren dramatisch geändert. Die Rolle der Medien, ob sie für oder gegen ein Projekt sind, wird heute nicht mehr redaktionell sondern auf der Ebene der Herausgeber entschieden.

**Seiß:** Natürlich hat das etwas mit Politik zu tun. Wenn ein verkehrspolitisch vernünftiges Signal wie die Sperre einer Fahrspur am Wiener Donaukanal von Planungsstadtrat Schicker zurückgenommen werden muss, weil sich die Landeshauptleute Häupl und Pröll lieber der Meinung der Kronen Zeitung anschließen, man sollte die niederösterreichischen Pendler besser doch mit dem Auto in den 1. Bezirk fahren lassen, dann ist das eine bedenkliche Entwicklung.

**K. Steiner:** Bei der EXPO-Abstimmung ist das schon spürbar geworden. Gescheitert ist die Abstimmung ja nicht zuletzt daran, dass diverse Medien, unter anderem Kurt Falk als Herausgeber der „Ganzen Woche“ noch eine Rechnung mit dem Finanzstadtrat Hans Mayr (?) zu begleichen hatten und die EXPO mit einer Kampagne gezielt fertig gemacht haben.

**D. Steiner:** Und umgekehrt hat sich gezeigt, dass man von der Bevölkerung die Zustimmung zu einem Kraftwerk bekommen kann, wenn man nur gut genug Werbung dafür macht. Die Idee, den Wienern einzureden, dass sie einen Wörthersee mitten in der Stadt bekommen, war einfach genial.

**Seiß:** Marketing ersetzt aber keine Stadtplanung. Das Rathaus hat in den letzten zehn Jahren die Steuerung der Stadtentwicklung mehr und mehr aus der Hand gegeben. Es fehlt jegliches verbindliche Konzept für die gesamt-

städtische Entwicklung, es fehlt jegliche bindende Gestaltvision.

**Kühn:** Aber es gibt doch ein neues Hochhauskonzept?

**Kurrent:** Ich habe mir im Architekturzentrum angehört, wie der Herr Vatter und der Herr Schicker das Hochhauskonzept vorgestellt haben. Das war ein Stadtplan mit hundert roten Punkten, überall dort offenbar, wo es eine U-Bahn-Station gibt oder wo sich zwei Straßenbahnlinien kreuzen, natürlich nur außerhalb der Schutzzonen. Und jeder rote Punkt war ein Standort für ein Hochhaus. Wenn das ein Hochhauskonzept ist für die Stadt Wien, dann muss ich sagen, das ist wirklich letztklassig. Ich war so deprimiert, aber ich hatte mir vorgenommen, nichts zu sagen. Das war so kräfteraubend, nichts zu sagen, dass ich sofort heimgegangen bin und mich niedergelegt habe. Ich verstehe nicht, warum nicht stärker Erfahrungen anderer Städte eingeflossen sind, die man ja im Vorfeld untersucht hat. Zürich etwa hat es geschafft, auf sechs Seiten ein klares, nachvollziehbares Hochhauskonzept zu formulieren.

**Seiß:** Für ein ordnendes Konzept lässt es meiner Einschätzung nach viel zu viel Spielraum offen. Es wird in den nächsten Jahren schon allein deshalb keine regulierenden Auswirkungen haben, weil zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung bereits etwa 30 Projekte gewidmet waren.

**D. Steiner:** Das Konzept ist das Papier nicht wert, auf dem es steht. Aber es gab ja eine öffentliche Diskussion, auch ein dreitägiges Symposium, das ich moderiert habe – da war auch der Franz Eberhard aus Zürich dabei –, und ich kann den Beteiligten den Vorwurf nicht ersparen, dass nach diesen drei Tagen die elf Punkte, die am ersten Tag vorgelegt sind, am letzten Tag so abgesegnet wurden, wie sie waren. Dann brauchen wir uns aber jetzt auch nicht zu beklagen.

**K. Steiner:** Wenn Sie zur Entourage des Wiener Planungsstadtrats gehören, dann werden Sie sich hüten, ein klares Konzept zu formulieren. Sie müssen ja als Beamter gewappnet sein, dass ein Bauträger mit einem Stararchitekten auftaucht und irgendwo hinzeigt und sagt, da würde er gerne 100 Meter hoch bauen. Da stehen Sie ja schön dumm da, wenn Sie ein Konzept haben, das 100 Meter an diesem Standort verbietet. Ich habe jahrzehntelang Flächenwidmungs- und Bebauungspläne gemacht. Es ist niemals so gewesen, dass diejenigen, die Plandokumente produzieren, zuerst darüber nachdenken, was könnte man dort widmen, was ist sinnvoll, was ist angemessen, was wird gebraucht, sondern das sind ausschließlich von außen herangetragene Gedanken, so wie die Überbauung der Südosttangente durch die Baufirma Porr. Die kommen als Investoren mit dem Projekt eines berühmten Architekten zum Stadtrat, reden von Arbeitsplätzen und Investitionen, und dann bekommt der Herr Vatter den Auftrag zu widmen. So einfach ist das. Der Fachbeirat für Stadtplanung und Stadtgestaltung ist nur dazu da, um zu sagen, das geht schon, machen wir es halt ein bisschen niedriger oder höher oder ein bisschen runder. Über die entscheidenden Fragen wird dort selten gesprochen.



Heinz Neumann



Susanne Höhdorf

**Eiblmayr:** Ich bin jetzt einigermaßen erstaunt; Das was Sie darlegen klingt wie aus Kritikermund. Sie sagen uns jetzt aus der Stadtplanung kommend, dass von der Stadt nichts zu erwarten ist. Ist das eine Rechtfertigung oder hat die Stadt die Planungskompetenz bereits abgegeben. Ich meine, wo haut sich ein Stadtplaner in Wien überhaupt noch ins Zeug, und sagt „ich habe was zu melden“?!

**D. Steiner:** Eigentlich sollte das doch im Stadtentwicklungsplan festgelegt sein. Den gibt es immerhin seit 1984, damals noch mit einer großen öffentlichen Debatte abgesegnet, 1994 ein bisschen erneuert, und für 2004 soll er ja wieder neu aufgekocht werden. In Wirklichkeit war er von Anfang an reine Makulatur. Es gibt ja die These, dass Stadtplanung nur solange passiert, solange es keine wirtschaftlichen Interessen gibt. Sobald die auftauchen, kann man die Ideal-Pläne gleich wieder wegwerfen. Die große Frage ist, wie man die projektorientierte Stadtentwicklung mit einer Gesamtvision verbinden kann. Dafür ist noch kein geeignetes Instrument gefunden.

**K. Steiner:** Der Stadtentwicklungsplan versucht nur, es jedem recht zu machen. Es muss viel Grün sein, der Denkmalschutz hat einen hohen Stellenwert, wir wollen keine Hochhäuser usw. und eigentlich wollen wir überhaupt unsere Ruhe und um 5 Uhr fernsehen gehen.

**Seiß:** Der Stadtentwicklungsplan scheitert nicht am Investorendruck allein, sondern auch an Politikversagen ohne äußere Veranlassung. Wenn man – wie in den 90er Jahren – kurz vor der Gemeinderatswahl auf die Idee kommt, den Kleingärtnern quasi kostenloses Bauland zu schenken, dann ist das ein stadtplanerisches Suizidkommando. Der Trend zur rein projektorientierten Stadtplanung ist gefährlich genug – aber wenn schon, dann muss die öffentliche Hand ganz klar jene Grundfesten der Stadtentwicklung deklarieren, die nicht verhandelbar sind. Aber scheinbar kann man in Wien über alles reden. Ich fürchte, die Entscheidungen werden noch „flexibler“, noch punktueller werden.

**Chramosta:** Ich meine, diese Art von falsch verstandenem Liberalismus wäre aber dann wirklich eine Bankrotterklärung der politischen Planungsinstanz. Was immer in Wien als Bonmot herumgereicht wird, nämlich, dass das letzte große Städtebauprojekt in Wien die Ringstraße, mit Abstrichen die Donauinsel gewesen sei – das verfestigt sich mit dem Verzicht der Stadt auf Determinierung großer Raumideen zu einer historischen Gewissheit.

**Eiblmayr:** Ein bekanntes und abgehandeltes Beispiel, wo die Wiener Stadtplanung Steuerungskompetenz gehabt hätte, sind die Kinocenters: Es hieß „der Markt wird das



Walter Stelzhammer



Reinhard Seiß

regeln“ – der Markt hat das geregelt. Es hat eine raumplanerische Auftragsstudie gegeben, die eindeutig gesagt hat, was kommen wird, nämlich, dass die Kinos nicht überleben können. Die Stadtplanung hat diese Studie ignoriert, die ersten Kinocenters stehen leer und es ist viel Kapital vernichtet worden, das man woanders hätte einsetzen können. Ich denke, die Stadtplanung zieht sich wirklich auf eine Haltung zurück, die sagt, na ja, wir können eh nichts tun. Wo ist das Selbstbewusstsein?

**D. Steiner:** Natürlich hätte die Stadtplanung steuern können, allerdings außerhalb des konventionellen Instrumentariums. Wenn ich endlich einmal Investoren habe, die Geld in die Stadt bringen wollen, dann muss ich das moderieren. Man kann manche Prozesse verlangsamen oder auch die öffentliche Meinung entsprechend beeinflussen. Aber die Stadtplanung ist in dieser Hinsicht viel zu defensiv, nicht nur in Wien, sondern überall. Interessanterweise wurde ja immer schon von Nachnutzung der Kinocenter gesprochen. Bei einem einzigen, dem Pleasure-dome bei den Gasometern von Rüdiger Lainer, ist es auch gelungen, ein umbaufähiges Konzept zu realisieren. Bei den anderen geht das nicht. Aber was haben wir jetzt auf einmal für eine überraschende Situation? Die WU hält Vorlesungen in Kinocenters ab, und damit kommen wir auf eine Idee aus den 70er Jahren zurück, auf die Mehrfachnutzung von Räumen, auf das Bauen als Prozess, wie es Lucius Burckhardt damals beschrieben hat.

**K. Steiner:** Die Errichtung der Multiplex-Kinos ist mit dem Kinosterben in Wien zusammengefallen, an dem die Stadt Wien nicht unschuldig war. Mit der KIBA hatte sie ja beinahe ein Monopol bis in den Filmverleih hinein. Da hätte es einer koordinierten Aktion zwischen der Geschäftsgruppe Kultur und der Geschäftsgruppe Stadtplanung bedurft. Aber dazu ist es nicht gekommen, obwohl beide Stadträte damals von der ÖVP gestellt wurden. Was in einer anderen Geschäftsgruppe des Wiener Magistrats passiert, könnte genauso auf der erdabgewandten Seite des Mondes geschehen. In den Stadtentwicklungsplänen der Vergangenheit kommt das Wort Kultur ja nur in ein paar Fußnoten vor.

**Höhndorf:** Welches Instrumentarium würden Sie als Beamter brauchen, um einer Entwicklung wie bei den Kinocentern gegenzusteuern?

**K. Steiner:** Es ist ja vieles vorhanden, man muss es nur nutzen. Es gibt natürlich die Ebene der Widmung, es gibt die Ebene der Subventionierung, es gibt die Ebene der Baugenehmigung – es gibt zahllose Instrumente bis hin zu Gutachten über Verkehrsaufkommen.

**Eiblmayr:** Da frage ich jetzt aber schon noch einmal

nach: Warum tun die Verantwortlichen in der Gemeinde nichts dagegen, es muss doch in jeder Abteilung zumindest einen Menschen geben, der sagt, ich arbeite hier für die Stadt, ich bin auch meinen Bürgern verpflichtet.

**K. Steiner:** Sie haben im Rathaus eine sehr, sehr steile Hierarchie, sie haben einen Dienstweg, sie haben als Beamter Karrieremöglichkeiten, und wenn sie die Hierarchie, den Dienstweg oder sonstige damit verwandte Vorschriften verletzen, dann bleiben sie Forstadjunkt am Bisamberg. Da muss jeder für sich überlegen, wie weit er geht.

**Seiß:** Die Multiplex-Kinos zeigen sehr gut die Grenzen der von Investoren getriebenen Stadtplanung. Für den Investor kann sich ein Objekt heute offenbar rentieren, auch wenn er es nach zwei Jahren wieder zusperrt. Für die Stadtentwicklung hingegen sind diese Wegwerf-Projekte massive Störfaktoren. Der Florida-Tower steht meines Wissens noch immer mehrheitlich leer, aber für den Bauträger rechnet er sich trotzdem: Der beschäftigt seine eigenen Bauarbeiter damit, verbaut seinen eigenen Beton, und ein paar Mieter hat er vielleicht auch noch. Public Private Partnership würde auf Seiten der Wirtschaft dieselbe Rationalität wie auf Seiten der Planung erfordern. Langfristig denkende Unternehmen finden sich aber immer seltener – es dominiert die Rationalität der Investment- und Pensionsfonds, die sich nicht mit den Erfordernissen der Stadt deckt.

**D. Steiner:** Die ganze Immobilienentwicklung weltweit hat nichts mehr mit Bauherren zu tun, die sich ein Denkmal setzen oder einfach einen guten nachhaltigen Bau verwirklichen wollen, sondern mit Steuergesetzgebung, mit Abschreibungs- und Anlagemöglichkeiten, das ist eine eigene Art von Rationalität. Mit konkreten Bedürfnissen hat das nichts mehr zu tun.

**Seiß:** Und das ist naturgemäß die denkbar schlechteste Voraussetzung für gute Architektur.

**Kühn:** Warum gibt es auch aber immer noch kleinere Bauträger wie die Kallco-Projekt im Bürosektor, oder Mischek und SEG im Wohnbau, die sehr anständige und trotzdem rentable Projekte entwickeln?

**D. Steiner:** Wien ist ja eine hervorragende sozialistische Stadt mit ihren beiden Fonds, die als Großaufkäufer mit kommunalem Hintergrund auftreten, also der Stadterneuerungs- und Bodenbereitstellungsfonds und der Wirtschaftsförderungsfonds. Ich habe das einmal positiv als aufgeklärten Stalinismus bezeichnet, um den uns viele Städte beneiden. Es gibt diese eingespielte „Verständigung zwischen Bauträgern, Fonds, Stadt, politischen Parteien, und diese-war – Friedrich Kurrent kann das sicher bestätigen – bis Mitte der 80er Jahre böse, und ist dann gut geworden, weil neue Akteure ins bestehende System eingetreten sind. Das ist die ganze Zauberei dahinter.

**Kühn:** Ich möchte jetzt vom Thema Städtebau zur konkreten Situation der Architekten in Wien wechseln. Beim Gespräch, das ich im Rahmen dieser Reihe in Graz geführt habe, wurde behauptet, dass von dort viele jüngere nach



Wien „auswandern“, weil die Situation hier angeblich so viel besser ist. Lässt sich das nachvollziehen?

**D. Steiner:** Es ist eine Tatsache, dass in den letzten 40 Jahren noch nie so viele junge Architekten in diesem Land und speziell in Wien Arbeit fanden. Achleitner hat darauf hingewiesen, dass sich die jungen Architekten in den 50er und 60er Jahren durch den kriegsbedingten Ausfall vorhergehender Generationen leichter taten in den Markt zu kommen als heute, wo mehrere Generationen gleichzeitig auf dem Markt sind. Trotzdem sind die Rahmenbedingungen und die Streuung der Aufträge noch nie so gut gewesen wie jetzt.

**Neumann:** Es gibt eine ganze Reihe von jungen Architekturbüros, die tüchtig bauen: Querkraft, pool, BEHF, und wie sie alle heißen. Das ist doch eine wunderschöne Sache, Gott sei Dank nicht von der Kammer oder sonstwem gefördert. Die erkämpfen sich ihren Platz.

**Eiblmayr:** Da stimme ich durchaus zu, dass in Wien viel passiert und das intellektuelle Klima extrem gut ist, gerade im architekturtheoretischen Bereich. Aber die Arbeitssituation ist nicht so rosig und es gibt neben den bekannten eine Vielzahl an guten Architekten, die auch durch einen hohen finanziellen Aufwand für einen modernen Bürobetrieb überhaupt nicht von ihren Aufträgen leben können. Es gibt einfach zu viele, zuviel intellektuelles Potenzial, das nicht eingesetzt wird.

**Stelzhammer:** Das ist nicht primär eine Frage der Menge. Es gäbe genug zu tun. Aber die kleinen und mittleren Büros kommen zusehends unter Druck. Die Honorarordnung ist de facto nicht mehr gültig, und während wir hier über die großen Linien der Stadtplanung reden, sitzen irgendwo schon wieder ein paar Technokraten beisammen und arbeiten neue Richtlinien aus, mit denen wir uns dann abquälen müssen.

**Neumann:** Bei uns sind die Ämter wirklich oft pestig, und die Verrechtlichung ist vergleichsweise extrem. In Holland ist es gleichgültig, ob eine Tür 60cm breit ist, oder wie man eine Stiege macht.

**D. Steiner:** In Holland funktioniert paradoxerweise vieles deshalb, gerade weil dort alles überreguliert ist. Da gibt es dann eben in jedem Büro einen Spezialisten, der weiß, wo sich Paragraphen gegenseitig ausschließen oder wie man sie sonst umgehen kann.

**Seiß:** Es ist schon bezeichnend, dass der innovativste Wohnbau Wiens der letzten zehn Jahre, die Sargfabrik, nur entstehen konnte, weil die Wiener Bauordnung und die Förderungsrichtlinien von vorn bis hinten überlistet wurden. Mit dem Erfolg, dass die Stadt Wien in einem Prospekt neben dem Karl-Marx-Hof und dem Hundertwasser-Haus auch die Sargfabrik voll Stolz als Beispiel moderner Architektur in dieser Stadt präsentiert. Das zeigt, wie paranoid die gesetzlichen Rahmenbedingungen sind.

**Stelzhammer:** Das Überlisten von Bauordnungen ist ein unnötiger Kräfteverschleiß. Die Praxis sieht doch so



Walter M. Chramosta



Klaus Steiner

aus, dass ich in Wien zwei Jahre brauche, um einen Dachausbau im 8. Bezirk durchzusetzen, weil man das Pech hat, dass die Fuhrmannngasse nur eine Breite hat, die Häuser mit 16 m Höhe erlaubt, die bestehenden Gebäude dort aber zufällig 21 m hoch sind.

**Höhndorf:** Ich sehe die Gesamtsituation nicht so negativ. Wir werden zwar oft gefragt, wie es überhaupt möglich ist, dass wir hier bauen. Aber die Situation war doch früher wesentlich stärker verkrustet. Ich komme aus Deutschland, und dort versucht man nach dem Studium eher, bei einem Stararchitekten in die Lehre zu gehen als sich selbständig zu machen. Und wenn, dann muss man in Deutschland viel perfekter und scheinbar professioneller auftreten, mit einem bestimmten Outfit und schickem Büro.

**D. Steiner:** Das stimmt. Die meisten deutschen Jungarchitekten sehen aus wie Klons aus der Männer-Vogue.

**Höhndorf:** Wir konnten uns hier unsere Nischen suchen – Dietmar Steiner hat einmal so nett gesagt, die pinkeln an jede Ecke – und jetzt arbeiten wir uns langsam an größere Aufträge heran. Es ist für viele jüngere Büros eine großes Anliegen, dass Dinge, die bisher ohne Architekten gebaut wurden, als Architektur-Aufgaben erkannt werden. Das hat etwas mit dem kulturellen Wert der Architektur zu tun, den wir wieder in die Gesellschaft bringen wollen. Rataplan macht das jetzt seit 10 Jahren als Team. Wir wollten die üblichen Hierarchien nicht und haben uns Alternativen überlegt. Wir gehen nicht in Konkurs, weil wir keine Angestellten bezahlen, wir haben auch keine Außenstände, sondern unser Einkommen wird halt immer geringer.

**Neumann:** So fängt jeder an, ich finde das ja ganz in Ordnung.

**Eiblmayr:** Naja, wir sind ja auch schon 40, wir sind doch nicht die Jungen, auch Rataplan nicht. Wo ist da die wirtschaftliche Basis, wenn man schon froh sein muss, nicht in Konkurs zu gehen?

**Neumann:** Und wo ist das Auffangprogramm der Gemeinde Wien für junge Ärzte, junge Rechtsanwälte, junge Steuerberater? Es muss sich jeder seinen Platz schaffen. Und das passiert schon.

**Höhndorf:** Wobei das Konkurrenzdenken nach meinem Empfinden in Wien wesentlich geringer ist als früher. Eine Bewegung wie die ig-Architektur konnte entstehen, weil wir dieses starke hierarchische Denken, das in Österreich herrscht, zu nivellieren begonnen haben. Wir sind breiter gefächert, und es gibt mehr Kooperation.



Friedrich Kurrent

**Eiblmayr:** Ja, in den unteren Ebenen. Aber die oberste Liga bleibt dicht.

**D. Steiner:** Im Gegenteil. Unter den Jungen kann ich kann ich heute schon genau sagen, wer in fünf Jahren die Machart-Möbiusse und die Holleins und Kadas sein werden. Ich hinterlege das beim Notar. Das differenziert sich genauso aus wie in früheren Generationen.

**Eiblmayr:** Ich habe aber etwas anderes gemeint, nämlich dass momentan das Potenzial schon ziemlich an die Decke drängt und nicht drüber gelassen wird. Es gibt doch sehr gängige Namen als Wettbewerbsgewinner.

**Kühn:** Aber bleibt dabei wirklich alles wie bisher? Gibt es nicht unter der Oberfläche Prozesse, die die Situation der Architekten derart verändern, dass die alten Kategorien nicht mehr stimmen?

**D. Steiner:** Stimmt. Das Berufsfeld ändert sich radikal, das ist eine generelle europäische Entwicklung. Wir haben beim 10. Wiener Architekturkongress beispielsweise von slowenischen Architekten gehört, mit welchen Tricks die ihre Projekte zu retten versuchen: Sie gewinnen einen Wettbewerb, der aber dann von einem anderen Architekten realisiert werden soll, und schleichen sich als Konsulenten der ausführenden Baufirma wieder ins eigene Projekt ein. Da wird man in Zukunft viel listigere Strategien brauchen als bisher, um zu überleben.

**Kurrent:** Wenn ich mich so an die erste Wiener Zeit zurück erinnere, da hatten wir ganz klare Trennungen im Kopf, Feindbilder. Da die Kunstarchitekten, dort die Geschäftsarchitekten. Das hat sich vollkommen geändert, erstens haben viele Kunstarchitekten mit Geschäftsarchitekten kooperiert, was man sich vorher nie hätte vorstellen können, oder sind selber welche geworden, und beide Gruppierungen sind abgelöst worden durch die Stararchitekten. Und wenn, wie Dietmar Steiner vor kurzem in einer Fernsehsendung gesagt hat, der Stararchitekt ganz selbstverständlich auch höhere Honorare bezahlt bekommt, so wie ein Künstler, der halt mehr verlangen kann, weil er einen höheren Stellenwert auf dem Kunstmarkt hat, dann prophezeie ich, das ergibt keine Baukultur. Wenn es um Baukultur geht, kann man dieses System vergessen. Baukultur ist die große Breite, da muss es viele hunderte gute Architekten geben.

**Kühn:** Die jungen Holländer behaupten, dass jeder ein Star sein kann und auch so auftreten muss. Es gäbe ja viele kleine Nischen, in denen man sich als Star positionieren muss.

**Kurrent:** Nein, das muss man vermeiden. Das ist ja

eine unglaubliche Vorstellung. Baukultur entsteht da nie. Stararchitekten verhindern die allgemeine Baukultur.

**Neumann:** Ja, aber das ist die Entwicklung. Norman Foster, Renzo Piano, Jean Nouvel und Rem Koolhaas bieten den Investoren eine Sicherheit, die sonst niemand bieten kann. Das sind Büros mit 100 oder 1000 Mann, in denen Baukunst, Technik und Management vereint sind. Die Medienpräsenz, die diese Büros garantieren, ist für die Bauherren unbezahlbar.

**Stelzhammer:** Aber auch mit der ganzen Medienpräsenz können diese wenigen Büros keine Baukultur tragen. Global betrachtet gibt es doch höchstens 100 wirkliche Stars, eher weniger.

**D. Steiner:** Den Begriff Stararchitekt haben ja nicht die Architekten, sondern die Medien erfunden. Wenn Medien heute überhaupt über einen Architekten berichten, dann bekommt er grundsätzlich dieses Stararchitekten-Etikett verpasst. Auch einem Josef Frank wird so posthum das Etikett Stararchitekt verpasst.

**Kurrent:** Das ist doch furchtbar!

**D. Steiner:** Ja, soll ich mich in die Ecke stellen und weinen? Ich lebe in dieser Welt.

**Seiß:** Wenn Stararchitektur zur Baukultur beiträgt, dann vielleicht dort, wo Innovationen durch diesen Status erleichtert werden. Aber die Big Player in Österreich sind ja alle um die siebzig und wohl kaum mehr als Innovationsträger zu bezeichnen. Wenn man nicht aktiv versucht, diese Star-Ebene zu verbreitern und zu verjüngen – wie es etwa in den Niederlanden gelungen ist – dann endet das in einer geschlossenen Gesellschaft, die sich nur noch selbst plagiiert.

**K. Steiner:** Aber die Auftraggeber wollen doch meistens keine Innovation. Die Begeisterung für die Stararchitekten kommt vor allem daher, dass die Auftraggeber immer weniger kompetent und deshalb immer unsicherer sind. Wenn die Stadt Wien Verantwortung an Leute auslagert, die vom Bauen keine Ahnung haben – wie bei der Wiener Messe – und die dann einen Wettbewerb ausloben sollen, dann spielt der Starstatus eine enorme Rolle. Das ist ein Fehler der Politik, diese Bereiche ohne konkrete einschlägige Auflagen und Vorschriften zu privatisieren.

**Stelzhammer:** Ich möchte auf die Frage zurückkommen, wer die Träger der Baukultur sind – nur diejenigen, die die Hochglanzjournale füllen, oder auch die, die unter schwierigen Bedingungen ihre Klein- und Mittelbüros aufrecht erhalten und auch die Bauaufsicht machen, weil sie immer noch daran glauben, dass Baukultur etwas damit zu tun hat, das Gesamte vom ersten Strich bis zur letzten Schraube nicht aus der Hand zu geben? Als kleines Büro habe ich überhaupt keine Zeit, mich ums Publizieren zu kümmern. Ich muss mich um meine Existenz kümmern und mein Team zusammenhalten. Das ist ja die eigentliche Ressource eines guten Büros. Die Wettbewerbspokerer, die nur noch Bilder liefern und kaum mehr Inhalte, können sich alle paar Monate eine neue Mannschaft leisten, aber

damit können sie nie etwas anständig umsetzen. Wenn ich im Monat einen gewissen Umsatz brauche, um zu überleben, dann kann ich an keinen Hochglanzbroschüren basteln oder die Redaktionen mit Material bombardieren. Aber es wäre doch lächerlich, wenn nur noch die Projekte als qualitativ hochwertig gelten, die publiziert sind. Meine Bauherren wissen auch so, dass wir gute Arbeit leisten. Da brauche ich nicht unbedingt eine Publikation.

**Chramosta:** Man sollte die Bedeutung der Medien nicht überschätzen. Die Wiener Szene lebt von und in einem Überhang an kritischer Reflexion, bei gleichzeitigem Mangel an kritischer Produktion; das ausgewogene Verhältnis von Theorie und Praxis ist symptomatisch. Das derzeit wahrscheinlich größte und international virulenteste österreichische Architekturunternehmen, das Vorarlberger Team Baumschlager & Eberle, geht aus einem Bundesland hervor, das seit jeher über keine kritische Architekturberichterstattung in den Printmedien verfügt. In Vorarlberg wird kaum mit Politikern über die Rahmenbedingungen der Architekturproduktion diskutiert; die Architekturschaffenden haben sich dort über drei Jahrzehnte diese günstigen Bedingungen geschaffen, ohne politischen Willen von höchster Landesstelle. Die Mundpropaganda der Baukünstler und der Bauherren hat schließlich auch die lokalen Politiker erreicht. Wien ist von diesem relativen gesellschaftlichen Einverständnis über die baulich gestaltete Umwelt weit entfernt. Hier beginnt gerade ein solcher Brückenschlag von jungen Architekturschaffenden zu mutigen Bauherren.

**Steiner:** Das mit Baumschlager & Eberle stimmt so nicht. Das Az W hat 1996 die Monographie herausgegeben, die sofort weltweit auf Interesse gestossen ist, und eine koreanische Monographie zur Folge hatte, und viele deutsche Fachmedien haben seit 10 Jahren kontinuierlich berichtet. Groß wird ein Qualitätsbüro nur über Medien.

**Neumann:** Diese Art von Praxis, wie sie Walter Stelzhammer beschrieben hat, ist sicher die Urform der Architektur. Die sollte es natürlich weiter geben.

**Höhndorf:** Im Prinzip ist unsere Arbeit davon nicht so weit entfernt. Wir versuchen, alles abzudecken, also in die Hochglanzbroschüren kommen, aber trotzdem stehe ich da und messe meine Gebäude selber ab und mache die Bauleitung bis zur Schlüsselübergabe. Es ist natürlich in der Gruppe etwas leichter, dieses vergrößerte Spektrum an Kompetenzen vom Entwurf über die Bauleitung bis zum Marketing abzudecken.

**Eiblmayr:** Auch das ist ein politischer Akt. Wir sind eine politische Generation und wir können uns selber etwas aufstellen, wenn die offizielle Politik auslässt, sei es die Stadt-, Bundes- oder Landesvertretungspolitik.

**D. Steiner:** Im Marketing seid ihr sicher besser als die Generation vor Euch, von Kurrents Generation ganz zu schweigen. Da bekommt man ja oft kein Material, während meine Mailbox jeden Tag zugemüllt ist mit JPEGs von Gruppen aus ganz Europa, die ihre jüngsten Projekte publizieren wollen. Susanne Höhndorf hat recht, dass sich die Arbeit von Rataplan gar nicht so sehr von der im Ate-



Dietmar Steiner



Judith Eiblmayr

Fotos Manuela Strasser

lier Stelzhammer unterscheidet. Was sich baukulturell verändert hat, ist das viel bereitere Spektrum an kleinen und mittleren Bauaufgaben von privaten Auftraggebern. Was sich da in Vorarlberg und Tirol und auch hier in Wien tut, ist sensationell, auch wenn es mit der wachsenden Zahl der Architekten nicht Schritt hält. Das Hauptproblem der jüngeren österreichischen Szene ist wahrscheinlich, dass es kaum jemanden gibt, der auf dem internationalen Markt mitspielt, nicht nur im Bauen, sondern auch auf der ganzen reflektierenden Ebene.

**Kurrent:** Das ist doch nicht wichtig. Die besten Leistungen waren oft national begrenzt oder sogar nationalisiert, wenn ich an Plecnik denke oder an Gaudi. Die sind ja erst später zu einer Internationalität aufgestiegen.

**D. Steiner:** Das war vor 100 Jahren. Heute ist es genau umgekehrt. Weil Du Plecnik und slowenischen Nationalismus erwähnt hast. Heute spielen Sadar & Vuga nach zwei Bauten schon in der Weltliga mit, oder Studeny & Kopecky in Tschechien. Ich habe bei domus im Jahre 97 MVRDV als „emerging“ publiziert. Sie haben es in fünf Jahren an die Weltspitze gebracht, weil sie neben der Architekturproduktion auch Theorieproduktion, Medienproduktion, akademische Produktion mitbedient haben.

**Höhndorf:** Das hängt aber direkt mit der holländischen Förderung für Publikationen, Theorie und Experimente und nicht zuletzt für internationale Kontakte zusammen. Ohne diese Förderung wären MVRDV nicht dort, wo sie heute sind, oder zumindest bei weitem nicht so schnell.

**Kühn:** Stichwort Förderung von Innovation – Wien hat in letzter Zeit ja eher dadurch Aufmerksamkeit erregt, dass es die Innere Stadt zum Weltkulturerbe erklären ließ.

**Chramosta:** Immerhin ist es dem Weltkulturerbe in Zusammenhang mit „Wien-Mitte“ als erstem Planungsinstrumentarium gelungen, den Wiener Bürgermeister zu einer dezidierten öffentlichen Stellungnahme in einer stadtplanungsrelevanten Frage zu veranlassen. Er hat den Planern von Wien-Mitte zugerufen: „sofort zehn Meter herunter“ und den Bürgern in verwehrten Bahnhof: „weg mit dem Sauhaufen“. Aber diese Alarmismen sind nur verzweifelte Ausrufungszeichen auf längst abgeschlossenen Verfahren. Städtebauliche Probleme werden in Wien bis zur Kenntlichkeit verwaltet, aber nicht politisch zugespitzt und gelöst.

**Kühn:** Es fällt auf, dass die Wiener Stadtregierung seit 10 Jahren eindeutig wenig Interesse an der Hardware der Stadt zeigt, sondern eher an der Software, an der Eventkultur und den temporären Aktionen.

**D. Steiner:** Das Weltkulturerbe ist aus einem Tourismusinteresse heraus entstanden. Es ist meiner Meinung nach völlig sinnlos und für die Stadtentwicklung kontraproduktiv. Ich habe von Anfang an gesagt, das wird das mediale Totschlagargument für alles, was im Bereich der Inneren Stadt passiert, und sei es ein öffentliches Klo neben dem Gartenbaukino.

**K. Steiner:** Das passiert ja schon heute. Ariel Muzicant hat bei seinem Hotelprojekt in der Innenstadt die Bauhöhe knapp einen Meter überschritten und muss jetzt wahrscheinlich ein ganzes Geschoß abreißen. Der Herr Stumpf hat über den § 69 der Wiener Bauordnung bei seinem Millenniumstower nicht nur den Turm höher gemacht als geplant, ohne dass es dafür eine Begründung gegeben hätte, sondern er hat auch die Garagenflächen verdoppelt, die Einkaufszentrumsnutzung dreifach überschritten, Straßen bebaut und Straßen unterbaut – aber er ist weit draußen außerhalb des Weltkulturerbes. Deshalb wird er nachträglich seine Widmung bekommen, der Herr Vatter zeichnet schon. Aber ob man im 1. Bezirk vor dem Flex ein Bankerl aufstellen darf oder eine öffentliche Toilette, darum kümmern sich jetzt 30 Dienststellen, die überlegen ob es rund oder eckig, blau oder grün wird, in der Mitte steht oder am Rand. Das ist so eine Kleinkariertheit, die durch das Tourismusargument verursacht wird.

**Seiß:** Ich sehe den Schutz der Inneren Stadt oder des Schlosses Schönbrunn im Kontext des allgemeinen Trends zu punktueller Planung. So wie die städtische Wirtschaftspolitik Wien voll Ehrgeiz zum Biotechnologie-Standortmachen will, der vielleicht 500 Arbeitsplätze bringt, sich aber viel zu wenig um den Niedergang des gesamten Einzelhandels kümmert, so reduziert man die Frage der Altstadterhaltung auf das Weltkulturerbe. Bei dieser Konzentration auf das Medienwirksame gehen aber Qualitäten verloren. Andere Städte, etwa in Deutschland, würden sich alle zehn Finger abschlecken, hätten Sie eine Altstadt wie den 2. Bezirk, den 7. Bezirk oder sogar den 15. Bezirk. Die heutige Wiener Stadterneuerung in den Außenbezirken besteht aber größtenteils aus Spekulation, Aufzonzung, Verdichtung der Hinterhöfe etc. Projekte wie das Planquadrat aus den 70er und 80er Jahren sind in meiner Wahrnehmung Geschichte, die Stadterneuerung beschränkt sich auf einige Sentimentalitäten und überlässt den Rest dem Markt, den Spekulanten oder sich selbst.

**D. Steiner:** Es gibt im Wien noch immer einen großen Anteil der Bevölkerung, der das kulturelle Ende aller Zeiten vor rund 100 Jahren ansetzt. Aber es gibt ein paar Indizien, dass sich diese Mentalität ändert, zum Beispiel die Besiedlung der Gasometer oder der Donaacity, wo keiner geglaubt hat, dass es keine sozialen Probleme geben wird. Sogar das umstrittene Projekt Wien Mitte ist für mich ein positives Indiz. Es wurde im AzW ausgestellt, und im Besucherbuch war trotz schlechter Präsentation die Mehrheit der Einträge positiv.

**Kurrent:** Das ist falsch. Nur ein Fünftel war dafür und vier Fünftel waren dagegen. Ich habe am letzten Tag der Ausstellung im Besucherbuch gezählt.

**D. Steiner:** Wir haben das Buch, ich kann dir nicht helfen.

**Seiß:** Es würde mich nicht wundern. Bei den Gasometern hat man gelernt, durch geschicktes Marketing ein schlechtes Projekt gut zu verkaufen. Warum soll das hier nicht auch gehen.

**Neumann:** Wir als Architekten sind stolz auf das Projekt Wien Mitte. Das viel gerühmte Konzept von Roland Rainer hatte genausoviel Nutzfläche, aber es war ein unbeschreiblicher Krapfen, der sich über dieses Gelände ausgebreitet hätte. Die Türme sind hier eindeutig die bessere Lösung. Außerdem ist es baurechtlich längst bewilligt. Wenn man sich nicht einmal dann sicher sein kann, dass man etwas bauen darf, wird niemand mehr freiwillig in Österreich investieren.

**D. Steiner:** Das Baugesetz ist nicht im Verfassungsrang. Die öffentliche Diskussion muss in einer Demokratie selbst nach Baubeginn oder sogar nach Fertigstellung noch möglich sein, siehe Zwentendorf. Das ist eine öffentliche Angelegenheit.

**K. Steiner:** Grundsätzlich haben wir es in der Wiener Stadtplanung mit einer Informationspolitik zu tun, die sich zwar damit beschäftigt, welcher Straßenbelag wohin kommt. Aber wenn es um so eine Geschichte geht, dann ist die Öffentlichkeit weg vom Fenster. Im Fachbeirat ist es genauso. Dort wird in nervenzerfetzender Weise über Fenstergrößen und Proportionen diskutiert, und wenn alle erschöpft sind, kommen in zehn Minuten am Abend die großen Brocken: Wien Mitte, Monte Laa, und so weiter.

**Kurrent:** Vor 30 Jahren hat der Fachbeirat ohne Einwand ein Hotelhochhaus anstelle des Wittgensteinhauses genehmigt.

**Eiblmayr:** Wenn ich mir die Statements aus der Wiener Stadtplanung so anhöre, ist klar, dass es für die Architektur in Wien keine Vision gibt, bei der ich mir denke: es ist toll gerade jetzt in Wien Architektin zu sein.

**Höhndorf:** Ich erwarte mir von politischer Seite mehr Mut und mehr Stolz auf diese Stadt. Es müsste doch möglich sein, ein positiveres Bild zu entwerfen und die Begeisterung für Architektur auch in die Bevölkerung hineinzugetragen.

**Chramosta:** Die Wiener Architektursituation ist wohl am ehesten dadurch charakterisiert, dass es mehrere parallele Wirklichkeiten, fast perfekte Musilsche Parallelaktionen, gibt. Kaum jemand sieht darin seine Aufgabe, die mehr oder weniger nebeneinander agierenden Szenen der Architekturschaffenden, der Baulobbyisten, der Bauadministranten, der Haupt- und Vorstadtpolitiker, der von der Seite blickenden Architekturstars et cetera zu verbinden. Nicht einmal die ernsthaftesten Wiener Medien trauen sich das noch zu. Das ist eine besondere Form urbaner Schizophrenie. Wir haben uns mit dieser Separation abgefunden, und werden von dafür auch noch für besonders vielfältig oder irgendwie interessant gehalten!



Foto Manuela Strasser

**Walter M. Chromosta**

1956 geboren in Wien  
Studium der Architektur, des Bauingenieurwesens und der Kunstgeschichte in Wien  
Gründung eines interdisziplinär arbeitenden Planungs- und Beratungsunternehmens für die integrale Bearbeitung von Architektur- und Ingenieuraufgaben in Wien  
Architekturkritiker für Tageszeitungen und Fachzeitschriften  
Herausgeber von Fachmedien im Bereich Architektur und Ingenieurbau  
Berater öffentlicher Körperschaften bei baukulturellen Initiativen

**Judith Eiblmayr**

1964 geboren in Wien  
Architekturstudium an der Technischen Universität Wien mit Studienaufenthalt in Venedig, Italien und an der University of Michigan, Ann Arbor, USA, Diplom 1991  
Tätigkeit als selbstständige Architektin und Kritikerin für Fachzeitschriften im In- und Ausland in den Bereichen Architektur, Städtebau und Design sowie Theorie  
Seit 2001 Lehrtätigkeit an der TU Graz  
Seit 2001 Vorstandsvorsitzende der ÖGfA  
Ausgewählte Projekte: Kuratierung von zwei Ausstellungen über Anna-Lulja-Praun, Publikation „Architektur des Geldes – Die Baugeschichte der OenB“, Forschungsauftrag „Aufarbeitung des Nachlasses von Prof. Erich Boltzenstern“

**Susanne Höhndorf**

geboren in Stuttgart/BRD  
Tischlerlehre und Studium der Architektur, Innenarchitektur und Möbeldesign  
1992 Gründung des Architekturbüros RATAPLAN mit Schwerpunkten im Wohnbau, öffentliche Gebäude, Büroumbauten, Dachbodenausbau und ortsbezogene Rauminstallationen  
2001 Gründungsmitglied der IG-Architektur  
2001 Gastprofessur an der Kunstakademie in Tallinn/Estland  
Seit 11/2002 Univ.-Ass. an der TU Wien am Institut für Raumgestaltung

**Friedrich Kurrent**

1931 geboren in Hintersee bei Salzburg  
Architekturstudium bei Clemens Holzmeister an der Akademie der Bildenden Künste in Wien  
Seit 1952 freischaffender Architekt  
Von 1973–1996 Professor für Entwerfen, Raumgestaltung und Sakralbau an der Technischen Universität München.  
Gründungsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Architektur  
Ausgewählte Projekte: Als „Arbeitsgruppe 4“ (zusammen mit Wilhelm Holzbauer und Johannes Spalt): Kirche Salzburg-Parsch, Seelsorgezentrum Steyr-Ennsleiten (mit J. G. Gsteu), Kolleg St. Josef, Salzburg-Aigen  
Eigene Projekte: Bergkapelle Ramingstein, Evangelische Kirche Aschheim bei München, Universitäts-Campus Wien (zs. mit Arge AAKH)

**Heinz Neumann**

1941 geboren in Wien  
1960–1967 Architekturstudium an der Technischen Hochschule Wien  
Praxis im In- und Ausland, u. a. bei Alvar Aalto, Erko Virkkunen in Finnland und Karl Schwanzner in Wien  
Seit 1973 selbstständige Tätigkeit als freischaffender Architekt  
1999 Lehrauftrag an der TU Wien  
2002 Verleihung des Berufstitels „Professor“  
Zahlreiche Auszeichnung (u. a. Staatspreis für gewerbliche und industrielle Bauten, Adolf Loos Architektur für Bürobauten, Otto Wagner Städtebaupreis)  
Einige wichtige Projekte: UNIOA Konzernzentrale, Wien; Ares Tower, Wien;

Euro Plaza, Wien; Saturn Tower, Wien; Finanzlandesdirektion, Salzburg; Druckerei „Die ganze Woche“, Wien

**Reinhard Seiß**

1970 geboren in Oberösterreich  
Studium Raumplanung und Raumordnung an der TU Wien  
Tätigkeit als Planer in Österreich, Deutschland und Russland  
Arbeit als Filmemacher und Fachpublizist im Bereich Städtebau und Raumplanung, zahlreiche Produktionen für TV und Hörfunk  
Konzeption von Fachveranstaltungen und Ausstellungen  
Lehr- und Vortragstätigkeit, u. a. an der Bauhaus-Universität Weimar, der Ecole d'Architecture de Paris-La Défense und der Shahid Beheshti Universität Teheran  
Würdigungspreis der Stadt Wien und der TU Wien für Raumplanung und Stadtentwicklung (2002)  
Leiter des Vereins URBAN+ Kommunikation in Stadt- und Raumplanung, Wien

**Dietmar M. Steiner**

1951 geboren  
Studium der Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien  
langjähriger Mitarbeiter von Friedrich Achleitner am Archiv „Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert“  
Bis 1989 Lehrtätigkeit an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien, Lehrkanzel für Geschichte und Theorie der Architektur  
Seit 1993 Direktor des Architekturzentrum Wien  
199 –1999 Redakteur für Architektur der Zeitschrift domus, Milano  
Seit 1997 Mitglied des Advisory committee des Mies van der Rohe Pavilion Award für Europäische Architektur  
Seit 1998 Mitglied des ICAM Board  
2002 Kommissär des österreichischen Pavillons bei der Architektur Biennale in Venedig

**Klaus Steiner**

Architekturstudium; Assistent am Institut für Städtebau der TU Wien; projektbezogene Zusammenarbeit mit Architekturbüros; im Wiener Rathaus unter anderem befasst mit Sonderfragen, unter denen die Expo-Planung = Geburtshilfe Donaucity das spannendste Abenteuer und die Begleitung bzw. Behausung zahlreicher Kunst- und Kulturaktivitäten die befriedigendste Aufgabe waren; diverse Veröffentlichungen zur Stadtplanung, insbesondere zur NS-Zeit in Wien sowie etliche nicht akzeptierte/berücksichtigte kulturbezogene Alternativen/Ergänzungen zu den ersten Wiener Stadtentwicklungsplänen; derzeit unter problematischen Randbedingungen als Donaukanalkoordinator tätig.

**Walter Stelzhammer**

1950 geboren in Vöcklabruck, Oberösterreich  
1970–1977 Studium an der Akademie d. bildenden Künste Wien bei Prof. Ernst A. Plischke und Prof. Gustav Peichl  
1979 Ateliergründung in Wien  
1982–1983 Assistent a.d. TU Wien, Institut für Gebäudelehre, Prof. Anton Schweighofer  
1989–1994 Lehraufträge an der TU Wien, Institut für Hochbau, Prof. Hans Puchhammer  
zahlreiche Preise (u. a. 1978 Förderungspreis für bildende Kunst mit „Haus am Wasser“, Stadterneuerungspreis 1985/1986, 1989, 1996, Otto Wagner-Städtebaumedaille, Adolf Loos-Medaille)  
Wichtige Projekte: Eigenbau Maison Turquoise, Fethiye –Türkei; Generalanierung ÖBV, Wien 1, Grillparzerstraße 14; Wohnsiedlung Wien 22., Mühlgrundweg; Wohnbau Schmidstahlwerke, Wien 10.; 1. Preis Gutachterverfahren Aerospace Austria

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*



# Auf dem Acker ist jeder Weltmeister

*Als flächenmäßig größtes und seit Jahrzehnten von einer soliden konservativen Mehrheit regiertes Bundesland steht Niederösterreich im Ruf, den Schwerpunkt seiner kulturellen Identität im Bewahren tradierter Werte zu sehen. Gründe für diese Behauptung finden sich genug. Das Image des Landes in Fragen der Baukultur ist wesentlich von der Aktion „Niederösterreich erhalten – Schöner gestalten“ geprägt, einer Initiative der Landesregierung, die seit Mitte der siebziger Jahre die regionale Bautradition als einzig gültigen Qualitätsmaßstab propagierte und auch verpflichtend in der Bauordnung verankerte. Dem Land gelang damit, was selbst dem britischen Thronfolger und Hobby-Architekten Prinz Charles versagt blieb: Die Erhebung der Postmoderne zum Baugesetz – ein Umstand, der kaum dazu angetan war, innovative Köpfe ins Land zu holen. Auch das Jahrhundertprojekt einer neuen Landeshauptstadt in St. Pölten brachte nicht jenen Innovationsschub, den man sich erhoffte. Architektonisch solides Mittelmaß, konnte das Projekt vor allem städtebaulich nicht die ausreichende Strahlkraft entwickeln: Der Bevölkerungsrückgang St. Pöltens in den letzten zehn Jahren spricht für sich. Wäre es nicht klüger gewesen, so die rhetorische Frage eines Gesprächsteilnehmers, die Regierungsgebäude in Wien zu belassen und sie dort technisch wie ästhetisch auf ein Höchstniveau aufzurüsten? Das wäre der Beweis für wirkliche Ambition gewesen: Auf dem Acker könne schließlich jeder Weltmeister werden. Dass im Land trotz allem ein Potenzial an engagierten Architekten und Bauherren besteht, beweist neben einer bereits beachtlichen Anzahl kleinerer Realisierungen und größerer Projekte – beispielsweise in der „Kulturhauptstadt“ Krems – nicht zuletzt die Aktion „Kunst im öffentlichen Raum“, in deren Rahmen in den letzten Jahren höchst kontroverielle Kunstprojekte initiiert und zum großen Teil erfolgreich umgesetzt werden konnten. Die veränderte Topographie der Aufgeschlossenheit des Landes, die sich in diesen Projekten abzeichnet, lässt für die Zukunft hoffen. Immerhin wurde jener Passus der Bauordnung, der eine Anpassung an die Umgebung fordert, bereits 1996 abgeschafft. Die Letztverantwortung für die Baukultur liegt damit nicht mehr bei der Obrigkeit, sondern dort, wo sie in einer Demokratie am besten aufgehoben ist: bei den Bürgern. Wie sie diese Freiheit zu nutzen wissen, wird sich erst in einigen Jahren an der gebauten Realität abzeichnen. Die Bürgermeister als Baubehörden erster Instanz haben jedenfalls schon erkannt, welche Chancen (und Gefahren) in einer öffentlichen Architekturdiskussion stecken, deren Resultat nicht von vornherein feststeht.*

Christian Kühn

**Kühn:** Herr Winter, Sie sind in gewisser Weise ein „Opfer“ der zeitgenössischen Architektur: Ihre Wiederwahl zum Bürgermeister von Hof ist an einem Projekt der Architektengruppe Poor Boy's Enterprise gescheitert.

**Winter:** Ich bin seit 30 Jahren in der Gemeinde Hof in der Kommunalpolitik tätig und war Bürgermeister von 1995 bis 2000. Bei dem Projekt, das Sie ansprechen, ging es darum, den Bauhof der Gemeinde von einem Kulturzentrum abzugrenzen. Wir wollten keine Mauer und keinen rustikalen Zaun machen und haben uns an die Kulturabteilung des Landes gewandt, an Frau Blaas-Pratscher. Aus dieser Initiative ist ein Wettbewerb entstanden, den ein Projekt von Poor Boy's Enterprise gewonnen hat, eine schwungvolle Linie aus Fertigbetonteilen, die man üblicherweise im Kanalbau verwendet. In der Gemeinde ist dann heftig Stimmung gegen das Vorhaben gemacht worden wegen angeblich hoher Kosten, obwohl der Holz-Bretterzaun um knapp 18.000 Schilling teurer gewesen wäre. Ich bin nach wie vor begeistert von dem Projekt, es ist ja

kein finsterer Tunnel, sondern bei Tag fällt das Licht durch die Schlitze zwischen den stehenden, begehbaren Beton-Brunnenrohren, und in der Nacht gibt es den umgekehrten Effekt durch die Innenbeleuchtung. Jeder Meter ist anders zu empfinden, auch durch den Schall. Aber es ist uns nicht gelungen, diese Qualitäten rüberzubringen.

**Kühn:** Der Ruf, dass Niederösterreich in Architekturfragen das konservativste Bundesland Österreichs ist, scheint sich durch diese Geschichte zu bestätigen.

**Winter:** Immerhin besichtigen heute die früheren Gegner das Projekt am Sonntag Nachmittag nach dem Kaffee mit ihren Verwandten und Bekannten, weil es eine Attraktion geworden ist. Für mich bedeutet diese Geschichte keineswegs, dass man bei uns nichts Neues machen kann, ich wäre heute nur vorsichtiger bei der Umsetzung.

**Lindner:** Man sollte betonen, dass die Unterstützung



Gerhard Lindner: Pensionistenheim Berndorf



Broschüre Niederösterreich gestalten

das Landes für das Projekt nicht durch die Bau-, sondern durch die Kulturabteilung erfolgt ist. Frau Blaas-Pratscher hat durch die Initiative für Kunst im öffentlichen Raum – die ja aus Geldern finanziert wird, die früher für „Kunst am Bau“ zur Verfügung standen – in den letzten Jahren viel bewirkt im Sinne von Bewusstseinsbildung und Offenheit. Und man sollte auch nicht vergessen, dass viele gute Architekturprojekte in Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt entstehen, das sich paradoxerweise oft zum Fürsprecher für zeitgenössische Architektur gemacht hat, zumindest in den vergangenen Jahren unter dem nunmehr pensionierten Landeskonservator HR Kitlitschka.

**Krejs:** Gerade in der Stadt Krems gibt es eine Reihe von positiven baulichen Beispielen aus den letzten Jahren, in denen es durch die hohe fachliche Kompetenz sowohl der Denkmalpfleger als auch der Planer gelungen ist, in einem sachlichen Diskussionsprozess die Anliegen des Denkmalschutzes mit den Ansprüchen an zeitgenössisches Bauen unter einen Hut zu bringen. So etwa bei der Kunsthalle Krems, beim Einbau einer Bürgerinformationsstelle ins Rathaus oder bei zahlreichen Dachausbauten in der Altstadt.

*Uns fehlt es aber immer noch am richtigen Vokabular, um den Mehrwert der Architektur jenseits von Geschmacks- und technischen Fragen verständlich zu machen.*

**Kühn:** Frau Blaas-Pratscher hat mir vor kurzem von großen regionalen Unterschieden in Bezug auf die Offenheit gegenüber ungewöhnlichen Projekten im öffentlichen Raum erzählt. Im Waldviertel sei es etwa besonders schwierig. Gibt es so etwas wie eine Topographie der Aufgeschlossenheit in Niederösterreich?

**Hauke:** Der ländliche Bereich im Wald- und Weinviertel ist nicht mit dem Turbo-Kapitalismus im Industrieviertel zu vergleichen, einem der reichsten Gebiete der Welt mit einer entsprechenden Dynamik.

**Karner:** Ich würde das nicht an Regionen festmachen. Aus meiner Wahrnehmung hat bei den öffentlichen Auftraggebern das Verlangen nach wirklich qualitatvoller Architektur und nach den entsprechenden Verfahren in den letzten Jahren extrem zugenommen. Die oft kritisierte Praxis, dass im öffentlichen Bau irgendwelche Bekannten

und Freunde von Entscheidungsträgern mit Aufträgen versorgt werden, gibt es aus meiner Erfahrung kaum noch, nicht nur wegen der Vergabegesetze, sondern auch, weil die Politiker als öffentliche Auftraggeber erkannt haben, dass sich ein gutes Projekt leichter verkaufen und auch imagemäßig umsetzen lässt.

*Wir müssen vermitteln, was Architektur leisten kann, umso mehr in einem Land, wo das Umfeld in der Regel ja sehr schön ist und kein gravierender Druck zu einer massiven Veränderung empfunden wird.*

**Beneder:** Ich sehe durchaus Licht am Horizont. Architektur ist zum Thema geworden, zunächst einmal sehr einzelt, aufblitzend, als Verdienst einzelner Persönlichkeiten und einzelner Initiativen. Uns fehlt es aber immer noch am richtigen Vokabular, um den Mehrwert der Architektur jenseits von Geschmacks- und technischen Fragen verständlich zu machen. Wir müssen vermitteln, was Architektur leisten kann, umso mehr in einem Land, wo das Umfeld in der Regel ja sehr schön ist und kein gravierender Druck zu einer massiven Veränderung empfunden wird.

**Kühn:** Aber die Änderungen sind doch massiv, wenn man etwa an die Ortsränder der Gemeinden denkt. Es gibt nur das Phänomen, dass viele Bewohner diese Änderungen lange nicht wahrnehmen, weil sie relativ langsam stattfinden.

*Als wichtigen Quantensprung sehe ich die Novelle der Niederösterreichischen Bauordnung aus dem Jahr 1996, weil seit damals die Anpassung an die Bautradition nicht mehr verpflichtend vorgeschrieben ist.*

**Obleser:** Ich bin einer der Väter der Ortsbildpflege in Niederösterreich, die seit über 20 Jahren versucht, den Menschen bewusst zu machen, was bei diesen Änderungen auf dem Spiel steht. Wir verstehen uns als eine Serviceeinrichtung für die Bevölkerung im Land. Durch unsere Tätigkeit sind wir zwangsläufig Grenzgänger zwischen einer vordergründig hochwertigen Architektur und einer guten, alltäglichen Gestaltung mit Augenmaß. Als wichtigen Quantensprung sehe ich die Novelle der Niederösterreichischen Bauordnung aus dem Jahr 1996, weil seit damals die Anpassung an die Bautradition nicht mehr ver-





Ernst Beneder

pflichtlich vorgeschrieben ist. Damit ist einer wirklich zeitgemäßen Architektur Tür und Tor geöffnet, und wir sind bemüht, das zu verstärken.

**Hauke:** Durch die neue Bauordnung hat sich für mich als Schlosser viel verändert. Ich glaube, wir sind die Branche, die in den letzten Jahren den stärksten Aufschwung genommen hat, weil die alten Vorgaben nicht mehr gelten. Als Metallverarbeiter profitieren wir vom Trend zum Glas und zum Leichtbau insgesamt, wo wir inzwischen von der Gewerbeordnung her auch ganze Fassaden- und Glas-teile bauen dürfen. Problematisch ist für mich dagegen der Trend zum Generalunternehmer. Das geht oft auf Kosten des Gewerbes, das unter einem enormen Preisdruck Leistungen erbringen muss.

*Peter Conradi, der Vorsitzende der Deutschen Architektenkammer, hat kürzlich argumentiert, dass niemand in ein Flugzeug einsteigen würde, das so entstanden wäre wie heute viele Gebäude ...*

**Schubrig:** Ich gebe Ihnen Recht, dass es bei den Generalunternehmern schwarze Schafe gibt, aber für den Bauherrn ist das immer noch von den Kosten her die ideale Form der Durchführung. Als Bauunternehmerin suche ich meine Subunternehmer sehr genau aus, weil nicht der billigste die beste Spanne garantiert, sondern der, mit dem ich die wenigsten Schwierigkeiten habe. Der Verlust beginnt bei der Mängelbehebung: Wenn ich zehn Mal auf die Baustelle fahren muss, um Mängel beheben zu lassen, beginnt meine Spanne zu schwinden.

**Kühn:** Peter Conradi, der Vorsitzende der Deutschen Architektenkammer, hat kürzlich argumentiert, dass niemand in ein Flugzeug einsteigen würde, das so entstanden wäre wie heute viele Gebäude, also wenn irgendein Sub-Sub-Sub-Unternehmer aus der Ukraine die Tragflächen zusammenschraubt.

**Schubrig:** Wir greifen sicher nicht immer zum Billigst-, sondern zum Bestbieter. Aber es ist natürlich schön, wenn die beiden zusammenfallen.

**Hauke:** In Wirklichkeit nimmt man doch in der Regel für bestimmte Leistungen – für die Vorzeigedetails – die besseren Firmen und für die weniger wichtigen und nicht sichtbaren Teile die weniger qualifizierten. Auf einer



The next ENTERprise, e. j. fuchs – mth. harnoncourt: Blindgänger, Hof am Leithagebirge

großen Baustelle finden Sie oft sechs verschiedene Schlosser.

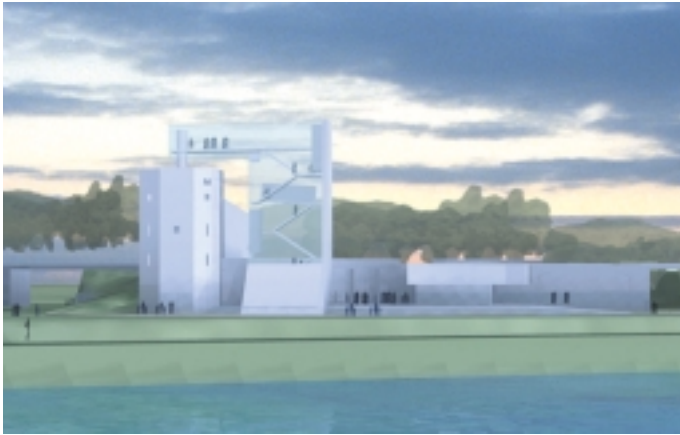
**Lindner:** Das Problem ist nicht die Aufteilung der Projekte in Teilleistungen, sondern der allgemeine Preisdruck. Der Generalunternehmer muss seine Spanne ja irgendwo hernehmen. Teilweise liegt es auch am Vergabewesen, weil man dezidiert nicht mehr auf einzelne Produkte hin ausschreiben darf. Ich kann mir in einem Pflegeheim gemeinsam mit dem Personal einen bestimmten Sessel wünschen, aber die Ausschreibung muss so allgemein sein, dass das Produkt nicht feststeht. Das gilt auch für viele andere Bauteile wie Fenster, Böden, Beschläge, Leuchten. Es ist kaum mehr üblich, dass man irgendwo ein Musterstück, eine Mustertüre oder ein Mustergeländer anfertigt und das dann auch durchsetzen kann.

*Die Bauordnung wurde 1996 reformiert, und die ersten Resultate zeigen sich erst heute, fast ein Jahrzehnt später.*

**Hauke:** Da geht viel an Innovationspotenzial verloren. Wir haben etwa für die erste Baustufe des Technologieparks in Eisenstadt Dinge gebaut, die damals noch nicht Standard waren, freitragende Glasgeländer und ein Glasstiegenhaus zum Beispiel, und die Details dafür wurden bei diesem Projekt entwickelt. Für die zweite Baustufe wurde dann zu einem anderen, viel niedrigeren Preis beauftragt. Mit guten Architekten entwickelt sich der Gewerbetreibende ja unheimlich weiter. Deshalb sage ich meinen Kollegen immer, dass sie in der Ausbildung auch Architektur- und Kunstgeschichte als Prüfungsfach einführen sollen, damit sich die Sprachen des Gewerbes und der Architektur aneinander annähern. Ich rede nicht vom eigenen Entwurf, sondern von einer Detailsicherheit, die im Endeffekt auch kostenentscheidend ist.

*Das Vergabewesen funktioniert nach dem Prinzip des gegenseitigen Misstrauens, oft auch bei privaten Bauherren.*

**Lindner:** Niederösterreich hat sicher fantastische Ressourcen großartiger Gewerbebetriebe, auch wenn es nicht immer leicht ist, unter den hunderten Firmen die richtigen zu finden. Für echte Innovationen muss aber das gesamte Umfeld stimmen: Ich habe das Gefühl, dass wir



Coop Himmel(l)au: Ausstellungs- und Informationszentrum Hainburg



Hermann Hauke

Foto Günter Kargl

nicht rasch genug in der Umsetzung sind. Die Bauordnung wurde 1996 reformiert, und die ersten Resultate zeigen sich erst heute, fast ein Jahrzehnt später. Im politischen Vorfeld, in der Bauvorbereitung, vergeht so viel Zeit, dass man Dinge oft zum fünften Mal neu zeichnet, bis sie gebaut werden, weil sich die technischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen geändert haben.

**Schubrig:** Das Risiko ist auch für den Generalunternehmer immer am größten, wenn die Projekte schlecht vorbereitet sind und eine zu lange Vorlaufzeit haben. Dann ist ein Projekt oft nicht mehr im Kostenrahmen an den Käufer zu bringen.

### *Abgesehen vom Einfamilienhausbau gibt es in Niederösterreich keinen einzigen mehrgeschossigen Holzwohnungsbau.*

**Karner:** Ich möchte noch einmal auf die Vergabegesetze zurückkommen. Wir haben bei der Vergabe von öffentlichen Aufträgen prinzipiell keine Möglichkeit für Nachverhandlungen: Es gibt zwar die Möglichkeit, eine vertiefte Angebotsprüfungen durchzuführen, aber gerade im Professionistenbereich ist es wirklich sehr schwer, nicht den Billigsten zu nehmen. Der muss schon irgend etwas Dramatisches gemacht haben oder von der Unternehmensleistungsfähigkeit her so schwach ausgestattet sein, dass er aller Voraussicht nach das nächste halbe Jahr nicht übersteht. Dann kann ich einen anderen nehmen. Bei Planungsleistungen spielt das Preisargument keine so dominante Rolle. Da haben wir unsere Auftraggeber davon überzeugt, einen anderen Weg zu gehen.

### *Ist es überhaupt möglich, in Niederösterreich qualifiziert über zeitgenössische Architektur zu reden, wenn von 1976 bis 1996 laut Bauordnung jedes Projekt an die regionale Tradition angepasst werden musste?*

**Beneder:** Das Vergabewesen funktioniert nach dem Prinzip des gegenseitigen Misstrauens, oft auch bei privaten Bauherren. Wenn ich eine gute Firma empfehle, von der ich weiß, dass sie perfekt zu einem anständigen Preis arbeitet, dann findet der Bauherr sicher Konkurrenzangebote, die um ein paar Tausender billiger sind. Das Problem ist, dass wir dann alle zusammen unsere Energien mit der Abwicklung von völlig banalen Dingen vergeuden, und in

diesem Kräftemessen des gegenseitigen kaufmännischen Misstrauens zu wenig Energie in die Projektentwicklung, in die Detailplanung und in die Öffentlichkeitsarbeit stecken können.

Bei meinen Projekten in Waidhofen hatte gerade die begleitende Mediation durch den Architekten einen zentralen Stellenwert, also mit der Gemeinde und ihren Bürgern zu klären, wie man überhaupt mit dem öffentlichen Raum umgehen möchte. Das ist eine politische Aufgabe, eine Mehrleistung über die Gebührenordnung für Architekten hinaus.

**Kühn:** Könnte man das nicht auch so auslegen, dass die Architekten in ihrem Selbstbild als Generalisten überfordert sind, und dass den kleinen Büros in Österreich einfach die umfassende Kompetenz fehlt?

**Lindner:** Nein, natürlich können wir das leisten. Die Frage ist nur oft, wie sinnvoll es ist. In den letzten Jahren sind immer mehr Auflagen dazugekommen, immer mehr Ansprechpartner, Förderungsansuchen usw., die man betreut, die ganze kaufmännische Abwicklung, die aus dem Vergabewesen und den komplexen Finanzierungen resultiert und mehr Aufwand bedeutet.

*Ich glaube, dass wir in Niederösterreich, vor allem außerhalb der Städte fast bei der Stunde Null anfangen müssen, wenn wir erklären wollen, was zeitgenössische Architektur ist.*

**Karner:** Wir sehen uns als Projektabwickler im großen Rahmen für diese Dinge verantwortlich, auch für die Mediationsfunktion, die Ernst Beneder angesprochen hat. Die Anrainer müssen betreut werden, um die Einsprüche möglichst gering zu halten, man muss Nutzer koordinieren – da hat man es ja heute in der Regel bei einem Projekt mit vielen unterschiedlichen Interessenslagen und Befindlichkeiten zu tun. Wie diese Mediationsleistungen zwischen dem Planer und dem Projektabwickler aufzuteilen sind, ist sicherlich noch zu diskutieren.

**Winter:** Vermittlungsgespräche gibt es bei uns in den Gemeinden schon lange durch die Aktion „Niederösterreich schön erhalten – schöner gestalten“. Seit der Einführung dieser Aktion hat es bei den Bauverhandlungen keine Probleme mehr gegeben. Es wird eigentlich kein Bauvorhaben eingereicht, das nicht vorher diese kostenlo-



Johannes Karner

se Bauberatung mit dem örtlichen Architekten in Anspruch genommen hat. Das ist auch für den Bürgermeister als Baubehörde angenehm: Man muss ja in dieser Funktion viele Fragen entscheiden, für die man nicht ausgebildet ist, und da ist diese Aktion eine große Erleichterung.

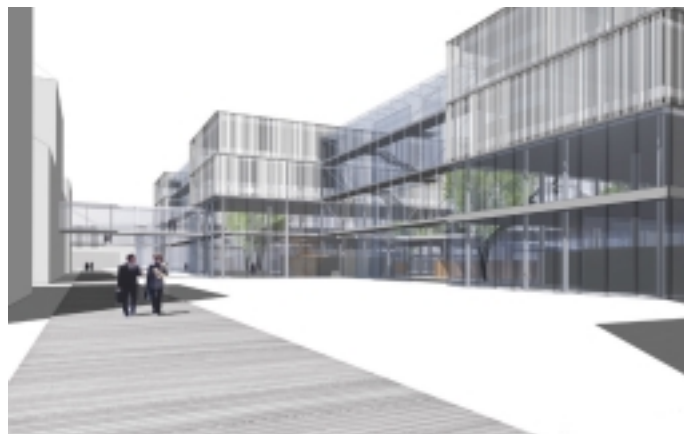
*Man sollte auch erwähnen, dass nur ungefähr 2 Prozent des Gesamtwohnbauvolumens in Niederösterreich von Architekten geplant werden und die restlichen 98 Prozent von anderen Planern.*

**Kühn:** Hat sich die Diskussion durch die Änderung der Bauordnung 1996 verändert?

**Winter:** Ja, natürlich. Wir in der Gemeinde haben zum Glück keinen Bebauungsplan, und dadurch kann jetzt jeder mehr oder weniger so bauen, wie er will. Das heißt, er darf das Haus vom Vater niederreißen und etwas bauen, das vielleicht kein Haus im ursprünglichen dörflichen Sinn ist. Aber es ist zweckmäßig, wärmegeklämt und gut zu bewohnen. Ich habe schräg gegenüber von meinem Haus so etwas genehmigt, und der andere Nachbar beschimpft mich, dass ich so etwas zulasse. Das sind die Spannungsfelder, in die man gerät. Wenn die Leute solche Häuser von innen sehen, sind sie aber oft sehr begeistert. Wir haben ein halbes Jahr vor den Gemeinderatswahlen mit den Architekten Schermann und Stolfa versucht, ein Grundstück so zu parzellieren, dass man dort Atrium- und Verbundhäuser bauen kann. In der Zwischenzeit ist das aber wieder zerredet worden. Jetzt werden dort, wie überall, Reihenhäuser und ein Wohnblock errichtet.

*Das Besondere an der Entwicklung in Niederösterreich ist doch die massive Unterstützung durch den Staat.*

**Krejs:** Die Niederösterreichische Bauordnung 1996 hat eine weitreichende Liberalisierung gebracht, auch hinsichtlich der Anwendung neuer Materialien. Der Einsatz des Baustoffs Holz wurde wesentlich erleichtert. Umso bedauerlicher ist es, dass Niederösterreich im Holzbau das Schlusslicht der österreichischen Bundesländer darstellt. Und das trotz der großen Holzbestände des Waldviertels. Abgesehen vom Einfamilienhausbau gibt es in Niederösterreich keinen einzigen mehrgeschossigen Holzwohnungsbau. Projekte in der Stadt Krems von Hubert Riess oder von Helmut Deubner sind am Widerstand der



Dietmar Feichtinger: Campus Krems

Bauträger bzw. an den zahlreichen Vorurteilen gescheitert. Hier hat das Bundesland einen Aufholbedarf!

**Kühn:** Ist es überhaupt möglich, in Niederösterreich qualifiziert über zeitgenössische Architektur zu reden, wenn von 1976 bis 1996 laut Bauordnung jedes Projekt an die regionale Tradition angepasst werden musste? Die Aktion „Niederösterreich erhalten – schöner Gestalten“ hat doch seit Jahren mit einem Millionenbudget für diese Haltung geworben.

**Lindner:** Ich glaube, dass wir in Niederösterreich, vor allem außerhalb der Städte fast bei der Stunde Null anfangen müssen, wenn wir erklären wollen, was zeitgenössische Architektur ist. Es gibt nur wenige Regionen, wo man ein Gegenüber findet. Aber wir führen vom Verein ORTE aus über dieses Problem gerade einen sehr konstruktiven Dialog mit der Baudirektion Ortsbildpflege, für ein gemeinsames Auftreten.

*Kann ein Politiker sich denn etwas anders wünschen als einen affirmativen Regionalismus?*

**Obleser:** Man sollte sich die historische Entwicklung der Ortsbildpflege in Niederösterreich vor Augen halten. Wir sind Kinder unserer Zeit, so wie alle anderen. Anfang der siebziger Jahre begann es im Land zu kriseln, man hat gesagt, es ist so hässlich bei uns, es gibt nur mehr irgendwelche fremdländisch anmutenden „Bungalows“, winkelförmige, ebenerdige Bauten mit flachen Dächern und Brettbindern als Konstruktion. 1974 gab es einen Landtagsbeschluss, sich wieder der Bautradition zu entsinnen, und zwei Jahre später sollte ein Wettbewerb für regionaltypische Häuser ausgeschrieben werden. Das war der Wunsch der Landtagsabgeordneten. Auf Beamtenebene haben wir uns dann entschlossen, stattdessen einen permanenten Wettbewerb zu machen, indem wir Beispiele zur Diskussion stellen, die vor dem Hintergrund der lokalen Bautradition als gelungen gelten können. Wir waren immer der Meinung, es gelänge uns, den Niederösterreichern klarzumachen, dass es Wurzeln gibt und dass man diese Wurzeln weiterentwickeln kann. In dieser Hinsicht haben wir leider unser Ziel nur äußerst unzureichend erreicht. Stattdessen haben viele geglaubt, dass gute Gestaltung in einem längsrechteckigen Grundriss besteht und in einem mehr oder minder steil geneigten Dach. Wenn dieses rot eingedeckt sei, ist es gut, wenn die

Fotos Margherita Spiluttini (2)



Eichinger oder Knechtl: Hauptplatz Wiener Neustadt

Öffnungen hochformatig sind, sehr gut, besprosst und umrandet ist es ganz super und mit einem senkrechten Staketenzaun vor dem Haus ist es überhaupt das Höchste der Gefühle. Und dieses Modell wende man am besten überall an: beim Einfamilienhaus, beim Buswartehäuschen, beim Kindergarten, beim Krankenhaus, bei der Autobahnmeisterei, bei den Supermärkten. Bis diese Objekte so dominant waren in unserem Land, dass es für viele unerträglich war. Und auf einmal ist etwas in Bewegung gekommen, und es gab den Beschluss der Landesregierung, den nächsten Schritt zu machen und die Bauordnung zu öffnen. Natürlich waren viele Beteiligte verwundert, da sie glaubten, dass man jetzt eine Kehrtwende macht, aber ich sehe es nicht als Kehrtwende, sondern als nächsten Schritt. Es war in Ordnung, dass wir versucht haben, an die Tradition anzuknüpfen, aber die Umsetzung war sehr unglücklich. In dem Zusammenhang sollte man auch erwähnen, dass nur ungefähr 2 Prozent des Gesamtwohnbauvolumens in Niederösterreich von Architekten geplant werden und die restlichen 98 Prozent von anderen Planern.

**Wir müssen versuchen, die Scheu des Einzelnen vor der hehren Architektur zu vermindern.**

**Kühn:** Eine zynische Erklärung dafür wäre, dass Sie zwischen 1976 und 1996 alle Architekten aus dem Land vertrieben haben. In den sechziger Jahren gab es in Niederösterreich ja durchaus moderne Leistungen, von der Südstadt angefangen bis zu öffentlichen Bauten in Bezirksstädten wie Zwettl. Unter den Bedingungen nach 1976 kann es ja nicht mehr besonders interessant gewesen sein, hier zu arbeiten.

**Obleser:** Es wäre durchaus interessant gewesen, sich mit der Tradition ernsthaft auseinanderzusetzen und einige wenige haben dies auch getan.

**Lindner:** Die Umsetzung war oft wirklich unglücklich, das ging bis zu bunten Ausschneidebögen, mit denen man mit Schere und Klebstoff „traditionelle“ Bebauungspläne basteln konnte, auch wenn es immer gut gemeint war. Auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, dass in den vielen kleinen Gemeinden und Bauämtern Leute sitzen, die froh sind, wenn sie für ihre Arbeit solche Hilfen angeboten bekommen. Das umzudrehen, wird wahrscheinlich sehr lange dauern, weil es ja vom Amt mehr oder weniger vor-



Wolfgang Krejs

Fotos Gunter Kargl

gegeben war. Es ist ja das Besondere an der Aktion „Niederösterreich erhalten – schöner gestalten“, dass sie nicht die Initiative eines privaten Verschönerungsvereins ist, sondern gewissermaßen eine Amtshandlung.

**Winter:** Das kann ich bestätigen. Es gibt als Unterstützung Broschüren und Beratungen mit Planern, und wenn man dann trotzdem zu keiner Einigung gekommen ist, sind die Herren oder Damen von der Abteilung als Schiedsrichter gekommen und haben gesagt, ja, das passt so her oder eben nicht. Der Bürgermeister hat damit Unterstützung bei seiner Entscheidung gehabt, und letztendlich hat das Gebäude dann halbwegs dort hineingepasst. Aber es war halt manchmal nicht das, was sich der Bauwerber zuerst eigentlich gewünscht hat.

**Obleser:** Diese „Schiedsrichter“ sind heute kaum mehr Beamte, sondern großteils freie Mitarbeiter, über 50 Personen im ganzen Land, die im Rahmen der Aktion beschäftigt werden. Das sind zu 99 Prozent freiberufliche Architekten.

**Kühn:** Wieviele Beratungen führen sie pro Jahr durch?

**Obleser:** Zweitausend.

**Winter:** Ich finde schon, dass dieses Angebot des Landes eine gute Sache ist. Auch die „Goldene Kelle“ als Auszeichnung für positive Beispiele wird von der Bevölkerung gut angenommen.

**Wir sollten als Planer weniger über Dachneigungen und Sprossen reden, sondern über die Strukturierung unserer Umwelt und deren Auswirkungen auf Ökonomie und Politik.**

**Beneder:** Zur selbstkritischen Rückschau des Kollegen Obleser sollte man fairerweise ergänzen, dass der Regionalismus Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre ein wichtiges Thema war, auch international, wenn man etwa an Kenneth Framptons Begriff des „Kritischen Regionalismus“ denkt. Frampton hat in seinen Aufsätzen zum Beispiel nicht nur die Tessiner Schule zu Regionalisten erklärt, sondern auch Tadao Ando in der Vorstadt von Osaka. Außerdem darf man nicht vergessen, dass die Postmoderne zur selben Zeit in New York Giebeldächer auf Hochhäuser gesetzt hat.



Gerhard Lindner

**Kühn:** Aber nicht unter expliziter Billigung der Politik. Das Besondere an der Entwicklung in Niederösterreich ist doch die massive Unterstützung durch den Staat. Deshalb glaube ich auch nicht, dass es dabei um einen kritischen Regionalismus gegangen ist. Kann ein Politiker sich denn etwas anderes wünschen als einen affirmativen Regionalismus?

*Ein erfolgreiches Projekt strahlt über die Gemeindegrenzen hinaus, österreichweit oder international.*

**Hauke:** Nein, im Grunde sind beim sogenannten Ortsbildschutz die meisten Identitäten verloren gegangen und durch Behübschungen nach einem einheitlichen Modell ersetzt worden. Katzelsdorf ist das beste Beispiel dafür, wie man etwas zerstört, ein angebliches Herzeigeprojekt, bei dem ein wunderschöner Dorfbach in der Mitte zugeschüttet wurde, um Parkplätze zu schaffen, aber mit allen möglichen Behübschungen garniert, statt Strukturen und Ursprüngliches sichtbar zu machen.

**Obleser:** Zur Frage affirmativ oder kritisch kann ich nur sagen, dass die Aktivitäten in Niederösterreich im Wesentlichen von drei Personen geprägt wurden: Erwin Pröll war und ist der politische Verantwortliche, Heinz Friedrich Fischer und ich haben Konzepte entwickelt und die Umsetzung übernommen. Wir haben uns alle drei immer als Querdenker empfunden und hatten große Schwierigkeiten im eigenen Haus, weil wir zur kritischen Auseinandersetzung aufgerufen haben und das auch heute noch versuchen.

Für uns ist Architektur ein Spiegel der Gesellschaft, und was wir wollen, ist im Grunde eine Gesellschaftsveränderung in Richtung eines bewussteren Umgangs mit unserer gebauten und sogenannten „natürlichen“ Umwelt. In vielen Fällen hat dies zu einem überzogenen Regionalismus, ich möchte fast sagen zu einer Perversion geführt, und ich bin sehr froh, dass wir schließlich deutlich gemacht haben, dass drei Kübel Schlagobers auf der Malakoff-Torte einfach zu viel des Guten sind.

**Hauke:** Aber bis dahin ist doch jede kritische Stimme abgewürgt worden. Ich habe das in Katzelsdorf erlebt. Das war vorher eine Ortschaft mit Charakter, mit einem Bach, den man auf 500 Meter einfach zugeschüttet hat, um Parkplätze zu schaffen, und dann wurde das Ganze behübscht.



Ernst Beneder: Haus Huf, Blindenmarkt

**Obleser:** Schuldige zu suchen, ist müßig. In Katzelsdorf war damals der Druck zu groß, Flächen für den Verkehr zu gewinnen, für die Parkplätze, oder wenn der Mährescher fährt. Das waren damals die Argumente. Ich bin froh, dass es jetzt anders ist und dass wir uns solchen Aufgaben offener nähern können. Das heißt aber auch, dass wir qualifizierte Architektinnen und Architekten als Mithelfer finden müssen, und da wage ich zu behaupten, dass wir in Niederösterreich gar nicht genug qualifizierte Planer finden würden, wenn wirklich alle Häuslbauer, die wir jetzt so verurteilen, einen Architekten suchen würden.

*Was wir in Krems zur Förderung des Neuen Bauens unternehmen, ist oft außerhalb der Stadt bekannter als hier ...*

**Lindner:** Da ist keine Gefahr. Du weißt ja aus der Erfahrung in der Ortsbildpflege, wie schlecht der Ruf der Architekten in den Gemeinden ist, nicht zuletzt auf Grund der historischen Entwicklung, die wir gerade angesprochen haben.

**Obleser:** Mehr, als seit zwei Jahrzehnten 50 Architekten aus Steuermitteln zu beschäftigen, damit sie Leuten Tipps geben, die eigentlich von Architekten gar keine Tipps haben wollen, kann ich nicht tun. Mir ist es oft genug passiert, dass die Menschen zu mir gesagt haben: „Gut, Herr Ingenieur, dass sie kein Architekt sind, Ihnen glaube ich das.“ Wir müssen versuchen, die Scheu des Einzelnen vor der hehren Architektur zu vermindern.

*Der kleine Häuslbauer geht nicht zum Baumeister, um sich dort einen Plan zeichnen zu lassen, sondern er geht zum nächsten Baumarkt, wo ihm ein Berater einen Grundriss aus dem Computer holt.*

**Krejs:** Mit den Publikationen und Seminaren hat die Landesbaudirektion ein ungemein effizientes Medium in der Hand, eines der wenigen, das wirklich alle erreicht: die Häuslbauer, die Mitarbeiter in den Bauämtern und die Bürgermeister als Baubehörde. Das ist eine sehr schwierige Zielgruppe, an die bisher keines der „Häuser der Architektur“ in den Bundesländern wirklich herangekommen ist. Dort trifft man sich zwar, es gibt tolle Werkschauen, aber im Grunde bleiben Architekten dort unter sich. Den kleinen Häuslbauer, der im Lagerhaus die Ziegel kauft und für





Foto Pez Hejduk

Georg W. Reinberg: Pensionisten- und Pflegeheim St. Pölten



Foto Günter Kargl

Peter Obleser

die Ziegel gleich den Plan mitgeliefert bekommt, erreicht man so nicht. Diesen Kundenkreis hat die NO Ortsbildpflege an der Hand, und deshalb bin ich froh, dass sich die Schlagseite zum traditionalistischen Bauen, die es da früher gab, geändert hat und dass es jetzt einen gewissen Pluralismus der Projekte gibt.

**Und wenn wir sagen, uns gefällt die Architektur, die Gestaltung in unserem Land nicht, müssen wir sagen, wir gefallen uns eigentlich selbst nicht.**

**Schubrig:** Sie haben einen wichtigen Punkt angesprochen: Der kleine Häuslbauer geht nicht zum Baumeister, um sich dort einen Plan zeichnen zu lassen, sondern er geht zum nächsten Baumarkt, wo ihm ein Berater einen Grundriss aus dem Computer holt. Diese Baumärkte sind eine Katastrophe, nicht nur, weil sie den Pfusch am Bau extrem fördern, sondern weil dort oft angelernte „Fachkräfte“ Architektur machen.

**Beneder:** Ich glaube aber, dass es trotz all dieser Krisenerscheinungen kaum ein Bundesland gibt, das so große Chancen bietet, gerade weil viele Themen noch nicht angegangen sind. Das muss in den nächsten Jahren passieren: Mit der Osterweiterung der EU kommen gewaltige Verkehrsprobleme auf uns zu; es gibt den noch nicht ausformulierten Tourismus im Nahbereich von Wien; generell die Frage, ob sich Niederösterreich in weiten Teilen zu einer Suburbia von Wien entwickelt. Wir sollten als Planer weniger über Dachneigungen und Sprossen reden, sondern über die Strukturierung unserer Umwelt und deren Auswirkungen auf Ökonomie und Politik. Da gibt es in den Regionen Aufgaben, die einem jungen Architekten in der Großstadt überhaupt nicht zugänglich sind.

**Aber wenn ein Nebenerwerbsbauer heute auf den neuesten Audi spart und sich dann ein Krüppelwalmdach auf sein Haus setzt, stimmt doch irgendetwas nicht.**

**Winter:** Die Diskussion wird aber viel eher über die Form geführt. Denken Sie an das Ausstellungs- und Informationszentrum, welches Coop Himmelb(l)au in Hainburg für die Nationalparkverwaltung geplant haben. Da geht es um ein Projekt, das vom Land und von der EU finanziert wird. Die Gemeinde stellt nur das Grundstück und den

mittelalterlichen Wasserturm zur Verfügung, an den das Projekt sich anlehnt. Und trotzdem gibt es eine Unterschriftenliste, die für eine Volksbefragung reicht. Im Gemeinderat sind schon jetzt fünf Parteien vertreten. Alle sind einstimmig für dieses Vorhaben. Wegen diesem Projekt werden es vielleicht bald sechs Parteien sein.

**Krejs:** Der Wert solcher Projekte erschöpft sich ja nicht in der Befindlichkeit von Gemeindebürgern. Es gibt eine Außenwirkung, und ich glaube, dass Sie als Bürgermeister für Hof viel mehr erreicht haben, als den Leuten im Ort selbst bewusst ist. Ein erfolgreiches Projekt strahlt über die Gemeindegrenzen hinaus, österreichweit oder international. Ich bin extra nach Hof gefahren, um mir das Projekt anzusehen. Ein Bürgermeister muss auch das Image nach außen im Auge behalten, damit die Gemeinde für Touristen und Betriebe attraktiv ist. Das ist wichtiger als bei der nächsten Wahl wieder gewählt zu werden. Oft dauert es im Rahmen von Stadtentwicklungsprojekten länger als eine Wahlperiode, bis sich Erfolge einstellen.

Was wir in Krems zur Förderung des Neuen Bauens unternehmen, ist oft außerhalb der Stadt bekannter als hier, etwa wenn ein Architekt wie Dietmar Feichtinger den Wettbewerb für die Erweiterung der Donau-Universität gewinnt. Es ist sehr wichtig – und oft extrem schwierig – Innen- und Außenwirkung stadtplanerischen Handelns kommunalpolitisch in ein ausgewogenes Verhältnis zu bringen.

**Als Architektur interessiert die Landeshauptstadt kaum jemanden.**

**Lindner:** Man darf die Diskussionskultur auf dem Land nicht mit der in der Großstadt vergleichen. Zeitgenössische Architektur hat es hier einfach schwerer, weil sie von außen kommt. Der niederösterreichische Kulturpreis zur Architektur, der seit einigen Jahren vergeben wird und von Landeshauptmann Pröll eingeführt wurde, ist bisher zwar u. a. auch an geborene Niederösterreicher, aber nur an Büros vergeben worden, die ihren Hauptsitz in Wien und nicht in Niederösterreich haben. Der kulturelle Nährboden auf dem Land muss sich erst bilden.

**Karner:** Ich bin da durchaus optimistisch. Wir betreuen auch Projekte in kleinen Gemeinden, etwa für ein Gemeindezentrum mit 73.000 Euro, wobei wir im Vorfeld so viel wie möglich an Interessenten in die Projektentwicklung



Foto privat

Elisabeth Schubrig

mit hinein nehmen, sie mitwirken lassen und dadurch spätere Proteste großteils schon im Vorfeld vermeiden können.

**Obleser:** Man sollte die kulturelle Situation realistisch betrachten. Was sind die am meisten akzeptierten Medien, was sind die meist gesehenen Unterhaltungs- und sonstigen Fernsehsendungen, womit setzt man sich geistig auseinander? Politik kann da bestenfalls eine geringfügige Unterstützung und Hebung in irgendeine Richtung ermöglichen. Mehr ist einfach nicht drin. Und wenn wir sagen, uns gefällt die Architektur, die Gestaltung in unserem Land nicht, müssen wir sagen, wir gefallen uns eigentlich selbst nicht.

*In St. Pölten kann man hinstellen, was man will:  
Auf dem Acker ist jeder Weltmeister.*

**Kühn:** Diesen Kulturpessimismus kann ich absolut nicht teilen. Wenn ich mir ansehe, wie sich die Lebensverhältnisse in manchen Regionen in den letzten 25 Jahren verbessert haben, zum Beispiel im Waldviertel, dann ist das ein unglaublich positiver Prozess. Das Gerede vom Kulturverfall ist im Verhältnis dazu lächerlich. Es sind unglaublich viele neue Möglichkeiten aufgetan worden, nur liegt über allem eine Glocke von Traditionalismus, die sicher in guter Absicht gestrickt wurde. Aber wenn ein Nebenerwerbsbauer heute auf den neuesten Audi spart und sich dann ein Krüppelwalmdach auf sein Haus setzt, stimmt doch irgendetwas nicht. Das ist jedes Mal eine vergebene Chance, etwas zu machen, was den realen Lebensstilen besser entspricht.

**Beneder:** Vielleicht stellt sich die Frage des Bauens im konventionellen Sinn überhaupt völlig neu. Wir sind ja heute ständig gezwungen, uns neu zu adjustieren. Das Bauen ist irgendwie die letzte ganz harte Schale, die auch zum heutigen Konsumverhalten quer liegt, das ja auf dauernden Wechsel ausgelegt ist. Die nächste Generation wird Wohnen vielleicht viel weniger als äußeres Zeichen des Wohlstands auffassen und sich mit temporären Wohnformen zufrieden geben.

**Hauke:** Dieser flexible Mensch ist doch nicht lebbar. Irgendwann möchte man noch immer mit seiner Frau und seinen Kindern beisammen sein oder mit den Freunden Fußball spielen gehen. Ich bin überzeugt, dass das Pendel



Tadashi Kawamata: Projekt Sidewalk, Hauptplatz Wiener Neustadt

Foto Hans Wetzelstorfer

sehr bald wieder zurückschwingen und Architektur eine immer größere Rolle spielen wird.

**Obleser:** Die Siedlungsstrukturen, in denen wir leben, werden ihre Bedeutung aber immer mehr verlieren. Sie stammen aus dem Mittelalter und wurden aus Gründen angelegt, die wir kaum mehr nachvollziehen können, zum Schutz vor Feinden, die es längst nicht mehr gibt. Wir haben auch mit den Haus- und Hofformen oftmals nichts zu tun, wir bräuchten vielleicht global vernetzte Aluminiumcontainer, das würde uns und unseren heutigen Möglichkeiten vielleicht besser entsprechen, aber das hält man schon gar nicht aus. Das wäre sicher der direkteste Spiegel. Daher leben viele in schön restaurierten 100-jährigen Häusern in irgend einem Straßendorf zusammen mit anderen vereinzelt Menschen, die weder mit ihren Häusern noch miteinander etwas zu tun haben wollen oder suchen in gewohnten Formen die Lösung ihrer Wünsche. Wir fangen zwar nicht bei Null an, aber keiner weiß wirklich, in welche Richtung es geht.

**Kühn:** Ich möchte zum Abschluss noch das größte Bauvorhaben der letzten Jahrzehnte in Niederösterreich zur Sprache bringen, die Landeshauptstadt St. Pölten. Hat dieses Projekt die Baukultur des Landes beeinflusst?

**Hauke:** Nein, überhaupt nicht. Als Architektur interessiert die Landeshauptstadt kaum jemanden. Und als Idee habe ich es von Anfang an unsinnig und historisch falsch gefunden, Wien zu verlassen. Das war der Traum von ein paar alten Männern, die in die Geschichte eingehen wollten. Wien war immer schon unsere Hauptstadt, dort hätten wir zeigen können, was für Muskeln wir haben. In St. Pölten kann man hinstellen, was man will: Auf dem Acker ist jeder Weltmeister. Der beste Beweis, dass die Hauptstadt nicht funktioniert, ist der Rückgang der Bevölkerung von St. Pölten: 1,7 Prozent seit 1991. Das sagt alles.

*St. Pölten war jedoch eine Übung in Urbanisierung, dem jetzt ganz andere, viel mutigere Schritte folgen müssen, etwa eine „Europaregion“ von St. Pölten bis Bratislava.*

**Karner:** Solange die Beamten per Bus aus dem ganzen Land hergebracht werden und um drei Uhr nachmittags wieder nach Hause fahren, wird sich daran nichts ändern. Außerdem ist der Plan, zusätzliche mittelständische



Ernst Hoffmann: Landhaus und Klangturm, St. Pölten  
Karin Bily, Paul Katzberger, Michael Loudon: NO Landesbibliothek und Archiv, St. Pölten

Betriebe anzusiedeln, nicht in dem erforderlichen Maß aufgegangen.

**Winter:** Ich fahre nur ins Regierungsviertel, wenn ich muss. Es ist als Architektur so kühl, da ist kein Herz drin, man fühlt sich dort einfach nicht wohl.

**Beneder:** Diese Art der Hauptstadt bildet eine Form von Verwaltung ab, wie sie vor dem elektronischen Datenaustausch strukturiert sein musste, und ist so im Grunde verspätet. Für ein Land wie Niederösterreich bieten sich verteilte, gut vernetzte Verwaltungseinheiten an. St. Pölten war jedoch eine Übung in Urbanisierung, dem jetzt ganz andere, viel mutigere Schritte folgen müssen, etwa eine „Europaregion“ von St. Pölten bis Bratislava.

**Architektur hört ja nicht bei den vier Wänden auf. Gerade in einem Land wie Niederösterreich darf man die Verkehrsplanung nicht den Technokraten überlassen.**

**Krejs:** Man kann über die architektonische und städtebauliche Qualität der Landeshauptstadtplanung geteilter Meinung sein, sicherlich aber hat das Projekt zu einer verstärkten öffentlichen Auseinandersetzung mit städtebaukünstlerischen Fragestellungen geführt. Insgesamt hat Niederösterreich – ausgelöst durch die Landeshauptstadtentwicklung – in der Baukultur in den letzten Jahren landesweit massiv aufgeholt, auch was die Dichte innovativer Vorhaben betrifft, selbst wenn die Situation noch weit von Vorarlberg oder Tirol entfernt ist. Sprach Architekt Paul Katzberger bei der Gründung von ORTE im Jahr 1994 noch von Niederösterreich als architektonischer Wüste, so ist mittlerweile schon die eine oder andere Oase durch qualitativ volles Bauen entstanden.

**Obleser:** Es ist wichtig, die richtige Sprache für die Menschen zu finden, und da sind wir uns unserer Verantwortung bewusst. Ich glaube, dass die neuen Möglichkeiten der Bauordnung erst langsam von den Menschen im Land erkannt werden. Starke Veränderungen wird auch die neue Regelung der Niederösterreichischen Wohnbauförderung bringen, die erst vor wenigen Wochen – beinahe unbemerkt von der Öffentlichkeit – beschlossen wurde. In drei Jahren wird es keine geförderten Häuser mehr geben mit einer Energiekennzahl über 50. Wer Wohnbauförderung beansprucht, wird nicht mehr mit einer Palette Ziegel, einer Mischmaschine und fünf Freunden am Wochen-



Karl Winter

ende sein Haus errichten können. Das heißt, es wird sehr schnell im Bereich der Vorfabrikation und der Detailausbildung bei Vorhaben vor Ort ein entsprechendes Angebot entstehen müssen, das den Häuslbauern noch genug Freiraum lässt. Unsere Aufgabe wird es sein, den Menschen bei gewissen Planungen an die Hand zu gehen. Aber viel wichtiger ist es, den Gemeinden an die Hand zu gehen, um den immer noch stattfindenden total unkontrollierten Wildwuchs in die Landschaft zu kanalisieren. Im Moment versuchen wir die Gemeinden dazu zu bringen, gleichwertige Grundstücke zu parzellieren, auf denen man ein ökologisch und solar gut ausgerichtetes Haus bauen kann. Und wir wollen die Gemeinden dazu motivieren, sich auch bei kleineren, unspektakulären Bauaufgaben und bei Raumplanungsprojekten des Instruments Wettbewerb zu bedienen.

**Hauke:** Ich wünsche mir, dass es auch bei der Verkehrsplanung zu breiteren, möglichst interdisziplinär ausgerichteten Verfahren kommt. Architektur hört ja nicht bei den vier Wänden auf. Gerade in einem Land wie Niederösterreich darf man die Verkehrsplanung nicht den Technokraten überlassen. Das ist ein zentrales Thema, dem sich die Architekten und Landschaftsplaner wieder stellen müssen.





Foto Günter Kargl

#### **Ernst Beneder**

1958 geboren in Waidhofen/Ybbs  
 Studium an der Technischen Universität Wien, Postgraduate Studien am Tokyo Institute of Technology bei Kazuo Shinohara, Fellow der Japan Society for the Promotion of Science  
 Seit 1987 Architekt in Wien, 1996 Arbeitsgemeinschaft mit Anja Fischer  
 Gastprofessuren an der TU Wien und an der University of Illinois  
 Tätig in Beiräten (Feldkirch, Krems, Steyr, ÖBB), den Vorständen von ÖGF und ORTE (Vorsitzender 1999–2001)  
 Zahlreiche Preise, u. a. Anerkennung für vorbildliches Bauen in NÖ (1996, 1997, 1999, 2000) sowie Otto-Wagner-Städtebaupreis für das Stadtprojekt Waidhofen/Ybbs

#### **Hermann Hauke**

Entstammt einer Handwerkerdynastie  
 Schlossermeister, Gewerbetreibender  
 Fertigung von handwerklich und gestalterisch anspruchsvollen Objekten und Werkstücken

#### **Johannes Karner**

1964 geboren in Neunkirchen  
 HTBLA Wiener Neustadt  
 Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Wirtschaftsuniversität Wien  
 Seit 1999/2000 Geschäftsführung NÖ. Hypo Bauplan und NÖ. Hypo Leasing mit Schwerpunkt auf Finanzierung und Abwicklung von öffentlichen Bauvorhaben, Gutachterverfahren und Consultingleistungen

#### **Wolfgang Krejs**

1952 geboren in Krems/Donau  
 Studium der Architektur und der Raumplanung und Raumordnung an der TU Wien (Dipl.-Ing.)  
 Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Salzburg (Dr.iur.)  
 1980–1990 Stadtverwaltung Salzburg, Amt für Stadtplanung  
 1988 Stadtplanungspraxis bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz in Berlin  
 1991 Leiter des Kulturamtes der Stadt Salzburg  
 Seit 1993 Stadtbaudirektor in Krems  
 1998 Kulturpreis des Landes Niederösterreich für Architektur, verliehen von Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll

#### **Gerhard Lindner**

Architekturstudium an der Technischen Universität Wien, Diplom 1980  
 1982–1986 Assistent am Institut für Gebäudelehre der TU Wien  
 1985–1988 Lehrauftrag „Angewandte Planungsmethodik“ an der TU Wien  
 Arbeitsschwerpunkte: Ausstellungen und Museen, Bauen für betagte Menschen, Denkmalpflege  
 Seit 1993 im Vorstand von ORTE architekturNetzwerk niederösterreich, seit 2001 Vorsitzender  
 Seit 1997 Vorstandsmitglied des Kunst Verein Baden  
 Zahlreiche Preise, u. a. Auszeichnung „Vorbildliche Bauten in NÖ“, 1991 und 2001  
 Büro in Baden, Baubüro in Wien

#### **Peter Obleser**

1950 geboren in Wien  
 Studium der Architektur an der TU Wien  
 Arbeit in verschiedenen Architekturbüros  
 Seit 1978 beim Land Niederösterreich beschäftigt  
 1981 Start der Ortsbildgestaltung beim Amt der niederösterreichischen Landesregierung, derzeit Leiter des Referates

#### **Elisabeth Schubrig**

1954 geboren in Wien  
 HTL für Hochbau in Krems/Donau  
 Akademie der bildenden Künste, Meisterschule für Architektur Prof. Roland Rainer, Mag.arch.  
 Seit 1980 Geschäftsführung der Firma Schubrig Ges.mbH. mit Sitz in Krems, Wien und Hollabrunn, Bmst.  
 Durchführung von Hochbauprojekten, konstruktiven Brückenbauten, Industriebauten, Sanierungen etc.  
 Schwerpunkt im Bereich Generalunternehmer und Totalunternehmer

#### **Karl Winter**

1948 geboren  
 Volks- und Hauptschule in Hof/Lgb. und Mannersdorf/Lgb.  
 Lehrberuf: Werkzeugmacher (1963–1977)  
 Seit 1975 Geschäftsführender Gemeinderat in Hof/Lgb.  
 Seit 1997 Bezirksgeschäftsführer der SPÖ im Bezirk Bruck/Lth.  
 1995–2000 Bürgermeister in Hof/Lgb.  
 Obmann der Verein Volkshaus Hof/Lgb.  
 Lds.-Vorstandsmitglied des NÖ-Kulturforums  
 Obmann des „Hofer Kunst-, Kultur- und Bildungsvereines“

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*

## Architekturwirklichkeiten III: Burgenland

# Kumpf ist fast schon Konzept

*Von Architekten wie Roland Rainer wegen seiner anonymen Bautradition geschätzt, hat das Burgenland in den letzten zwanzig Jahren mit der Entwicklung des Tourismus den Weg der schleichenden „Verkumpfung“ eingeschlagen. In der Thermen- und Hotelarchitektur sucht man vergeblich nach innovativen Projekten, technische Infrastrukturen tarnen sich als Einfamilienhäuser, der Wohnbau ist in der Hand weniger Genossenschaften, die an den Peripherien gleichgültig ihre Baumassen absetzen. In dieses Bild mischen sich freilich deutliche Anzeichen der Veränderung: Der private Sektor hat einer kleinen, aber im österreichischen Vergleich durchaus konkurrenzfähigen Architekturszene Auftrieb gegeben, die mit der EU-Erweiterung und der damit zu erwartenden wirtschaftlichen Belebung Breitenwirkung erlangen wird. Von allen Bundesländern kann das Burgenland mit seiner 210 km langen Ostgrenze von der Öffnung nach Osten am stärksten profitieren. Die Regionalplanung bemüht sich daher schon seit Jahren um eine grenzüberschreitende Entwicklung unter Bedachtnahme auf die differenzierten Landschaftsräume, durch die sich die Region besonders auszeichnet. Mit der Öffnung könnte auch die Dominanz der Städte Wien und Graz durch „natürliche“ Zentren wie Sopron einen Ausgleich erfahren. Um den vergleichsweise abrupten Übergang von einer agrarischen in eine postindustrielle Gesellschaft auch in seinen räumlichen Konsequenzen zu bewältigen, wird das Burgenland aber innovativere Konzepte brauchen, als sie derzeit vorhanden sind. Immerhin scheint die neue Landesregierung erkannt zu haben, dass sie dafür in der qualitätsorientierten Architektenschaft Verbündete suchen muss: Im Jahr 2002 sollen erstmals die innovativsten Projekte aus Architektur und Städtebau durch einen in Kooperation mit dem Architekturraum Burgenland ausgelobten Landesarchitekturpreis gewürdigt werden.*

*Christian Kühn*

**Kühn:** Das Technologiezentrum Eisenstadt, in dem wir dieses Gespräch führen, ist ein zu Recht viel gelobtes Beispiel für modernes Bauen im Burgenland. Auf der Fahrt hierher habe ich mich allerdings gleich zweimal verfahren, weil sich die Peripherie von Eisenstadt in den letzten Jahren ähnlich rasch und ungeordnet entwickelt hat wie in vielen anderen Gemeinden. Die Wegbeschreibung, die mir ein mitleidiger Tankwart gegeben hat, ist typisch: am Bauarkt vorbei bis zum McDonalds und dann links abbiegen.

**Schatovich:** Das ist eine Maßstabsebene, auf der es uns noch nicht gelungen ist, Qualität zu erzeugen. Für das Umfeld des Technologiezentrums gab es ja ursprünglich ein städtebauliches Konzept, das eine lineare Erweiterung des Gebäudes vorgesehen hat. Dieser Plan ist vor allem daran gescheitert, dass man nicht an den Erfolg geglaubt hat. Hätte man gewusst, wie gut sich das Projekt entwickelt, wären die übrigen Liegenschaften sicher nicht so kurzfristig anderen Nutzungen zugeführt worden.

**Szedenic:** Auf der Ebene der Raumordnung hat sich aber in den letzten Jahren durch die Öffnung nach Ungarn, der Slowakei und Slowenien viel getan. Da haben sich Standorte entwickelt, die zuvor praktisch nicht existent

waren. Auf der anderen Seite ist im Burgenland eine zwar nicht große, aber durchaus interessante Architekturszene entstanden, die viele qualitätsvolle Einzelobjekte hervorgebracht hat. Auf der Ebene dazwischen, beim städtebaulichen Gesamtprojekt und beim Siedlungsbau im ländlichen Raum, fehlen aber brauchbare Ansätze.

**Gangoly:** Das hängt nicht zuletzt mit der besonderen Siedlungsstruktur im Burgenland zusammen, die man mit den Strukturen in anderen Bundesländern nicht vergleichen kann. Es gab hier so gut wie keine Industrie und damit auch nicht diese klassischen Industriezentren, wie sie zum Beispiel in der Obersteiermark oder den ganzen Donauraum entlang zu finden sind. Das Land war fast ausschließlich agrarisch besiedelt, dabei allerdings sehr systematisch erschlossen. „Wehrdörfer“ sind ingenieurmäßig in regelmäßigen Abständen und in einheitlichen Bebauungsstrukturen, also sehr funktionell auf eine bestimmte Bewirtschaftungsform hin, angelegt. In den letzten 30 Jahren hat sich der agrarische Sektor derart gewandelt, dass diese Strukturen ihre funktionelle Begründung verloren haben, und dann stellt sich irgendwann die Frage der Identität. Dieses Identitätsproblem ist im Burgenland viel stärker als in anderen Bundesländern.



Therme Lutzmannsburg

**Szedeník:** Unsere Dörfer waren bis in die frühen sechziger Jahre reine Bauerndörfer. Dann sind die Häuser etwas größer geworden, aber es gab noch immer Identität zwischen Wohnen und Arbeiten am selben Ort. In den späten sechziger Jahren setzt dann zuerst die Landflucht ein und später – durch die gute Verkehrsverbindung nach Wien – wieder ein Bevölkerungszug, der zu einer Explosion der Dörfer geführt hat. Heute leben in dem Dorf, aus dem ich komme, von 150 Familien gerade noch fünf als Bauern.

**Gangoly:** Und damit entstehen diese suburbanen Wunschscenarien, was die Wohnform betrifft, die mit der traditionellen Struktur nicht zusammenpassen.

**Kühn:** Aber es gäbe doch die Möglichkeit, Dorfentwicklung unter Berücksichtigung der alten Flurformen zu machen.

**Bauer:** Roland Rainer hat das in St. Margarethen versucht und Adolf Krischanitz auf dem Friedrichshof, wo aber von 140 Parzellen bisher nur eine einzige bebaut wurde. Das hat nicht zuletzt ökonomische Gründe: Die langgestreckte Bebauung ist einfach zu aufwendig für den normalen Häuslbauer. Strukturen mit 100 Meter langen Mauern sind unbezahlbar, da ist allein für die Außenanlagen das Budget weg.

**Schatovich:** Es liegt nicht nur am Geld. In St. Margarethen hat Roland Rainer für ein Erweiterungsgebiet einen Bebauungsplan mit Musterhäusern geplant, die alle verändert wurden, geschmückt mit den Attributen und Elementen aus typischen Einfamilienhaussiedlungen. Das alte burgenländische Haus war ja für sich genommen nicht besonders schön; es hat von der Aneinanderreihung in der Dorfsstruktur gelebt. Dem Häuslbauer geht es dagegen um Individualität, oder zumindest möchte er zeigen, dass er sich bemüht hat, etwas besonderes zu machen.

**Gangoly:** Aber wäre das nicht eine Aufgabe der Raumordnung, die geschlossene Siedlungsstruktur zu schützen? Man sieht ständig, dass an der Straße das alte Haus weggerissen wird und damit plötzlich in dieser geschlossenen Straßensituation des Dorfes ein Vorgarten entsteht und 10 Meter dahinter das neue Wohnhaus.

**Bauer:** Es gibt einige Gemeinden, die versucht haben, das über den Bebauungsplan zu regeln. Das hatte insofern wenig Erfolg, als dann einfach im Ortskern nicht mehr



Hans Schandl: Kläranlage in Schützen

gebaut wurde. Außerdem geht der Trend in den Bauordnungen allgemein eher zur Deregulierung.

**Szedeník:** Wir versuchen seit ungefähr 20 Jahren, den Leuten die Qualitäten des burgenländischen Streckhofs zu vermitteln – die landschaftsplanerischen, die dorfräumlichen, aber auch die Wohnqualität. Ich frage mich, warum uns das nicht gelingt.

**Kühn:** Vielleicht sprechen Sie die falschen Leute an?

**Szedeník:** Manche Gemeinden wären sogar bereit, entsprechend zu parzellieren, aber wenn diese Grundstücke niemand konsumiert, dann hilft das wenig. Wir müssten an den Endverbraucher herankommen, und das gelingt uns nicht.

*Das alte burgenländische Haus war ja für sich genommen nicht besonders schön; es hat von der Aneinanderreihung in der Dorfsstruktur gelebt.*

**Kühn:** Herr Weninger, Sie haben sich nach längerer Diskussion mit Ihrem Architekten entschlossen, bei Ihrem Weingut die alte Bebauungsstruktur aufzugreifen. Warum findet das keine Nachahmer?

**Weninger:** Ich bin mit meinem Weingut ja im alten Ortskern geblieben. Bei einer Dorferweiterung ist es viel schwieriger, solche Strukturen durchzusetzen. Es gibt einfach zu wenige gute Beispiele dafür. Wenn schon fünf solche Häuser im Dorf stehen, dann ziehen die anderen nach.

**Bauer:** Ich beschäftige mich seit 15 Jahren oder länger mit diesem Typus, zehn Meter breit, 100 Meter lang. Ich glaube, ich habe 150 verschiedene Entwürfe gezeichnet, aber bis heute keine einzige Möglichkeit gehabt, so etwas zu realisieren.

**Weninger:** Das habe ich gemeint: Es gibt keine Beispiele. Ich bin selbst im Gemeinderat und kenne die Probleme bei der Vermarktung von Grundstücken, die nicht so zugeschnitten sind, dass jeder seine Villa draufstellen kann. Da gibt man dann irgendwann nach, wenn man Grundstücke dreimal aufparzellieren muss, bis sie endlich gekauft werden.

**Szedeník:** Aber warum erkennt niemand die Qualität dieses Streckhoftyps, wo ein viel intimeres Wohnen mög-



Foto Pez Hejduk

Raimund Dickinger: Weingut Weninger, Horitschon

lich ist, weil man ja eigentlich den Hof als Wohnzimmer hat?

**Weniger:** Das Bewusstsein dafür muss sich langsam entwickeln. Ich habe ja selbst vor Jahren Pläne gezeichnet und einen Baumeister zu Rate gezogen und mit Erkern und allem möglichen Schnickschnack gebaut.

**Gangoly:** Man darf sicher nicht den Fehler machen, diese alten fahnenartigen Grundstücke mit ihren fünf Metern Hausbreite und fünf Metern Hofbreite zu kopieren. Es geht eher darum, dass man die Strukturen akzeptiert und nicht versucht, eine bestimmte Form zu transportieren.

*Seit zwanzig Jahren versuchen wir, den Leuten die Qualitäten des burgenländischen Streckhofs zu vermitteln – ohne Erfolg.*

**Tschach-Sauerzopf:** Es geht nicht um das Kopieren von alten Formen und Strukturen, sondern um Erhaltung oder akzeptable Erneuerung. Die Zersiedelung ist für den Tourismus natürlich ein Problem, weil wir ein Produkt, das aus Gefühlen und Bildern einer „sogenannten heilen Welt“ besteht, vermarkten wollen. Und traditionelle Wohnformen im Burgenland gehören da einfach dazu.

**Kühn:** Aber es kann doch keine Strategie für eine Dorferneuerung sein, die Widersprüche zwischen den suburbanen Wunschbildern und den traditionellen Wohnformen einfach zuzudecken, nur um den Tourismus zu fördern.

**Schatovich:** Es ist uns als Raumplanern jedenfalls bisher nicht gelungen, eine Strategie zu entwickeln, die eine Antwort auf diese Diskrepanz ist.

**Szedeník:** Wir diskutieren in der Dorferneuerung ständig über Regulative, um wieder ordentlich gestaltete Dörfer zustande zu bringen. Offenbar ist daran aber niemand mehr interessiert. Abgesehen von gewissem Zierrat gibt es keinen gesellschaftlichen Konsens mehr über das Wohnen. Wechsel in der Typologie hat es immer gegeben, etwa vom Streckhof zu den quergestellten Häusern. In den sechziger Jahren sind dabei manche Dörfer völlig umgebaut worden, aber das hat dann immer geschlossene Strukturen und geordnete Räume ergeben. Mit der heutigen Bauweise ist so etwas nicht mehr zusammenzubringen. Die einzelnen Typen sind so heterogen, dass das



Fotos Tschank (2)

Franz Weninger

ganze einfach zerfällt. Angesichts dieser sozialen Realität ist jede Reglementierung zum Scheitern verurteilt. Wir müssen das endlich akzeptieren.

**Kühn:** Sind der Raster und die Parzellierung in möglichst quadratische Parzellen das einzige Prinzip, das diese Heterogenität zulässt?

**Weniger:** Wir haben einmal eine Widmung mit gekurvten Straßen versucht, mit Bäumen in der Mitte, und da sind sofort Argumente gekommen, dass die Feuerwehr nicht gut zufahren kann und ähnliches, und die haben sich durchgesetzt, leider Gottes.

**Schatovich:** Die Dörfer müssen darum kämpfen, die Bevölkerung im Ort zu halten. Deshalb müssen sie Bauplätze anbieten, die von den Leuten auch gekauft werden.

**Bauer:** Ich möchte dazu eine radikale These formulieren. Wenn wir die traditionellen Dörfer nicht als Museumsstücke, sondern lebendig erhalten wollen, dann müssen wir sie neu bauen, also die alten Substandard-Lehmhäuser abreißen und in einer weiterentwickelten Struktur neu aufbauen. In den feuchten, zu kleinen, 2,2 Meter hohen Räumen will einfach niemand mehr wohnen.

*Abgesehen von gewissem Zierrat gibt es keinen gesellschaftlichen Konsens mehr über das Wohnen.*

**Szedeník:** Diese Häuser gibt es längst nicht mehr oder vielleicht noch ein oder zwei pro Ortschaft. Das ist alles längst saniert oder komplett neu aufgebaut. Das ist vor allem ein Generationenproblem, dass die ältere Generation im Ortskern wohnt, die Jungen rausgezogen sind, und plötzlich steht eines Tages der Ortskern leer, wenn die ältere Generation ausstirbt. Die einzige Hoffnung ist, dass die Enkelgeneration den Ortskern wiederentdeckt.

**Tschach-Sauerzopf:** Ich kann dazu ein Gegenbeispiel beisteuern. In Purbach, wo ich eine Privatzimmerkategorisierung durchgeführt habe, wurde die alte Bausubstanz sehr sorgfältig restauriert und anderen Zwecken zugeführt. Das ist für mich ein Marketingansatz, der in Richtung „typisch burgenländisch-romantisch wohnen“ führen könnte. Wenn es sich um kleine, erhaltene Dorfstrukturen handelt, ist es dem Gast sogar oft lieber, dort zu wohnen, als in einem modernen, komfortablen, aber gesichtslosen Viersternhotel. Dieses originelle, oder besser authentische



Hans Gangoly

Wohnen ist eine Marktnische, die durchaus Zukunft hat.

**Bauer:** Konservieren allein ist aber zu wenig. Ich habe ein großes Verständnis für die Wertschätzung der alten, höchst wertvollen Strukturen, ich bin selbst in so einem Hof aufgewachsen. Aber man muss sich genau überlegen, wie die Erneuerung stattfinden kann, an welchen Schnitten und Bruchstellen. Bei der Galerie in Stoob von Hans Gangoly ist das exemplarisch gelungen.

**Szedeník:** Das war in der Szene und in den Medien sicher ein Erfolg, aber mich würde in unserem Kontext die Reaktion der durchschnittlichen Dorfbevölkerung interessieren.

*„Burgenländisch-romantisch Wohnen“ ist ein Marketingansatz, der durchaus Zukunft hat.*

**Gangoly:** Die war sehr positiv aus ganz pragmatischen Argumenten, vor allem weil die Aneinanderreihung von Durchgangszimmern im alten Streckhof durch das Zustellen eines neuen Baukörpers aufgehoben wird. Dadurch bleibt die Romantik der niedrigen, dunkel-beschaulichen Räume erhalten, wird aber ergänzt durch etwas Offenes, Helles und Transparentes. Die Nachbarn können alle sehr gut damit leben oder haben sogar eine positive Meinung. Sie sind aber weit davon entfernt, so etwas auch nur im entferntesten für sich selbst in Betracht zu ziehen.

**Weninger:** Da spielt vor allem die Angst, ein Außen-seiter zu werden, eine Rolle.

**Kühn:** Warum sind Sie bei Ihrem Weingut dieses Risiko eingegangen?

**Weninger:** Vielleicht bin ich ein bisschen aufgeschlossener und neugieriger; Ich habe auch in Ungarn schon Fuß gefasst und dort ein Weingut aufgebaut. Ich muss Hans Gangoly beipflichten: Die Leute kommen und schauen das an, aber selbst in diese Richtung zu denken, da fehlt den meisten der Mut. Ich habe gehört, dass das Weingut Kirnbauer in Deutschkreuz ein Weinschlössl mit allem drum und dran errichten möchte, obwohl der Hirnbauer ein sehr aufgeschlossener Winzer ist. Das ist problematisch, weil es ja wieder Vorbildwirkung haben kann.

**Szedeník:** Sie selbst haben sehr lange nach einem Architekten gesucht und ihn schließlich durch Zufall in Tirol gefunden.



Hans Gangoly: Galerie Hametner, Stoob

Foto Paul Ott

**Weninger:** Wir haben drei Jahre vorgeplant und die Entwürfe, die wir bekamen, waren weder vom Räumlichen noch vom Praktischen her befriedigend. Dann sind wir durch eine Weinkundschaft auf unseren Architekten gekommen, der in der Südsteiermark eine Orgelbauwerkstätte entworfen hat. Die haben wir uns angesehen, und sie hat uns sehr gut gefallen. Der Architekt hat dann einige Entwürfe gemacht, die uns zugesagt haben, aber erst nach nächtelangen Sitzungen und Diskussionen. Erst war uns das Glas zuviel, die viele Sonne, aber der Architekt Raimund Dickinger hat eine große Überzeugungskraft gehabt. Und es funktioniert wirklich toll: Heute früh war es zum Beispiel schon ziemlich kalt, aber um neun, nachdem die Sonne in den Raum gekommen ist, war die Vinothek innerhalb einer halben Stunde warm.

**Gangoly:** Ich kenne das Gut von Herrn Weninger vom Weinkaufen und ich glaube, dass sich der Atmosphäre des Verkaufsraums niemand entziehen kann. Man braucht dafür überhaupt kein Architekturverständnis. Aber Vorbildwirkung im Dorf gibt es trotzdem kaum.

**Weninger:** Die Leute lieben einfach ihren Zierrat. Sie kommen rein und sagen, da fehlt ja etwas, da gehört ein Bild hergehängt, die Mauer ist zu kahl. Ich habe heute kein Verständnis mehr dafür, aus allem einen Burgenland-Kitsch zu machen.

**Gangoly:** Ist Architektur für Sie auch ein Marketinginstrument?

*Die Hotelarchitektur im Burgenland entspricht weder österreichischen noch internationalen Trends und ist zum Teil wirklich unter jeder Kritik.*

**Weninger:** Sie ist eines geworden. Ursprünglich haben wir rein praktisch gedacht: Der Umbau sollte uns helfen, Wein so einfach wie möglich zu erzeugen und zu verkaufen. Inzwischen ist die Architektur Teil des Marketings, weil eine gewisse aufgeschlossener Schicht gute Weine kauft. Vor allem Kunden aus Holland, aus der Schweiz und aus Deutschland sind sehr begeistert, mehr noch als die Österreicher.

**Bauer:** An diese Qualitätskunden sollte auch im Tourismus mehr gedacht werden. Da ist das Burgenland wirklich tiefste Provinz.



Foto Sonnenland Mittelburgenland



**Tschach-Sauerzopf:** Das wollte ich gerade den Architekten vorwerfen: Die Hotelarchitektur im Burgenland entspricht weder österreichischen noch internationalen Trends und ist zum Teil wirklich unter jeder Kritik.

**Szedeník:** Aber es gibt doch keine Architektenauswahl bei diesen Projekten. Wir leiden doch im mittleren Burgenland ständig daran, was uns da in Lutzmannsburg vorge-setzt wurde.

**Tschach-Sauerzopf:** Diesen Vorwurf wollte ich gerade an Sie weitergeben. Das haben doch Architekten entworfen. Hier wurde die Chance von innovativer Bauweise bzw. erstmalig die Chance einer optimalen Abstimmung von touristischem Angebot und Architektur verspielt.

**Szedeník:** Aber ohne Ausschreibungen oder Wettbewerbe. Der Tourismus im Burgenland steht offensichtlich auf Kriegsfuß mit der Architektur.

**Tschach-Sauerzopf:** Das hängt davon ab, welche Richtung des Tourismus Sie hier ansprechen. Für die Werbung stimmt das sicher nicht, auf der Ebene des einzelnen Bauherrn oder Vermieters werden sie oft recht haben. So hat man es im Thermenbereich verabsäumt etwas Innovatives, Ästhetisches oder Funktionales zu schaffen. Lutzmannsburg ist für mich ein Beispiel für eine verpasste Chance, sowohl was die Bauherren als auch die Architekten betrifft. Es hätte für die zukünftige Hotelarchitektur und andere touristische Projekte im Burgenland zum Impulsgeber werden können. So trifft man hier auf eine Aneinanderreihung von mittelmäßigen bis banalen Hotelbauten, bei denen teilweise auch die funktionale Qualität nicht stimmt.

*Wirklich schlimm waren die Reden der Politiker. Die haben den Bau gelobt und gepriesen, als ob sie keine Augen im Kopf hätten.*

**Kühn:** Wieviel öffentliches Geld steckt in einem solchen Projekt?

**Tschach-Sauerzopf:** Unterschiedlich. Das fängt bei der Feasibility-Studie an, für die es vom Land und von der Wirtschaftskammer Förderungen gibt. Da sitzen auch zwei Architekten, und ich nehme doch an, dass man in dieser Schlüsselposition Einfluss ausüben könnte, um in eine andere, zukunfts-trächtigere Richtung zu gehen. Die

Fotos Tschank (2)



Klaus-Jürgen Bauer

Zusammenarbeit zwischen touristischen Bauherren und Architekten sollte viel intensiver werden. Das architektonische Konzept viel mehr in Symbiose mit dem touristischen Angebot stehen.

**Kühn:** Das war noch nicht die ganze Antwort: Wie viel öffentliches Geld steckt im Projekt selbst?

**Szedeník:** Das Land ist an den Gesellschaften der Thermen immer beteiligt und gibt oft auch über die Raumplanung den Anstoß für Projekte. Lutzmannsburg ist dafür ein klassisches Beispiel. Ich nehme an, man hat eine Wirtschaftlichkeitsberechnung und eine Kapazitätsberechnung gemacht. Dann hat man schnell einen Architekten genommen und der hat schnell etwas gebaut und dann hat man nachgedacht, jetzt brauchen wir eigentlich auch Hotels. Und dann hat man rund um die Therme alles als Bauland gewidmet, Betreiber gesucht, und die haben dann ihre Gupfe hingesetzt.

*Kumpf ist ja schon fast Konzept. Im Landeshochbau ist in den letzten kein einziges Beispiel entstanden, das man herzeigen könnte.*

**Schatovich:** Ich habe als Raumplaner an der Standortfindung für die Therme mitgearbeitet, und ich stehe noch immer dazu, dass es ein guter Standort dort ist. Der Übergang von der Standortentscheidung zur Architektur war das Problem. Man wollte auf die sichere Seite gehen und etwas „G'schmackiges“ machen.

**Gangoly:** Aber das ist letztlich doch eine politische Frage. Die Landespolitik hat sich zumindest bisher überhaupt nicht für architektonische Qualität interessiert. Es wäre ja grundsätzlich kein Problem, überall dort Mindeststandards zu verlangen, wo öffentliche Mittel eingesetzt werden.

**Szedeník:** Wir hatten erst vor kurzem einen Regierungswechsel, und es gibt Anzeichen, dass sich in dieser Beziehung etwas ändert. Ein Prozedere wie in Lutzmannsburg wird sich hoffentlich nicht wiederholen.

**Kühn:** Es ist doch erstaunlich, dass der Einfluss des Landes bei der Standortentscheidung geltend gemacht wird, und zwar unter Einbeziehung von Fachleuten, aber nicht bei der architektonischen Qualität des Gesamtprojekts.



Rudolf Szedenik

**Bauer:** Ein kultivierter Bauherr hätte eine Standortbestimmung gemacht und dann nach Klärung der ökonomischen Randbedingungen einen baukünstlerischen Wettbewerb mit einer renommierten Jury ausgeschrieben. Aber die Projekte, die in dieser korrekten Art abgewickelt wurden, kann man in den letzten zehn Jahren an einer Hand zählen.

**Weninger:** Daran gibt es von Seiten der Politik kein Interesse. Um noch ein letztes Mal auf Lutzmannsburg zurück zu kommen: Ich war dort bei der Eröffnung einer Vinothek eingeladen – blaue Trauben am Himmel an die Decke gemalt, also fürchterlich. Aber wirklich schlimm waren die Reden der Politiker. Die haben den Bau gelobt und gepriesen, als ob sie keine Augen im Kopf hätten.

**Gangoly:** Die interessanten und herzeigbaren Projekte werden im Burgenland von Privaten beauftragt, die ihr eigenes Geld investieren. In den sechziger und siebziger Jahren war auch die Kirche ein sehr engagierter Bauherr, etwa mit der Kirche in Oberwart von Domenig/Huth. Auf der politischen Ebene des Landes war das Bewusstsein für Qualität aber nie zu spüren.

*Kaum hatten wir mit einem Landesrat eine Gesprächsbasis aufgebaut, war er schon wieder weg, und dann war drei Jahre lang Pause, kein Interesse.*

**Kühn:** Gab es nicht eine Phase in der burgenländischen Kulturpolitik, in der Architektur sehr wohl eine Rolle gespielt hat? Die Kulturzentren, die von Mattersburg bis Güssing ins Land betoniert wurden, waren architektonisch zwar keine Spitzenleistungen, aber sie hatten doch einen gewissen innovativen Anspruch im Vergleich zum Kumpf-niveau, mit dem man sich heute offenbar zufrieden gibt.

**Szedenik:** Kumpf ist ja schon fast Konzept. Im Landeshochbau ist in den letzten Jahren kein einziges Beispiel entstanden, das man herzeigen könnte.

**Schatovich:** Die Kulturzentren hingen sehr von Einzelpersonen ab. Insbesondere der damalige Landesrat Mader war stark um Baukultur und um Ortsbildfragen bemüht und in weiterer Folge auch um neue Architektur. Wir haben jetzt seit kurzem eine neue Landesregierung, und ich hoffe, dass da wieder etwas in Bewegung kommt. Immerhin ist es uns jetzt gelungen, dass ab 2002 ein Architekturpreis des Landes Burgenland vergeben wird.



Rudolf Szedenik: Feuerwehr in Kleinwarasdorf

Foto Manfred Seidl

**Szedenik:** Wichtig ist die Kontinuität. Wir sind 1993 als Architekturraum Burgenland angetreten, um Architektur zu einem öffentlichen und politischen Thema zu machen. Seit damals habe ich im Wohnbau vier Landesräte erlebt. Kaum hatten wir mit einem Landesrat eine Gesprächsbasis aufgebaut, war er schon wieder weg, und dann war drei Jahre lang Pause, kein Interesse.

**Kühn:** Sollte die öffentliche Diskussion nicht viel breiter angelegt sein? Frau Tschach-Sauerzopf hat den Architekten vorhin den Vorwurf gemacht, dass sie über wichtige Projekte keine Diskussion zustande bringen.

**Tschach-Sauerzopf:** Es fehlen teilweise solche Diskussionen. Der Fremdenverkehr ist – ähnlich wie der Weinbau – ein junger, aufblühender Wirtschaftszweig, in dem eine Kooperation mit den Architekten naheliegender wäre. Der Bauherr lebt ja von der Architektur, sie verkörpert in gewisser Weise seine touristische Philosophie. Er kann sein Angebot besser vermarkten. Dies führt bis hin zu den Designerhotels à la Philippe Starck, wo man im und mit Design urlaubt. Bei der großen Anzahl von Bauvorhaben – Stegersbach, Lutzmannsburg, Bad Tatzmannsdorf und so weiter – wundert es mich schon, dass die Architekten nicht initiativer sind. Das sind doch gewaltige Volumina mit internationaler Profilierungsmöglichkeit! Wenn wir zum Beispiel eine neue Werbelinie machen, treten uns die Werbeagenturen die Türe ein, noch bevor wir irgendjemanden kontaktieren. Natürlich machen wir dann eine Ausschreibung, aber da muss es doch schon vorher ein Interesse geben. Man kann nicht sitzen und warten, bis etwas passiert.

*Wir sind das einzige Architekturhaus in Österreich, das bisher vom Land kein Geld als Grundsubvention bekommen hat.*

**Bauer:** Zu dem Thema, das Sie angesprochen haben, haben wir im Architekturraum Burgenland dieses Jahr unseren Schwerpunkt angesiedelt, nämlich bei der Unternehmenskultur. In diesem Rahmen gab es in Neusiedl/See eine eigene Veranstaltung zum Thema „Architektur und Tourismus“, die auch recht gut besucht war – nur von Seiten des Landes war niemand da, weder Beamte noch Politiker. Wir haben zwar alle eingeladen, aber mit der Kette herholen können wir sie auch nicht. Wir sind als Architekturraum sehr daran interessiert, Partnerschaften zu finden – mit dem Land, mit dem Tourismus, mit der Werbung –

Foto Margherita Spluttini



Adolf Krischanitz: Haus Sperl, Zurndorf

und hier eine Diskussionsplattform entstehen zu lassen. Ich stimme Ihnen völlig zu, dass wir so etwas brauchen, und wenn es erfolgreich ist, dann klinken sich auch die Leute ein, die Bauherren. Nur dürfen Sie nicht vergessen, dass wir zehn Mitglieder im Vorstand sind, die auf einsamen Posten versuchen, auch gegen finanzielle Misere anzukämpfen. Wir sind das einzige Architekturhaus in Österreich, das bisher vom Land kein Geld als Grundsubvention bekommen hat, obwohl es damals bei der Gründung der Architekturhäuser die Zusage gegeben hat, dass wir eine Landesförderung im selben Ausmaß erhalten werden, wie sie uns der Bund gibt. An diese Zusage hat sich aber niemand gehalten. Das Geld ist dabei nur ein Symptom: Bewusstseinsbildung können wir nicht alleine erreichen, sondern nur in Partnerschaften mit anderen öffentlichen und privaten Institutionen, die bereit sind, Architektur als Bestandteil der Kultur anzusehen.

**Weniger:** Da gibt es sicher noch viel zu tun. Wenn man über Lutzmannsburg eine Umfrage macht, würden 70 Prozent der Leute sagen, das ist wunderschön. In den regionalen Zeitungen habe ich noch nie Kritik daran gelesen, im Gegenteil, lauter Lobeshymnen.

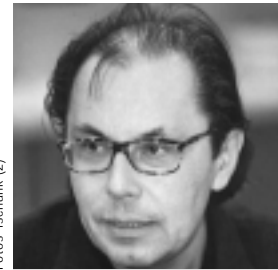
**Szedeník:** Wir haben ja keine Medien im Burgenland außer zwei Wochenzeitungen, die parteiabhängig sind. Und dann gäbe es nur mehr den ORF, für den Architektur auch kein Thema ist.

*Ich investiere meine Energie nicht mehr in Diskussionen, sondern in gute Beispiele. Das hat langfristig mehr Wirkung.*

**Tschach-Sauerzopf:** Mehr Aufklärungsarbeit ist aber unbedingt notwendig. Aus der Sicht der Touristik sind wir bis jetzt mit diesen durchschnittlichen Bauten gut über die Runden gekommen. Aber wir streben mit den Investitionen des Landes neue Zielgruppen an, die allerdings auch höhere Ansprüche an die Architektur stellen werden.

**Szedeník:** Da muss ich noch einmal auf Lutzmannsburg zurückkommen. Dort wurde ein Gestaltungsbeirat einberufen, der beratend auf die Architektur Einfluss nehmen sollte, in dem unter anderem Herr Schatovich und ich Mitglieder waren. Wir haben uns kritisch zu einigen Projekten geäußert, und prompt wurde der Beirat nicht mehr befragt. Er ist seit eineinhalb Jahren nicht mehr zusammengetreten. Wir haben dann an die Gemeinde

Fotos Tschank (2)



Rupert Schatovich

geschrieben und einige Baubewilligungen kritisiert, die seither erteilt wurden. Auf eine Antwort warten wir seit einem halben Jahr: Das ist die politische Kultur, wie mit diesen Fragen umgegangen wird.

**Gangoly:** Das ist ein Form der Nicht-Kommunikation, die für das Burgenland typisch ist. Mir ist bei einigen Projekten dasselbe passiert.

**Schatovich:** Man braucht einfach viel Geduld. Bei den Weinbauern hat es auch lange gedauert, bis sie sich bewusst waren, dass sie in einer anderen Kategorie erfolgreich sein müssen. Das wird auch im Tourismus noch kommen.

*Wien und Graz bestimmen die Diskussion über Architektur. Wen interessieren denn die kleinen Probleme der Dörfer im Osten?*

**Gangoly:** Ich denke auch, dass der Markt das in unserem Sinn regeln wird. Frau Tschach-Sauerzopf hat schon angesprochen, dass die Hotels in Lutzmannsburg funktionell nicht durchdacht und an der Zielgruppe vorbei geplant sind. Wenn das den Bauherren einmal bewusst geworden ist, bringt es mehr als jede abgehobene Architekturdiskussion. Ich investiere meine Energie nicht mehr in Diskussionen, sondern in gute Beispiele. Das hat langfristig mehr Wirkung.

**Kühn:** Aber ganz ohne Lobbying wird es wohl kaum gehen. Die Architekten, die für die Tourismus-Architektur im Burgenland verantwortlich sind, kommen doch nicht zufällig zu ihren Aufträgen.

**Szedeník:** Das sind oft lokale Baumeister, und die haben natürlich ihre Verbindungen.

**Weniger:** Das sind nicht nur Baumeister, sondern auch Architekten. Die Nachfrage nach Geschmacklosigkeit erzeugt immer ein entsprechendes Angebot: Ich habe vor kurzem ein Weingut von einem jungen Architekten gesehen, mit Rundbogen und Erkern, und ich habe mich gefragt, wo der seine Ausbildung bekommen hat.

**Bauer:** Das Burgenland ist ja ein Land ohne eigene Universität. Zum Studium geht man nach Wien oder nach Graz, und dort sind auch viele der Büros, die im Burgenland planen.





Ulrike Tschach-Sauerzopf

**Szedeník:** Das Burgenland ist zwischen diesen beiden sehr starken Polen eingespannt. Wien und Graz bestimmen die Diskussion über Architektur, und dabei kommen die Themen, die für das Burgenland wichtig sind, zu kurz. Wen interessieren denn die kleinen Probleme dieser Dörfer im Osten? Aber man muss sich darauf einlassen, auch auf die spezielle Form der Kommunikation, wenn man hier erfolgreich sein will. Als Architekt kann man hier sicher nicht so anonym arbeiten wie in Wien, wo es vor allem darauf ankommt, einen Auftrag professionell durchzuziehen. Deshalb glaube ich durchaus, dass wir mit den Leuten auch allgemein diskutieren müssen, als Kulturarbeiter hier im Land.

**Gangoly:** Wenn es um konkrete Projekte geht, gerne, aber nicht mehr, um einen allgemeinen Architekturanspruch zu vermitteln.

**Kühn:** Die öffentliche Hand hätte doch die Chance oder vielleicht besser den Auftrag, diesen Anspruch über konkrete Projekte zu vermitteln. Da bleiben aber ganze Bereiche ausgeklammert. Wenn man sich zum Beispiel die Kläranlagen ansieht, die ihre Betriebsräume als kleine, kumpfige Wohnhäuser zu tarnen versuchen: Das wären doch landschaftsprägende Anlagen mit einem hohen gestalterischen Potenzial.

*Der letzte Wettbewerb war kein besonderer Erfolg, und dann wurde das gleich wieder aufgegeben. Das ist kurzsichtig, weil eine Jurykultur und eine Teilnehmerkultur Zeit brauchen, um sich zu entwickeln.*

**Schatovich:** Die Kläranlage in Bruck/Leitha mit ihren Ziegeldächern ist sicher ein negatives Beispiel. Aber am Neusiedler See hat der Abwasserreinhalteverband vor kurzem eine Anlage errichtet, die ohne jede Behübschung sehr gut in die Landschaft gesetzt ist. Die Gemeinden sind besser als ihr Ruf: Wenn ich an das Gemeindeamt in Schlaining denke oder an das Heimatmuseum in Bildein, einer Gemeinde mit 400 Einwohnern. Insofern halte ich es für sehr positiv, dass der neuen Landesregierung drei ehemalige direkt gewählte Bürgermeister angehören, die unter anderem für die Raumordnung und Baukultur zuständig sind.

**Bauer:** Auch bei den Preisen für Dorferneuerung, die vom Thema her eigentlich zum Konservativen hin tendieren, wurde in den letzten Jahren immer auch neue Archi-



Foto Sonnenland Mittelburgenland

tektur prämiert: das Weingut Gesellmann, die Feuerwehr in Kleinwarasdorf oder die KUGA in Großwarasdorf.

**Szedeník:** Wobei da die Absurdität ist, um das etwas zugespitzt zu formulieren, dass die Vertreterin des Denkmalamtes den anderen Jurymitgliedern die moderne Architektur einreden musste. In der Jury sind von der Politik über die Wirtschaft und den Tourismus alle möglichen Gruppen vertreten, und das Bundesdenkmalamt tritt am engagiertesten für moderne Architektur ein!

*Es gibt drei gemeinnützige Wohnbauträger, die fast 100 Prozent des Volumens errichten und damit fast eine Monopolstellung haben, die keine Innovation aufkommen lässt.*

**Kühn:** Was für eine Rolle spielt der Wohnbau für die Architektur des Landes?

**Szedeník:** Der Kuchen ist verteilt. Es gibt drei gemeinnützige Wohnbauträger, die fast 100 Prozent des Volumens errichten und damit fast eine Monopolstellung haben, die keine Innovation aufkommen lässt. Das ist ganz anders als in Wien, wo es heftige Konkurrenz am Wohnbausektor gibt, die sich sowohl auf die Preise als auch auf die Qualität positiv ausgewirkt hat.

**Schatovich:** Die Qualität hängt im Burgenland stark von den Gemeinden ab. Ich war kürzlich in einer Jury für den Kindergarten in Pöttelsdorf, den die Oberwarter Siedlungsgenossenschaft nach einem Entwurf von Kurt Smetana errichten wird. Dort steht der Bürgermeister als Person dahinter, und dann lässt sich auch der Gemeinderat überzeugen, auch wenn wir lange diskutieren mussten.

**Szedeník:** Die Siedlungsgenossenschaften mischen sich kaum in die Qualitätsdiskussion ein: Wenn der Bürgermeister mit einem bestimmten Architekten leben kann, dann bekommt der den Auftrag. Otmar Hasler hat seinen Wohnbau in Lackenbach bekommen, weil die Gemeinde hinter ihm stand. Die Genossenschaft hätte das Projekt genauso durchgezogen, wenn dort ein anderer Architekt eine Satteldachorgie mit Gaupen gemacht hätte. Diese Nicht-Einmischung kann man durchaus positiv sehen. Immerhin könnten die Genossenschaften mit ihrer Marktmacht auch aus unserer Sicht negative Standards durchsetzen.



Sepp Müller: Technologiezentrum Eisenstadt

**Kühn:** Ist das nicht etwas zu fatalistisch? Gerade bei den Bezirksvororten, wo die Gemeinden weniger Interesse haben, regiert offensichtlich die Gleichgültigkeit. Die Genossenschaften können doch ihre Verantwortung nicht einfach an die Gemeinden abschieben. Gibt es überhaupt Wettbewerbe im Wohnbau?

**Szedeník:** Nein, seit Jahren nicht mehr. Der letzte Wettbewerb unter dem vorvorvorherigen Landesrat war kein besonderer Erfolg, und dann wurde das gleich wieder aufgegeben. Das ist kurzsichtig, weil eine Jurykultur und eine Teilnehmerkultur Zeit brauchen, um sich zu entwickeln. Einen Wettbewerb hat die Pöttschinger Siedlungsgenossenschaft für ein Areal vor dem Schloss in Bruckneudorf durchgeführt. Aber der Besitzer, Graf Harrach, wollte dort wie Prinz Charles eine Architektur im Stil von Leon Krier bekommen, und als die Jury dem nicht folgen konnte, ist das im Streit auseinander gegangen. Der erste Preis wurde einfach nicht realisiert.

*Wir werden uns wieder an Strukturen gewöhnen können, in denen es Städte mit 150.000 Einwohnern gibt, die unmittelbar zur Region gehören.*

**Kühn:** Ich möchte zum Abschluss noch einige regionalplanerische Themen ansprechen. Die Ostöffnung und die Erweiterung der EU hat auf das Burgenland sicher stärkere Auswirkungen als auf jedes andere österreichische Bundesland. Historisch gesehen kann man das Burgenland ja als den westlichsten Teil Ungarns betrachten. Das natürliche wirtschaftliche Zentrum der Region ist doch Sopron.

**Gangoly:** Nicht nur wirtschaftlich. Sopron ist eine der schönsten Renaissance-Städte in Mitteleuropa, aber das ist nicht einmal im Burgenland wirklich bekannt.

**Bauer:** Ich hoffe überhaupt auf eine Rückkehr der traditionellen Stadtzentren, außer Sopron/Ödenburg auch Szombathely/Steinamanger oder Koszeg/Güns. Die Straßen führen da noch überall hin und sind nur abgeschnitten. Wir werden uns wieder an Strukturen gewöhnen können, in denen es Städte mit 150.000 Einwohnern gibt, die unmittelbar zur Region gehören. Man muss sich ja die absurde Form der heutigen Landesgrenzen vor Augen halten: An der dünnsten Stelle 4 km breit, 170 km lang mit einer 210 km langen Grenze zu Ungarn. Durch diese Form hat das Burgenland aber auch eine der differenziertesten

Landschaften Österreichs, die erst jetzt im Zusammenhang mit dem Tourismus als besondere Qualität erkannt wird. Zusammen mit der EU-Osterweiterung führt das zu einer Neupositionierung in der Region.

**Kühn:** Wird Architektur dabei eine Rolle spielen?

**Schatovich:** Die Technologiezentren sind ein wesentlicher Beitrag, überhaupt die Verbindung zwischen Architektur und Wirtschaft. Da sehe ich – wie bei den Weinbauern – viele Chancen. In der Regionalplanung haben wir seit Beginn der Ostöffnung einige mutige Schritte gesetzt. In der Planung des Naturraums sind alle Maßnahmen grenzüberschreitend, und auch bei Industrie- und Gewerbestandorten gibt es Kooperationen (wie z. B. in Heiligenkreuz/Szentgotthard). Wir sind von der früheren reinen Westorientierung abgekommen und stellen uns über die EUREGIO heute stark auf die Region ein.

**Kühn:** Sehen Sie Ungarn dabei als Konkurrenz?

**Bauer:** Das wäre ja nicht negativ. Konkurrenz belebt die Wirtschaft, und wir rechnen durch die Öffnung mit einer starken wirtschaftlichen Dynamik und positiven Auswirkungen auf die Architekturszene. Es wird im Burgenland stark auf Qualität gesetzt werden müssen, wenn die billigeren Angebote, etwa im Tourismus, nach Ungarn abwandern.



Foto Tschank

### Kurzbiografien der GesprächsteilnehmerInnen

#### **Klaus-Jürgen Bauer**

1963 geboren in Wien  
 1986–1992 Architekturstudium Hochschule für angewandte Kunst, Wien  
 1993 Diplom Bauhaus-Universität Weimar  
 1993–1997 Assistent Bauhaus-Universität Weimar  
 1995–1997 Sommerakademie Palazzo Doria Pamphili, Rom  
 1997 Promotion Bauhaus-Universität Weimar  
 1997 Minima Aesthetica. Banalität als subversive Strategie der Architektur, Verso Verlag  
 Seit 1997 Büro in Eisenstadt: Design, Architektur, Kuratoren- und Jurorentätigkeit, publizistische Tätigkeit (u. a. für: Architektur Zentrum Wien, Deutsches Architekturmuseum Frankfurt/Main, Birkhäuser Verlag Basel), literarische Arbeiten, Vorlesungen an der TU Graz, TU Wien, TU Delft  
 Seit 2000 Vorsitzender des Architektur Raum Burgenland  
 2001 Lehrauftrag TU Wien

#### **Hans Gangoly**

Geboren 1959 in Oberwart, Burgenland  
 Studium der Architektur an der Technischen Universität Graz,  
 1988 Diplom  
 Seit 1994 eigenes Büro in Graz  
 1996–1999 Vorstandsmitglied der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs – Landesverband Steiermark  
 1997–1999 Lehrauftrag am Institut für Gebäudelehre und Entwerfen, Prof. G. Domenig, TU Graz  
 Seit 1997 Mitglied der Diplomprüfungskommission an der TU Graz  
 Bauherrenpreis und Anerkennungspreis Piranesi Award für Revitalisierung Ehemalige Stadtmühle Graz, 2000

#### **Rupert Schatovich**

1951 geboren in Unterpullendorf/Dolnja Pulja  
 HTL-Hochbau in Mödling. Studium der Soziologie und Volkswirtschaft an der Universität Wien und der Raumordnung an der TU Wien.  
 Seit 1980 als Raumplaner im Amt der Burgenländischen Landesregierung tätig.  
 Mitglied im Beirat für Baukultur und Ortsbildpflege und im Dorferneuerungsbeirat.

#### **Rudolf Szedenik**

1950 geboren  
 Architekturstudium TU Wien

1976–1982 Universitätsassistent am Institut für Wohnbau TU Wien  
 Seit 1982 freischaffender Architekt in Wien und Kleinwarasdorf  
 1981–2000 Partnerschaft mit Günter Lautner und Peter Scheifinger und Cornelia Schindler (seit 1992)  
 Seit 2000 Partnerschaft mit Cornelia Schindler als s&s architekten  
 Gründungsvorsitzender des Architektur-Raum-Burgenland  
 Mitglied des Dorferneuerungsbeirates der Burgenländischen Landesregierung  
 Vorsitzender des Beirates für Baukultur und Ortsbildpflege beim Amt der Burgenländischen Landesregierung  
 Einige Projekte: Feuerwehrhaus Kleinwarasdorf, Kulturzentrum KUGA Großwarasdorf, Rathaus Stadtschläining, Städtisches Ökohaus Wien 10, Autofreie Mustersiedlung Wien 21,

#### **Ulrike Tschach-Sauerzopf**

1959 geboren in Wien  
 1977 Matura in Mattersburg  
 Auslandsaufenthalte in Amerika und Frankreich  
 1978–1980 Studium „Fremdenverkehr“ an der Wirtschaftsuniversität Wien sowie Ausbildung „Konz. Fremdenführer“ am Wifi Wien  
 Seit 1981 im Tourismus tätig (u. a. Guide) in Wien und Österreich  
 Regionalbetreuerin, Sonderprojektleiterin bei „Burgenland Tourismus“  
 Studium der Kunstgeschichte und Volkerkunde an den Universitäten Wien und Graz  
 1995 Diplom an der Universität Graz

#### **Franz Weninger**

Geboren 1953, verheiratet, 3 Kinder  
 Winzer in Horitschon/Mittelburgenland  
 Ausbildung an der Weinbauschule Eisenstadt  
 1982 Übernahme des elterlichen Weingutes in Horitschon mit sieben Hektar Weingartenfläche. Aufstockung auf 23 Hektar  
 1992 Gründung der Weninger KFT in Villány/Südungarn mit dem ungarischen Winzer Attila Gere, Bewirtschaftung von 15 Hektar Weingärten  
 1997 Gründung der Weninger KFT in Sopron/Balf, momentan 18 Hektar Weingärten  
 Alle Weine werden als Qualitätsweine in der Bouteille vermarktet.  
 Zahlreiche Preise und Auszeichnungen  
 1995 Winzer des Jahres  
 1998 Neubau des Gutes in Horitschon – in Zusammenarbeit mit dem Innsbrucker Architekten Raimund Dickinginger sowie Kriso Leinfellner vom Architekten- und Grafikerteam propeller z

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*



## Architekturwirklichkeiten I: Steiermark

# Und niemand regt sich auf

*Dass es bei einer Diskussion über die Hintergründe der Architekturproduktion in der Steiermark unaufgeregt zugehen würde, war nicht zu erwarten: Immerhin hat die steirische Architekturszene einen Ruf als eine der virulentesten des Landes zu verteidigen. Ihren Erfolg verdankte sie bisher zu einem guten Teil einer spezifischen, auf politischer Ebene verordneten Progressivität von oben, die in den achtziger Jahren hervorragende Randbedingungen für innovative Leistungen herstellte. Heute haben sich diese Voraussetzungen geändert, und vor allem jungen Büros bietet sich kaum noch die Möglichkeit, eine Karriere über Projekte aus dem direkten oder indirekten Einflussbereich der öffentlichen Hand aufzubauen. Dass ein so wichtiger Bereich wie der geförderte Wohnbau in der Steiermark heute wieder so gut wie ohne jeden Qualitätswettbewerb entstehe, sei nur ein Indiz für die geänderte Situation. Diskutiert werde über das Thema Wohnbau in einer breiteren Öffentlichkeit schon lange nicht mehr.*

*Über weite Strecken war das Gespräch, das am 26. Juni im HDA Graz stattfand, den neuen Architektenwirklichkeiten gewidmet, die sich aus dieser Situation ergeben: Erweiterung des Berufsbilds hin zu Baumanagement und Moderation, Projektentwicklung und Bildschirmarchitektur, neue Allianzen mit verschiedensten Partnern, um rasch auch große Aufträge abwickeln zu können, oder doch besser die bisherige langsame Entwicklung vom kleinen Umbau hin zu immer größeren Projekten? Der Ruf nach Unabhängigkeit von den immer inkompetenter agierenden öffentlichen Auftraggebern blieb freilich nicht unwidersprochen. Es sei naiv, in einem von ökonomischen Kriterien gelenkten Umfeld ein natürliches Interesse an Qualität zu erwarten. Architektur brauche eine breitere Basis und auch auf der Ebene der Politik kompetente Akteure, die sich zur Qualität verpflichtet fühlen.*

*Mit diesem Gespräch beginnt die Architekturstiftung Österreich eine Reihe von Diskussionen über die Architekturwirklichkeiten in den einzelnen Bundesländern, die in Kooperation mit dem Architektur & Bauforum und dem Standard publiziert werden. Als TeilnehmerInnen sind jeweils ArchitektInnen aus verschiedenen Generationen sowie Bauherrn und VertreterInnen aus Verwaltung und Politik geladen. Das nächste Gespräch wird den Salzburger Architekturwirklichkeiten gewidmet sein.*

Christian Kühn

**Kühn:** Wenn der sprichwörtliche „Mann von der Straße“ Sie auffordert, erfolgreiche steirische Architekturprojekte der letzten Jahre zu nennen – was fällt Ihnen dazu ein?

**Koberg:** Ich würde nicht an ein Bauwerk denken, sondern an einen bestimmten steirischen Weg in der Architekturpolitik. Es ist ja kein Zufall, dass die Steiermark eine relativ große Dichte an qualitativollen Bauten vor allem aus dem öffentlichen Sektor besitzt. Wir waren sicher eines der ersten Bundesländer, das versucht hat, durch Wettbewerbe von der Amtsplanung wegzukommen. Unter dem Einfluss des „Modell Steiermark“ als politische Ideenwerkstadt der 60er und 70er Jahre sollte das komplexe System von Verwaltung, Politik und Planung neu organisiert werden, und das hat die „Grazer Schule“ in der Architektur erst möglich gemacht.

**Feyferlik:** Ich würde durchaus ein konkretes Projekt nennen: die Gewächshäuser im botanischen Garten. Für mich sind sie deswegen erfolgreich, weil sie eine zeitlose Qualität besitzen. Es sind ja vom Entwurf 1983 bis zur Fertigstellung 1995 mehrere Moden entstanden und wieder

vergangen, aber das Projekt hat nichts von seiner Kraft eingebüßt.

**Kühn:** Wird nicht gerade dieses Projekt gerne als Beispiel für den kostspieligen ‚steirischen Expressionismus‘ angeführt?

**Feyferlik:** Nur von Leuten, die mit der Hintergründen nicht vertraut sind oder sie bewusst verfälschen. Das Projekt ist eher ein Beispiel dafür, wie Bürokratismus und Inkompetenz auf Seiten der Auftraggeber die Kosten in die Höhe treiben.

**Wissounig:** Ich gebe Günther Koberg recht, dass der steirische Weg erfolgreiche Einzelbauten ermöglicht hat. Aber gerade wenn davon die Rede ist, dass dabei versucht wurde, eine neue Planungspolitik zu organisieren, fällt auf, dass es auf der städtebaulichen Ebene überhaupt keine Erfolge gegeben hat. Im Bereich des Städtebaus, der Stadtentwicklung, der Regionalentwicklung bis hin zur Landschaftsplanung hat es bei uns immer ein Defizit gegeben, das aber überdeckt war durch den Erfolg der Architektur.



Klaus KADA: Stadthalle Graz

**Buresch:** Ich kenne die Grazer Szene zwar nur aus der Distanz, aber ich habe den Eindruck, dass sich das oft zitierte steirische Architekturklima bei weitem nicht nur auf die Architekten beschränkt. Bei den Hochschulbauten, für die wir hier verantwortlich waren, gab es eine gemeinsame Stimmung, die solche Projekte überhaupt erst möglich macht, angefangen von der Definition des Programms. Damit der Benutzer am Ende zufrieden ist, muss das gesamte Team, das bei einem Bauvorhaben am Werke ist, sich auch menschlich verstehen. Das ist österreichweit alles andere als selbstverständlich, aber in der Steiermark sehr oft erreichbar. Das Studienzentrum auf den Inffeldgründen ist für mich ein sehr gutes Beispiel. Das war ein Wettbewerb, der einige Zeit zurück lag, und die BIG ist erst nach diesem Wettbewerb mit dem Projekt befasst worden. Da gab es die Sorge, ob die Planer mit den angeblich so rigiden Kostenvorstellungen der BIG zurecht kommen werden, aber wir haben das Projekt ohne Fraktionen im Kostenrahmen und in der kürzest möglichen Bauzeit fertiggestellt.

*Architekten werden immer mehr zu Exoten, die exotische Dinge verteidigen.*

**Kühn:** Das heißt, es gibt nach wie vor eine breit verankerte Baukultur?

**Buresch:** Ja, die viele umfasst, nicht nur die Architekten, sondern auch das breitere Umfeld bis zu den Nutzern.

**KADA:** Gesellschaftlich gefestigt ist die Rolle der Architektur deswegen noch lange nicht. Architekten werden immer mehr zu Exoten, die exotische Dinge verteidigen. Wir haben eine traditionelle Architekturausbildung und eine traditionelle Gebührenordnung, in der genau steht, welche Leistungen es gibt und wie die zu bezahlen sind. Aber mit der Wirklichkeit hat das nicht mehr viel zu tun. Das wird alles abgeschafft durch den wirtschaftlichen Druck. Es gibt ein paar Institutionen wie das HDA (Haus der Architektur Graz) oder die Architekturstiftung, die versuchen Architektur als allgemein gesellschaftlich wichtiges Element darzustellen, aber das wollen weder die Ministerien verstehen, auch die Länder und Städte nicht, und schon gar kein Bürgermeister oder eine der halbprivaten Institutionen, die KAGES (Steiermärkische Krankenanstaltengesellschaft m. b. H.) vielleicht ausgenommen. Wie man jetzt sieht, hängt alles von irgendwelchen personifizierten politischen Ansichten und von regionalen Wahlergebnissen ab. In der Steiermark ist das



Ernst Giselbrecht



Gerhard Buresch

momentan eine Katastrophe. Es gibt bald in der ganzen Landesverwaltung und in der ganzen Stadt Graz keinen einzigen beamteten Architekten mehr, der etwas beurteilen kann. Architektur wird genauso bewertet und in der Leistung angesehen, wie die Montage eines Kanalgitters.

*Es gibt bald in der ganzen Landesverwaltung und in der ganzen Stadt Graz keinen einzigen beamteten Architekten mehr, der etwas beurteilen kann.*

**Wissounig:** Aber das positive Grundklima ist nach wie vor da. Es ist sicher nicht mehr dasselbe Förderungsmodell wie vor 10 oder 15 Jahren, weil es ja eine Phase der Restriktion gab, in der wir auf Landesebene dieselbe Konstellation hatten wie heute im Bund, und da ist viel kaputt gemacht worden. Aber man sollte nicht jammern. Dass andere Institutionen - zum Beispiel die schon erwähnte KAGES - diesem Modell gefolgt sind, also Wettbewerbe zu machen, um die Architekturqualität zu erhöhen, ist ja ein Zeichen, dass es ein erfolgreiches Modell war. Das Krankenhaus Bruck an der Mur, das LKH Graz und das Krankenhaus Hartberg gehören sicher zu den besten Bauten im Land. Ich glaube, wir sind jetzt in einer Zwischenphase: Das Alte ist nicht mehr da, das Klima ist noch ganz gut, sowohl bei den Nutzern als auch bei der Verwaltung, zum Teil auch noch bei den Architekten. Was fehlt, sind neue Strategien, egal ob es jetzt Architektur im Objektbereich betrifft oder die städtebauliche Ebene.

**Woltron:** Für mich klingt das aber ziemlich mager. Woher soll das Neue kommen, wenn es keine Ansätze zu neuen Strategien gibt?

**Wissounig:** Für die Jüngeren ist das ein wichtiges Anliegen, vor allem im Städtebau. Da gibt es einen intensiven Diskurs und auch ein paar Erfolge im Sinne eines angestoßenen Prozesses: Graz-West oder der Süden von Graz. Dort gibt es ein riesiges Areal mit 250 ha zwischen Liebenau und der inneren Stadt, das ohne weiteres die Zersiedelung in den Seitentälern des Grazer Beckens verhindern könnte. Das braucht aber Partnerschaften mit den Umlandgemeinden, wie das in Salzburg passiert. In Graz ist das noch lange nicht so weit. Aber ich sehe doch einen Anstoß zum Nachdenken über Instrumente und Prozesse, und es gibt auch den Diskurs an der TU Graz bei einigen, ganz wenigen Professoren.

**Maier:** Unter den Studenten ist die Debatte über die



Günter Koberg



Klaus Kada

Fotos Peter Philipp (4)

Strukturen im Moment das einschlagende Thema. Da ist der Städtebau ein mögliches Feld, aber es geht generell um neue Strategien in der Praxis. Da gibt es zwei Projekte, über die viel geredet wird, der Wohnbau in Maria Trost, und die Stadtmühle. Das sind Beispiele, bei denen die Architekten nicht für Bauträger Pläne gezeichnet, sondern mit Privaten ein Projekt entwickelt haben. Das ist eine neue Qualität.

**Saiko:** Und eine Notwendigkeit. Günter Koberg hat gerade das steirische Modell oder besser gesagt dessen Nachwirkungen verteidigt. Von denen habe ich als junger Architekt heute wenig. Um in diese Wettbewerbsschiene hineinzukommen, braucht man Vorleistungen, eine Bürobasis, Leistungskapazitäten etc. Da entstehen geschlossene Kreise. Für die Jungen gibt es die Möglichkeit, nach Wien abzuwandern - das ist ein Phänomen, das wir seit 5 Jahren massiv spüren - und die Möglichkeit, mit eigenem Finanzrisiko relativ wahnwitzig ein Wohnbauprojekt zu entwickeln, zu planen und zu verkaufen. Das ist vielleicht ein Extrem, da gibt es viele Kombinationen. Aber es gibt es keine strategische Unterstützung für solche Initiativen.

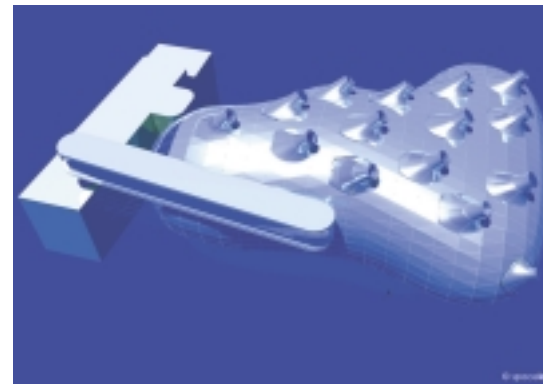
**Feyferlik:** Man muss bedenken, dass auch diese Projekte mit Wohnbauförderung entstanden sind.

*Um in diese Wettbewerbsschiene hineinzukommen, braucht man Vorleistungen, eine Bürobasis, Leistungskapazitäten etc.*

**Saiko:** Das verstehe ich nicht unter einer Strategie zur Förderung von Qualität.

**Feyferlik:** Ich möchte nur betonen, dass wir als Staatsbürger ein Recht haben, solche Strategien zu fordern. Wenn hier öffentlichen Mittel oder scheinbar private Mittel für überwiegend öffentliche Nutzung im Spiel sind, dann sollten sie in Form eines fairen Qualitätswettbewerbes vergeben werden. Die EU-Richtlinien deuten ja im Grundsatz in diese Richtung, auch wenn sie im Moment de facto eher zu einer Nivellierung nach unten führen.

**Giselbrecht:** Die Politik hat sich aus dem Wohnbau, aus dem qualitätvollen und engagierten zumindest, komplett zurückgezogen. Aber es hat sich gezeigt, dass die Vorbildwirkung der Bauten, die früher einmal passiert sind, doch stark auf Private abgefärbt hat. Auch wenn die sich dem offiziellen Wettbewerb entziehen, beauftragen



Visualisierung Spacelab®

Spacelab® (Peter Cook, Colin Fournier): Kunsthaus Graz

sie doch oft Vorentwürfe verschiedener Kollegen. Für kleine Büros ist es fast nur noch so möglich zu Aufträgen zu kommen, während früher viele Büros über öffentliche und halböffentliche Aufträge starten konnten.

**Kühn:** Kann man das so zusammenfassen, dass es in der steirischen Architekturentwicklung eine Progressivität von oben gab, mit einem deutlichen paternalistischen Akzent, die sich aus verschiedenen Gründen – nicht zuletzt durch die neuen Vergabespielregeln der EU – totgelaufen hat beziehungsweise zwischen die politischen Fronten geriet?

**Buresch:** Verstehe ich Sie richtig, dass Sie das paternalistische Moment positiv sehen? Ich bin eher glücklich, dass uns niemand hineinregiert.

*Die Politik hat sich aus dem Wohnbau, aus dem qualitätvollen und engagierten zumindest, komplett zurückgezogen.*

**Kühn:** Eine Zeit lang war das Modell hier sicher erfolgreich. Aber auf längere Sicht halte ich es auch für problematisch: Wenn die Falschen an den Schaltstellen des Systems sitzen, dann bricht es sehr schnell zusammen.

**Buresch:** Ich bin überzeugt davon, dass man in aller Regel den oder die Planer in Konkurrenz zu suchen hat. Aber zumindest das öffentliche Bauen hat ja dank der Vergabegesetze derartig rigide Vorgaben, dass ein Gutteil an geistiger Energie des Bauherren dafür eingesetzt werden muss, im Vorfeld der Wettbewerbe irgendwelche Modelle zu finden, um am Ende des Weges doch ein anständiges Projekt mit einem vernünftigen Planer zustande zu bringen. Wir haben es lange versucht mit den sogenannten Gutachterverfahren, und das hat den Erfolg gehabt, dass sich der Kreis der Teilnehmer im Lauf der Zeit einschränkt. Das ist und war nicht befriedigend. Wir versuchen jetzt bei einem Projekt, der Erweiterung der geologischen Bundesanstalt in Wien, ein anderes Modell: europaweiter offener Wettbewerb, anonym, und daran anschließend ein Verhandlungsverfahren. Das ist zulässig. Wenn wir an der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Preisträger zweifeln, dann können wir verlangen, dass sie eine Kooperation eingehen, und ich hoffe, dass die Kollegen auch bereit sind, in solche Konstruktionen einzusteigen. Wenn ein junger Kollege sich einbildet, ein großes Vorhaben allein



Fotos: Paul Ott (2)



Hans Gangoly: Stadtmühle, Graz



Ernst Giselbrecht: Forum Stadtpark



Harald Saiko

Foto: Robert Illemann

irgendwo durchziehen zu können, dann wird das kritisch.

**Wissounig:** Das hat bei uns im Wohnbau begonnen, dass man ab der Einreichung abmontiert wird. Wenn ich mir England oder Frankreich anschau, da wird Hochbau ganz anders betrieben, da ist es unvorstellbar, dass der Architekt nicht von Beginn bis zum Ende dabei ist.

*... man muss weg davon kommen, dass jeder Architekt, jung oder alt, die gesamte Palette anbieten kann.*

**Buresch:** Ich habe ja nichts dagegen. Bei den 80 Bauvorhaben, die wir in den letzten Jahren durchgeführt haben, waren nur Architekten Generalplaner, Architekten mit unterschiedlichen Qualifikationen. Wir haben niemanden abmontiert, aber – und das ist jetzt ein Vorwurf, den ich vielen unter den Kollegen machen muss – nur wenige sind imstande, dieses Generalplanertum auch zu leben.

**Woltron:** Diese Generalplanerkompetenz kann ein junges Büro doch kaum haben. Führt das nicht letztlich zu völlig veränderten Strukturen, in denen ZV-GesmbHs wie die Architektur-Consult die Landschaft prägen?

**Kada:** Heute will jeder junge Architekt sofort ein großes Bauwerk planen, während wir mit kleinen Aufträgen begonnen haben, bis ein Büro sich eine gewisse Qualifikation erarbeitet hatte. Natürlich hat eine Institution wie die KAGES mit ihrer perfekten Bauorganisation keine Freude, wenn ein junger bei einem Wettbewerb gewinnt und sie einen zweiten Architekten braucht, der das dann umsetzt. Aber die Generalplaner, die sich einbilden, über die Kosten Bescheid zu wissen, die haben meistens überhaupt keine Ahnung, weil sie vom Hochbau nichts verstehen. Die kennen drei Materialien: Beton, Asphalt und ein Brückengeländer. Und solche Ingenieure bekommen die Generalplanung für extrem komplexe Hochbauten.

**Buresch:** Wenn das Wort Generalplaner schlecht besetzt ist, dann sprechen wir halt von Allianzen: dass man bereit ist, gemeinsam Leistungen anzubieten. Architekten sollten weiterhin übergeordnete Kompetenzen haben. Aber man muss weg davon kommen, dass jeder Architekt, jung oder alt, die gesamte Palette anbieten kann.

**Kada:** Verstehen Sie, worauf das hinausläuft: Einreich-

planung plus künstlerische Oberleitung, das ist der Tod der Architektur! Die Ingenieure, die als Generalplaner auftreten, sind willfährige Erfüllungsgehilfen, die sich dem wirtschaftlichen Druck beugen.

**Buresch:** An denen sind wir als BIG aber nicht interessiert. Ich verlange einfach von einem Architekten, dass er abschätzen kann, was sein Projekt kosten wird, auch in den Folgekosten. Das ist nicht unkeusch. Bitte um Verständnis, dass wir bei unseren Wettbewerben zumindest den Versuch unternehmen, halbwegs zu diesem Ziel hinzukommen. Es ist überhaupt kein Problem, sogar aus dem Maßstab 1:200 eine Energiekennzahl nach Norm zu errechnen. Aber da bekommen Sie von den Kollegen Angaben dazu, die so pervers sind, dass man sich wirklich überlegen muss, ob diese Leute noch halbwegs Bodenkontakt zum Bauen haben, um ein Projekt in einer Größenordnung von ein paar hundert Millionen Schilling zu realisieren.

*...nur den Architekten ausgeliefert zu sein. Das ist die größte Angst.*

**Saiko:** Die jüngere Generation ist sicher bereit, Allianzen einzugehen, oder, um eine andere Formulierung zu verwenden, weil mir Allianz zu strategisch klingt, vielfältigere Kooperationen.

**Kada:** Es werden neue Kupplungen nötig sein, auch in der Privatwirtschaft weiterhin Auftraggeber zu finden. Dort erlebe ich eine unglaubliche Angst, nur den Architekten ausgeliefert zu sein. Das ist die größte Angst. In solchen Kupplungen können verschiedenste Sparten mitwirken, Wirtschaftler, Kostenrechner, aber auch Theaterleute, Filmleute, alles mögliche. Das wird auch die Ausbildung an den Universitäten massiv verändern, auch wenn die das heute noch nicht begreifen.

**Maier:** An der TU Graz wird noch ein Architekturbild vermittelt, das 20 Jahre alt ist, so als ob alles irgendwie beim Alten bleibt, und jeder sich irgendwann selbstständig machen wird. Das ist auch einer der Gründe, warum man sich nach Wien orientiert, wo es dort auch Kunsthochschulen gibt, an denen andere Themen diskutiert werden. Wir versuchen im Forum Stadtpark seit 1 1/2 Jahren eine Diskussion ins Laufen zu bringen, der eigentlich an der Uni längst stattfinden sollte.

**Feyferlik:** Ich möchte noch einmal auf die Kupplungen





Foto Peter Philipp

Petra Maier

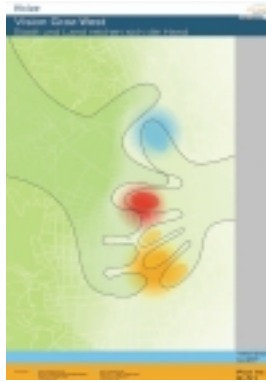
zu sprechen kommen, die Klaus Kada erwähnt hat. Wir haben ja in Graz mit der Stadthalle ein Beispiel, wo man im Lauf des Projekts immer mehr dahinterkommt, dass im Vorfeld der Planung, wo solche Kupplungen am nötigsten wären, nur schwache Leute daran gesessen sind. Und dabei soll dieses Projekt eine ganze Reihe von Problemen der Stadt lösen. Von dem Anspruch des Modells Steiermark, Verwaltung, Politik und Planung neu zu organisieren, ist bei diesem Projekt in der Grundsubstanz nichts mehr zu spüren.

**Kada:** Die Stadthalle zeigt, wie im Moment politische Entscheidungsprozesse laufen. Da wird ein Wettbewerb ausgeschrieben, und auf meine Frage bei der ersten Anhörung, wer denn der Bauherr ist, zeigt die Stadt auf die Messe und vice versa – und das vor einem internationalen Gremium. Es war nicht festgelegt, wer der Bauherr ist.

*Da sitzen 20 Leute am Tisch ohne jedes Ergebnis, oder es werden blödsinnigste Sachen bestimmt, nur weil sie politisch durchsetzbar sind.*

**Feyferlik:** Man hat den Architekten im Wettbewerb zu verstehen gegeben, das geht sie nichts an.

**Kada:** Auslöser für das Projekt was das Faktum, dass Graz 2003 europäische Kulturhauptstadt sein wird, also muss etwas geschehen. Und zwar an einem Standort, wo schon jahrelang überlegt wird, ob der noch geeignet ist für die Messe. Wenn man sich das Raumprogramm angesehen hat, dann war klar, dass in dieser Stadthalle die Messenfunktionen noch ungefähr 10 Prozent ausmachen, und deshalb war es schon suspekt, wieso die Messe der Betreiber werden soll. Wenn man das Raumprogramm richtig deutet, dann kann man abschätzen, wie so etwas betrieben werden muss und was es kostet. Und da fängt die Gegnerschaft zu den Architekten an. Wenn wir sagen, dass kann man zu diesem Preis nicht machen, dann heißt es, die Architekten sind zu teuer. Aber Tatsache ist, dass die Politiker nur die Hälfte der Kosten angeben, um das Projekt durchzubringen. Das ist eine berühmte steirische Methode. Da wird gelogen wie gedruckt – in den Baukosten und in den Betriebskosten – nur damit man das einmal einsetzt. Der ganze Prozess ist von vornherein schief gelaufen, und zwar politisch angezettelt, mit einem irren Aufwand an Geld und Zeit. Da sitzen 20 Leute am Tisch ohne jedes Ergebnis, oder es werden blödsinnigste Sachen bestimmt, nur weil sie politisch durchsetzbar sind.



Hansjörg Luser, Harald Saiko:  
Stadtentwicklung Graz West



Günther Domenig, Hermann Eisenköck: LKH Bruck an der Mur

**Kühn:** Das klingt stark nach einer Forderung nach weniger Staat.

**Buresch:** Nein, nur nach mehr Ehrlichkeit.

**Saiko:** Im Grunde ist es egal, ob es der Staat macht oder ein Privater. Das Schlagwort ist Projektentwicklung, das Moderieren von Abläufen, die Planung der Planung schon im Vorfeld. Dazu gab es ja früher eine eigene Landesfachabteilung.

*An der TU Graz wird noch ein Architekturbild vermittelt, das 20 Jahre alt ist ...*

**Kada:** Die recht gut funktioniert hat. Aber mit der Projektentwicklung kommen eben Wahrheiten ans Licht, die dann politisch nicht so leicht vertretbar sind. Die Abteilung wurde aufgelöst, weil die Politik gedacht hat, dadurch einfacher entscheiden zu können. Und dann werden die Dinge so lange zu Tode diskutiert, bis die nächste Legislaturperiode kommt.

**Buresch:** Die Frage ist nur, wer wirklich etwas von Projektentwicklung versteht. Gelehrt wird das nirgends, und bei all den politischen Implikationen braucht man dafür viel Erfahrung.

**Kada:** Es gibt in Deutschland Architekturbüros, die sich in diesen Bereich entwickelt haben, mit kommunalen und privaten Auftraggebern. Die entwickeln das Programm, übernehmen die Auswahl der Architekten, indem sie Wettbewerbe durchführen, und moderieren auch den politischen Prozess.

**Buresch:** Das setzt aber einen hohen Aufwand voraus.

**Giselbrecht:** Wir haben im letzten Jahr solche Büros zu Vorträgen ins HDA eingeladen. Da war von einem Prozent der Bausumme die Rede.

**Koberg:** Ob das Architekten sein müssen, die diese Rolle übernehmen, weiß ich nicht. Thomas Held, der das Kultur- und Kongresszentrum Luzern gegen alle Widerstände durchgesetzt hat, war jedenfalls kein Architekt. Das muss ein Moderator sein, der die Verbindung zwischen Bauherrn, Architekten und der Öffentlichkeit herstellt.

**Maier:** Auch ein öffentlicher Bauherr muss sagen kön-



Pentaplan: Wohnbau Maria Trost



Florian Rielger, Roger Riewe: TU Graz, Institute Inffeldgründe

nen, was sein Anliegen ist und dafür die nötigen Mittel bereit stellen. Mein letztes Jahr als Geschäftsführerin des Forum Stadtpark habe ich zu einem gar nicht kleinen Teil damit zugebracht, der Stadt und dem Land klar zu machen, dass dieses wunderschöne neue Haus auch bespielt werden muss. Die sind nach der halben Bauzeit draufgekommen, dass es kein Geld für Möbel gibt, für Kabel, und dass man ein Stockwerk mehr auch heizen muss. Die Stadthalle oder das Kunsthaus gehen in ganz andere Dimensionen, aber ich höre dort dasselbe: Keiner weiß eigentlich, wie man das wirklich bespielt, und wer letztlich die Kosten trägt.

**Wenn ich Architektur per Gesetz verordnen muss, dann tun mir alle leid, die hier sitzen.**

**Feyferlik:** Ich halte es für gefährlich, eine neue Schicht einzuziehen, die für all diese Dinge zuständig sein soll und so der Politik die Verantwortung abnimmt. Das sind dann meistens doch Berufskollegen, und da gibt es dann Hörigkeiten, weil es einen ungeheuren wirtschaftlichen Zwang gibt.

**Saiko:** Das ist ein Missverständnis. Die Politik darf nicht aus der Verantwortung gelassen werden, es geht um eine neue Form der Bauherrenvertretung. Das kann meiner Ansicht nach nicht mehr das Amt sein und auch nicht mehr die Berufskollegen – nach dem Motto: geh' macht's mir schnell ein Raumprogramm –, sondern das ist ein eigenes Berufsbild.

**Kada:** Bei der Stadthalle mache ich im Moment das Marketing, das Raumprogramm, die Wirtschaftlichkeit, ich versuche darzustellen, was die Halle im Betrieb kosten wird. Ich versuche als Immobilienhändler vier Geschoße auf den Turm hinaufzubringen. Das sind Leistungen, die muss ein Architekt heute offenbar als Gesamtorganisation in der Planung erbringen können. Er muss nicht unbedingt die Bauleitung machen. Es gibt Architekten, die wollen sich nicht um Details kümmern, weil das Konzept stark genug ist, dass es alles aushält. Und es gibt Architekten, denen das ein Anliegen ist, die sollen das machen. Aber auf jeden Fall muss eine schützende Hand über dem Projekt liegen, auch wenn das furchtbar poetisch klingt. Das heißt, es muss einen Verantwortlichen geben, der sich mit dieser Aufgabe identifiziert.

**Koberg:** Es muss auch ein politisches Bekenntnis zur Rolle der Architektur geben, ein Architekturprogramm wie

in Finnland oder in Holland, das ist eine Art schützender Hand auf einer höheren politischen Ebene. Das gibt es bei uns nicht, dass sich ein Kulturminister des Themas annimmt, vielleicht sogar zusammen mit einem Wirtschafts- und einem Bautenminister. Das muss von der Erhaltung des Kulturerbes bis zu den zeitgenössischen Dingen einen Bogen spannen.

**Saiko:** Dass in Österreich in den nächsten 20 Jahren jemand Architektur als Kulturprogramm ausruft, vielleicht sogar die wichtigsten Ministerien, die Hoffnung habe ich einfach nicht, und das soll nicht einmal ein Vorwurf sein.

**Feyferlik:** Durch Privatisierungen und Auslagerungen würde das ja auch immer weniger greifen. Da werden doch eine Fülle von scheinbaren Privatfirmen geschaffen, die sich an überhaupt nichts mehr gebunden fühlen, die steirische Thermenholding zum Beispiel. Nach fünf Winkelzügen kommt man dahinter, dass sie zu mehr als 50 Prozent dem Land gehört, aber als öffentlicher Auftraggeber fühlt sich dort niemand.

**Buresch:** Das hat mit Fühlen nichts zu tun. Man ist in dieser Konstellation dem Vergabegesetz unterworfen mit allen seinen Nachteilen. Ich halte das überhaupt nicht für einen Vorteil.

**Koberg:** Aber es geht um den baukulturellen Auftrag.

**Buresch:** In welchem Gesetz soll der verankert sein? Wenn ich Architektur per Gesetz verordnen muss, dann tun mir alle leid, die hier sitzen.

**Es muss auch ein politisches Bekenntnis zur Rolle der Architektur geben, ein Architekturprogramm wie in Finnland oder in Holland ...**

**Giselbrecht:** Es geht nicht um Verordnung, sondern darum, dass man die baukulturelle Verantwortung zum Programm erklärt. Es gibt ein Kulturprogramm, und da gehört auch die Architektur hinein. Wir brauchen ein Programm, in dem Ziele stehen, die bei konkreten Projekten zur Argumentation für Qualität herangezogen werden können. Dass wir kein solches Programm haben, ist auch einer der Gründe, warum es im Städtebau so wenig Ansätze gibt, von den Verkehrsfragen bis hin zu den Einzelprojekten, wie die in die Stadt gesetzt und miteinander vernetzt werden. Das braucht eine gesamt-kulturelle Basis.



Dietger Wissounig



Wolfgang Feyferlik

Fotos Peter Philipp (2)

**Saiko:** In meiner Generation tun wir uns etwas schwer mit dieser Vorstellung von Architektur als Kulturprogramm. Im Inhalt sind wir uns einig, aber vielleicht müssen wir mehr mit der Sicherung des Standorts argumentieren oder mit bestimmten Qualitätssicherungen des Bauwerks. Es ist ja ein Phänomen, dass es unserer Branche nicht gelingt, den Architekturwettbewerb, ein bis zur Selbstaubeutung aufwendiges Ausleseverfahren, als Maßnahme zur Qualitätssicherung darzustellen. Das würde heute wahrscheinlich mehr bringen als das Mascherl der Kultur.

**Wissounig:** Ich frage mich überhaupt, ob das, was wir hier diskutieren, auch für die Gesellschaft relevant ist, nicht nur für die Architekten.

**Kada:** Die Gesellschaft interessiert sich zunehmend für das Zweidimensionale. Die neuen Medien sind inzwischen viel wichtiger als der Raum, obwohl doch alle über den Raum das Bild machen. Wohnbau ist zum Beispiel in der Öffentlichkeit als Thema viel weniger wichtig als die neuen Medien. Sonst würde doch niemand akzeptieren, dass heute in der Steiermark in so einem wichtigen Bereich nur noch ab 50 Wohneinheiten ein Wettbewerb durchgeführt wird. Das machen wieder alles die Genossenschaften, und niemand regt sich darüber auf.

**Maier:** Ich mache mich jetzt wahrscheinlich sehr unbeliebt bei den Kollegen, aber meiner Ansicht nach fehlt den meisten jedes politische Verständnis und Interesse. Wenn man mit Studenten diskutiert, die nicht wissen, wie der Grazer Kulturstadtrat heisst, darf man sich von dieser Seite nicht viel erwarten.

**Giselbrecht:** Ich war letzte Woche an der TU bei einer Jury, welche die besten Diplomarbeiten küren sollte. Es gibt eine große Zahl von Projekten, die mit dem traditionellen Architekturbegriff nichts mehr zu tun haben wollen. Das ist Bildschirmarchitektur, eine Auseinandersetzung mit Oberflächen. Konventionelle Projekte wirken da fast wie Exoten, und sie sind teilweise völlig unbeherrscht was die Architekturarbeit betrifft.

**Kada:** Der Trend geht eindeutig in diese Richtung: Architektur ist nur mehr Oberfläche, Haut. Was sich drin abspielt, ist völlig gleichgültig. Der Architekt macht eine Innenhaut und eine Außenhaut, und dazwischen packen die Ingenieure ihre Technik. Ich sehe da eine Parallelität zu den Themenparks, Shops, zum temporären Design, das hat alles mit Dekoration zu tun. Die Haut kann technisch

durchaus interessant sein, da gibt es neue Materialien, Fasern, Membranen. Das fasziniert. Aber das soziale Engagement, Architektur zu machen für Leute, die da drin wohnen, der ganze Ballast mit der Partizipation – interessiert das die jüngere Generation? Meiner Ansicht nach ist diese Generation apolitisch bis zum Exzess.

**Wissounig:** Ich glaube, dass die Konkurrenz unter den Jungen heute wesentlich höher ist als bei Eurem Berufsstart. Und deshalb versuchen viele sich mit Mitteln, die nicht primär aus der Architektur kommen, sondern etwa aus der Werbung, einen Namen zu machen. Daher kommen auch die Aufgaben, mit denen viele heute beginnen: Temporäre Installationen, Shops, Design. Das heißt aber nicht, dass die Jungen eine Angemessenheit der Architektur im Wohnbau oder im Detail nicht genauso schätzen. Sie haben einfach nicht die Aufträge dazu, und das wilde Engagement für Aufgaben, die für Dich Randbereiche sind, ist vielleicht nur ein Katalysator, um zu diesen Aufträgen zu kommen.

*Mittelfristig wird die gesellschaftliche Relevanz immer gefragter wird. Die Architekten, die sich ernsthaft damit auseinandersetzen, werden sich in ein paar Jahren vor Aufträgen nicht retten können.*

**Feyferlik:** Architektur ist nicht nur eine Sache der Architekten. Wir brauchen eine breite gesellschaftliche Basis, kompetente Bauherrn und Politiker, die an Qualität interessiert sind und nicht ihre Eitelkeit durch die ‚Dienstleistung‘ Architektur befriedigt haben wollen. Insofern haben wir heute viel zu viel über Architektenwirklichkeiten gesprochen und nicht über Architekturwirklichkeiten.

**Saiko:** Mittelfristig wird die gesellschaftliche Relevanz immer gefragter wird. Die Architekten, die sich ernsthaft damit auseinandersetzen, werden sich in ein paar Jahren vor Aufträgen nicht retten können. Dass anspruchsvolle Architektur auch in einem kommerziellen Umfeld standhalten muss, ist uns heute völlig klar. Aber es kommen gesellschaftliche Umwälzungen auf uns zu, die von der Architektur eine Antwort verlangen. Das geht dann nicht von heute auf morgen, dass man sagt, ich mach' jetzt Projektentwicklung. Das sind Berufsfelder, die man sich langsam erarbeiten muss. Ich sehe da ein extremes Zukunftspotenzial für unsere Branche.

**Woltron:** Wir danken für das Gespräch.



Michael Szyszkowitz, Karla Kowalski: TU Graz, Studienzentrum Inffeldgründe

Foto Margherita Splittini



## Kurzbiografien der GesprächsteilnehmerInnen

### Dir. Dipl.-Ing. Gerhard Buresch

1937 geboren in Wien  
Studium der Architektur an der Technischen Universität Wien  
1959–1972 bei der Bundesgebäudeverwaltung I (Wien)  
1972–1992 im Bundesministerium für Bauten und Technik (später: BM f. wirtschaftliche Angelegenheiten); von 1990–1992 als Leiter der Gruppe V/B – Gesamtkoordination des staatlichen Hochbaues  
Seit 1993 Geschäftsführer der BIG (Bundesimmobiliengesellschaft m.b.H.) für den technisch-wirtschaftlichen Bereich.

### Architekt Dipl.-Ing. Wolfgang Feyferlik

1957 geboren in Hausham, BRD  
Studium an der TU Graz, Abschluss 1985  
Seither selbstständig als Architekt in Graz  
Diverse und teilweise laufende Zusammenarbeiten mit Susanne Fritzer, Georg Giebeler, Birgit Rudacs und Hubert Wolfschwenger  
Engagement in verschiedenen Architekturinstitutionen  
Wettbewerbsfolge und Realisierungen

### Architekt Dipl.-Ing. Ernst Giselbrecht

1951 geboren in Dornbirn/Vorarlberg  
1972–1979 Studium an der TU Graz  
Seit 1985 eigene Büros in Graz und Bregenz  
1980–1990 Referent für Architektur im Forum Stadtpark  
Seit 1989 Vorstandsmitglied des Hauses des Architektur, Graz  
Seit 1999 Präsident des Hauses des Architektur, Graz  
Zahlreiche Vorträge und Gastvorlesungen  
Wichtige Projekte: Abbundhalle Murau, VN-Medienhaus, Um- und Zubau Forum Stadtpark, Neubau HNO-Universitätsklinik Graz

### Architekt Dipl.-Ing. Klaus Kada

1940 geboren in Leibnitz/Steiermark  
Studium an der Technischen Hochschule Graz  
1971–1985 Partnerschaft mit Gernot Lauffer  
Büros in Leibnitz (seit 1976), in Graz (seit 1988) und Aachen (seit 1996)  
Seit 1995 Universitätsprofessor an der Fakultät für Architektur (Entwerfen von Hochbauten und Gebäudelehre) an der RWTH Aachen  
Zahlreiche Gastprofessuren, Vorträge und Ausstellungen  
Wichtige Projekte: FestSpielHaus St.Pölten, Europäische Akademie Bozen, Landeskrankenhaus Hartberg, Stadthalle Graz (in Planung),

### Dipl.-Ing. Günter Koberg

1955 geboren in Graz  
Studium der Architektur an der TU Graz  
Mitarbeit in Architekturbüros in Graz  
1988–1991 Leitung des Hauses der Architektur in Graz  
1992 Organisatorische Leitung des Steirischen Herbstes  
Seit 1993 Mitarbeiter des Landes Steiermark im Bereich Hochbauplanung sowie Kunst und Bau  
1995 Mehrmonatiges Praktikum bei der „Kulturabteilung“ der EU in Brüssel, Generaldirektion X  
1999 Mitarbeit am Aufbau der Designstiftung Österreich (Geschäftsführer)

### Dipl.-Ing. Petra Maier

1987–1992 Ausbildung zum Damen- und Herrenkleidermacher, Graz  
1992 Kolleg für Textilrestauration, Herbstrasse Wien  
Studium der Architektur in Graz  
Seit 1995 Gestaltung und Kuratierung von Ausstellungen und Publikationen im Schnittbereich von Architektur, Design, Mode, Werbung und Stadt  
Seit 1998 Zusammenarbeit mit Andreas Lechner unter dem Label [72dpi]\* architecture Projekte im transdisziplinären Bereich zwischen Design, Architektur und Mode  
Seit 1999 Geschäftsführung des Künstlervereins Forum Stadtpark Graz

### Architekt Dipl.-Ing. Harald Saiko

1967 geboren in Graz  
Studium der Architektur in Graz und Paris  
Seit 1999 eigenes Büro für Architektur, Prozesskoordination und Stadtentwicklung in Graz  
Lehre, Forschung und Publikationen in den Bereichen Architektur, Wohnbau und Stadt  
Tätigkeiten im Bereich Ausstellungskonzeption und Kulturmanagement, u. a. Vorstandsmitglied im Haus der Architektur Graz, Mitglied der Stifterversammlung der Architekturstiftung Österreich.

### Dipl.-Ing. Dietger Wissounig

1969 geboren in Klagenfurt  
1984–1989 HTL/Hochbau Villach  
1990–1997 TU-Graz Architektur  
2000 wissounig.architecture  
Preisträger bei European 1998/1999 sowie bei Europandom 1999/2000

## Moderation

### Dipl.-Ing. Dr. sc. tech. Christian Kühn

1962 geboren  
Studium der Architektur an der TU Wien und der ETH Zürich  
Unterrichtet am Institut für Gebäudelehre der TU Wien  
Seit 2000 im Vorstand der Architekturstiftung Österreich  
Architekturkritiker und Architekturpublizist (u. a. ARCHITEKTUR & BAU FORUM, Arch+, Archithese, Architecture d'aujourd'hui, Die Presse)  
Aktuelle Publikationen: *Das Wahre, das Schöne und das Richtige – Adolf Loos und das Haus Müller in Prag*, 1989 (2001); *Anton Schweighofer – Der stille Radikale*, 2000

### Dipl.-Ing. Ute Woltron

1966 geboren in Neunkirchen  
Studium der Architektur an der TU-Wien  
1992 Diplom  
Seit 1988 Wirtschaftsjournalistin beim Wirtschaftsmagazin Trend und beim Nachrichtenmagazin Profil  
Derzeit Architekturjournalistin bei der Tageszeitung Der Standard

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*

## Architekturwirklichkeiten VII: Kärnten

# Malerische Begabungen

*Architektur gibt es in Kärnten genug: Die Bilanz von mehr als zwanzig Jahren Landesbaupreis fällt durchaus positiv aus. Aber wieso hat sich bis heute kein Architekturklima herausgebildet, das mit jenem der Steiermark, Tirols oder Vorarlbergs vergleichbar wäre? Kärnten, meinte einer der Gesprächsteilnehmer, sei gekennzeichnet durch eine gewisse „Gefühlsverrücktheit und sehr starke malerische, künstlerische Begabungen“, die mit den sachlichen und wirtschaftlichen Aspekten der Architektur im Widerstreit stünden. Das Steinhaus von Günther Domenig ist aus dieser Sicht prototypisch für die zeitgenössische Kärntner Architektur: eine baukünstlerische Einzelleistung, formal bis aufs Äußerste gesteigert und bewusst abgekoppelt von allen Rücksichten auf Funktion und Budget. Vielleicht ist es kein Zufall, dass im Gespräch die Kritik von Seiten der Bauherren heftiger als üblich ausfiel: Architekten seien unfähig zu wirtschaftlichem Denken, Formalisten ohne jedes Interesse für Funktion und Nutzerwünsche. Wer heute mit einem gut funktionierenden Gebäude Geld verdienen wolle, könne auf diese absterbende Profession getrost verzichten und sei mit einem technischen Planungsbüro besser bedient. Hinter solchen Generalisierungen, konterten die Architekten, stecke das Kalkül, Architekten zu willfährigen Erfüllungsgehilfen ökonomischer Interessen zu machen. Entscheidend für die Qualität sei stattdessen das partnerschaftliche Verhältnis zwischen Bauherren, Architekten und Ausführenden, von der Entwurfsphase bis zur Realisierung. Ob diese Aufforderung zum Vertrauen Gehör findet, bleibt abzuwarten. Woran es Kärnten offensichtlich fehlt, ist eine Architekturszene, in der sich von gegenseitigem Vertrauen getragene Qualitätszirkel aus Auftraggebern, Architekten und Behördenvertretern herausbilden. Ein Land, das zu einem beträchtlichen Teil vom Tourismus lebt, ist gut beraten, in diese Szene zu investieren. Hier sei, waren sich alle Gesprächsteilnehmer einig, nicht zuletzt die Politik gefordert: mit transparenten Vergabeverfahren, klaren Rahmenbedingungen für Investoren und einer intensiven Öffentlichkeitsarbeit für zeitgemäße Architektur und Regionalplanung.*

Christian Kühn

**Kühn:** Was würden Sie im Rückblick auf die letzten Jahre als besondere Erfolge der Kärntner Architekturszene bezeichnen?

**Müller:** Ich würde keine Einzelprojekte nennen, sondern eher eine Veränderung des Klimas. Ich bin im Rahmen der Ortsbildpflege sehr häufig im Land unterwegs, um Wettbewerbe zu organisieren und zu jurieren. Die Zahl der Projekte und auch das Niveau sind in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Ein zweiter Punkt ist das Haus der Architektur, das heuer sein zehnjähriges Jubiläum feiert. Wir haben ein umfangreiches Spektrum an Leistungen aufzuweisen, Diskussionen zur Architektur, Ausstellungen, Exkursionen, Architekturaustausch mit Nachbarregionen, ein buntes Treiben, das der Baukulturdiskussion viel Auftrieb gegeben hat.

**Rubin:** Man müsste ergänzend den Landesbaupreis anführen, den es bei uns ja schon seit 1979 gibt. Im Burgenland ist ein ähnlicher Preis heuer zum ersten Mal vergeben worden.

**Kühn:** Wer sind die Preisträger für das Jahr 2001?

**Müller:** Ernst Roth und Reinhold Wetschko für das Wifi Technikzentrum und Roland Winkler für den Umbau einer Garage zu einem Loft, beides in Klagenfurt. Anerkennungpreise gingen an Kovatsch, Klingbacher, Dou-

schan als Planer der Kärntner Landesausstellung in Friesach sowie an Eva Rubin für ihren Sozialwohnbau der Kärntner Heimstätte in Tigring.

**Kühn:** In der Wahrnehmung von außen ist es um die Kärntner Architektur in den letzten Jahren eher ruhig gewesen. Aus anderen Bundesländern war zumindest von heftigen Auseinandersetzungen um einzelne Projekte zu hören und zu lesen – ich denke etwa an das Kunsthaus Graz, an das Salzburger Landesmuseum oder an die Linzer Oper im Berg –, oder es gab regionale Bewegungen, die aufgefallen sind, wie etwa in Tirol und Vorarlberg. Kärnten kommt mir da vergleichsweise diffus vor. Das international am besten rezipierte Bauwerk Kärntens ist immer noch das Steinhaus von Günther Domenig, gefolgt von Tom Maynes Hypo Alpe Adria Bank in Klagenfurt.

**Wetschko:** Das könnte daran liegen, dass wir praktisch keine qualifizierte öffentliche Diskussion über Architektur im Land haben. Friedrich Achleitner hat vor kurzem gesagt, dass Kärnten publizistisch schon hinter das Burgenland zurückgefallen ist und in dieser Beziehung die letzte Stelle in der Reihe der Bundesländer einnimmt. Ich fürchte, er hat recht damit.

**Kühn:** Wurde die Hypo Alpe Adria Bank nicht doch kontroversiell diskutiert? Immerhin hat man dem Gebäude den Landesbaupreis 1999 verweigert, weil trotz aller Vir-





Foto: Gerald Zugmann

Günther Domenig: Steinhaus, Steindorf am Ossiachersee

tuosität im äußeren Erscheinungsbild „viel zu wenig auf die Bedürfnisse der Benutzer eingegangen“ worden sei. Damals wurde ja überhaupt kein Landesbaupreis vergeben, nicht einmal eine Anerkennung.

**Rubin:** Inzwischen ist das Haus zu einem Wahrzeichen geworden. Seltsamerweise können sich auch Leute, die zu Hause unter einem konservativen Krüppelwalmdach wohnen, mit diesem Bau arrangieren. Ich glaube, das liegt an dem Verhältnis zur Dekoration. Die gefällt den Leuten, ganz gleich ob sie von Thom Mayne kommt oder von Hundertwasser. Funktionell ist das Gebäude ja zu Recht kritisiert worden. Die dunklen Westbüros sind angeblich nie besetzt.

**Architekten sind nicht mehr fähig, uns bei der Bewältigung bürokratischer Hürden zu unterstützen. Sie bleiben in der Bürokratie einfach stecken.**

**Wetschko:** Es ist trotzdem ein positives Zeichen, dass ein derart ambitioniertes Projekt in Kärnten realisiert werden konnte. Man darf aber nicht vergessen, dass es letzten Endes bei einem Torso geblieben ist. Thom Mayne hatte ja ein städtebauliches Gesamtkonzept, das die Entscheidungsträger letztlich nicht mitgetragen haben. Das ist symptomatisch für die Inkonsequenz und die strukturellen Schwächen im Land.

**Ronacher:** Ich möchte doch noch eine Anmerkung zum Bauwerk selbst machen. Hier handelt es sich um ein Beispiel dafür, dass Gestaltgebung der Funktion übergeordnet und die Architektur über die Menschen gestellt wurde. Wie man hört, ist Kritik, die von innen kommt, wie etwa gegenüber den vorher angesprochenen unbelichteten Büros – vorsichtig ausgedrückt – unerwünscht. Da hat das expressive Zeichen einen höheren Stellenwert als die Nutzerzufriedenheit oder die Kosten. Und das halte ich für bedenklich. Beim GIG Industriepark in Völkermarkt, einem vergleichbaren expressiven Bauwerk, hat man auf nachträgliche Probleme der überzogenen Architektur von Seiten der Bauherrschaft ganz anders reagiert, nämlich mit Klagsandrohungen gegenüber den Juroren, weil sich herausgestellt hat, dass die Kosten zu hoch waren. Wahrscheinlich kann sich eine Bank diese Art von Architektur eher leisten als ein Gewerbepark.

**Kühn:** Herr Moser, Sie sind internationaler Immobilien-



Albrecht Erlacher

Fotos Karlheinz Fessl (2)

entwickler mit einem Schwerpunkt in Kärnten. Können Sie hier mit Architektur Geld verdienen?

**Moser:** Ich halte die Art, wie dieses Gespräch bisher geführt wird, für sehr akademisch. Wenn man vom praktischen Anspruch auf Realisierung konkreter Aufgaben ausgeht, muss man sagen, dass der Berufsstand des Architekten heute in einer Sackgasse ist. Architekten sind Theoretiker geworden, die ein schönes Schaubild machen, das vielleicht architektonisch spannungsgeladen ist. Aber in Wirklichkeit sucht man sich als Geschäftspartner lieber ein Planungsbüro aus mit ein paar Praktikern mit HTL-Abschluss oder einem Fachhochschulabschluss. Und das hat seinen guten Grund, weil die Herren Architekten wesentliche unternehmerische und technische Qualitäten vermissen lassen. Architekten sind nicht mehr fähig, uns bei der Bewältigung bürokratischer Hürden zu unterstützen. Sie bleiben in der Bürokratie einfach stecken. Wir bekommen formale Lösungen ohne praktischen Anspruch. Kein einziges der modernen Gebäude, ganz gleich von wem, erfüllt die klimatischen Voraussetzungen, um darin wirklich arbeiten und wohnen zu können, genauso wenig wie die Betriebskostenansprüche. Wir leiden darunter, dass wir keine Partner haben, die diesen Herausforderungen gewachsen sind. Architekten sind in dieser Beziehung völlig unzureichend organisiert und kümmern sich nicht darum, neue technische Erkenntnisse zu erschließen und an die Kunden weiterzugeben. Ich bin über 20 Jahre im Geschäft und habe noch nie erlebt, dass Architekten mit so etwas zu uns gekommen wären.

**Wenn Sie den Berufsstand auf das Planzeichnen und den Weg zum Magistrat reduzieren, dann brauchen Sie wirklich keine Architekten mehr.**

**Kühn:** Sie verdienen Ihr Geld also mit Architektur, aber ohne Architekten?

**Moser:** So ist es.

**Rubin:** Wenn Sie den Berufsstand auf das Planzeichnen und den Weg zum Magistrat reduzieren, dann brauchen Sie wirklich keine Architekten mehr. Ein guter Bauherr sucht bei uns ein Konzept und eine Haltung. Ein neues Konzept wird sich am Anfang oft an den Vorurteilen der so genannten Realität reiben. Aber das sind kreative Spannungen zwischen Architekten und Bauherren. Die



Gerhard Freund

pauschale Verurteilung, dass Architekten weltfremd und unpraktisch sind, kommt meistens von Leuten, die willfähige Ausführende suchen.

**Kühn:** Der Vorwurf von Herrn Moser ist ja nicht gerade neu. In Flauberts „Wörterbuch der Gemeinplätze“ heißt es unter dem Stichwort Architekten: „Lauter Trottel. Vergessen immer die Treppen.“

**Rubin:** Das Problem an den Vorurteilen gegenüber Architekten ist, dass sie oft sogar stärker sind als die harten Fakten. Lassen Sie mich ein Beispiel nennen: Ich habe in Tigring einen Wohnbau im Rahmen der Wohnbauförderung realisiert (der vorhin erwähnte Anerkennungspreis), sehr kleinmaßstäblich gegliedert, angepasst an die Umgebung, mit uneinsehbaren Terrassen, Ziegelmauerwerk, Holzfenstern und Dächern aus Holz. Der zweite Bauteil wird jetzt von demselben Bauträger in Beton und mit Kunststofffenstern umgesetzt, obwohl ich nachgewiesen habe, dass eine baubiologisch bessere Konstruktion im Rahmen der Wohnbauförderung zu realisieren ist und von den Nutzern sehr gut angenommen wurde. Aber die Vorurteile sind stärker.

**Wetschko:** In der Beziehung zwischen den verschiedenen Beteiligten am Bauen ist im Moment eindeutig etwas aus dem Lot. Wenn man die Verträge sieht, die Architekten und ausführende Firmen heute unterschreiben müssen, erkennt man, dass sich das Gewicht fast ausschließlich auf die Kosten verlagert hat. Qualität kann ich auch mit einem noch so harten Vertrag nicht erzwingen, weder beim Architekten noch bei einer ausführenden Firma. Das ist eine Frage der Kultur und des Vertrauens, des Umgangs miteinander. Es kann doch nicht die alleinige Bauherrnfunktion sein, sich nach allen Seiten gegen Dinge abzusichern, die man im Vorhinein oft nicht abschätzen kann, vor allem dann nicht, wenn man keine 08/15-Architektur haben möchte. Die besten Projekte sind mir immer aus einem partnerschaftlichen Verhältnis mit dem Bauherrn gelungen.

**Kühn:** Ich würde gerne auch einen anderen Immobilienmanager hier am Tisch zu Wort kommen lassen. Herr Freund, sehen Sie die Situation ähnlich kritisch wie Herr Moser?

**Freund:** Die Landesimmobiliengesellschaft ist erst seit Anfang dieses Jahres tätig. Von dieser Seite her will ich



Eva Rubin: Wohnanlage Tigring

Foto Eva Rubin

die langjährigen Erfahrungen von Herrn Moser in Bezug auf Kärnten nicht kommentieren. Persönlich finde ich aber, dass eine 08/15-Immobilie nicht zu vergleichen ist mit einem Objekt, das ein Architekt wesentlich mitgestaltet hat. Für funktionelle Schwächen ist nach meiner Erfahrung meistens auch der Bauherr mitverantwortlich, wenn er glaubt, alles auf den Architekten auslagern zu können. Ich gebe aber Herrn Moser insofern Recht, als ich mir jemanden als Partner wünsche, der den Überblick hat. Es gibt im Moment eine Tendenz zur Spezialisierung. Alle an einem Bauvorhaben Beteiligten, auch die Architekten konzentrieren sich auf einen immer schmäleren Bereich, das erhöht den Koordinationsaufwand beim Bauherrn.

**Moser:** Ich respektiere den kollektiven Abwehrreflex der Architekten. Aber ich bin ja nicht hier, um jemanden zu beleidigen, sondern um Ihnen bewusst zu machen, welche Mängel Ihr Berufsstand aufweist. Wenn Sie Ihre Dienstleistung verkaufen wollen, geht es nicht nur um künstlerische Verwirklichung, sondern um Leben und um Einkommen. Sie müssen den Schulterchluss zum Unternehmertum, zum Auftraggeber schaffen. Es kann doch nicht so sein, dass Ihnen der Bauherr auf Grund ihrer angeblich so hoch stehenden künstlerischen Leistung dankbar sein muss, dass sie überhaupt für ihn arbeiten. Das Konzeptionelle, das Frau Rubin angesprochen hat, ist tatsächlich das Stichwort. Aber ich sehe kaum Kollegen unter ihnen, die das können. Ihr Know-how müsste doch größer sein als das eines einzelnen Auftraggebers, dann würden wir uns an Sie wenden. Aber die meisten Ihrer Kollegen bringen uns längst nicht mehr das, was wir brauchen. Planungsbüros für Technik, für Heizung, Lüftung und Klimatechnik, die arbeiten an den echten Zukunftsproblemen. Die Architekten nehmen an diesem Part nicht wirklich teil.

**Wetschko:** International betrachtet sehr wohl. Wenn man sich Spitzenbüros wie Norman Forster ansieht, da ist die innovative Zusammenarbeit mit den Fachplanern wie Ove Arup eine Selbstverständlichkeit. In Kärnten sind wir auf dem Gebiet Haustechnik einfach unterentwickelt.

**Orsini-Rosenberg:** Die Argumente von Herrn Moser erinnern mich stark an die sechziger und siebziger Jahre. Ich fürchte, wir sind in dieser Polarisierung zwischen Architektur und Kommerz nicht viel weitergekommen.

**Ronacher:** An dieser Polarisierung – die meiner



Foto: Angelo Kaumat

Roland Winkler: Loft, Klagenfurt

Ansicht nach nicht zuletzt die starke Polarisierung der Gesellschaft widerspiegelt – trägt auch die Architekturausbildung Verantwortung, die Doktrinen weitergibt, statt offensichtlich gewordenen Problemen auf den Grund zu gehen.

Lassen Sie mich nur zwei Doktrinen nennen: Die eine ist die neue Stahlglasarchitektur, in der wir im Computerzeitalter jedes Zimmer verdunkeln müssen, damit wir laut Arbeitsinspektor überhaupt einen Computer einschalten dürfen. Wenn man dann noch von den immensen Baukosten einiger neuer Verwaltungsbauten hört, braucht man sich nicht darüber wundern, dass es bei den Menschen Unmut gibt. Eine andere Doktrin ist die vordachlose Kiste. Nehmen wir doch einfach zur Kenntnis, dass dieser Formalismus zu Algen- und Pilzbildungen an den Fassaden führt. Der Zusammenhang ist wissenschaftlich belegt. Kein Architekt, der solche Fakten einer formalen Ideologie wegen ignoriert, sollte sich darüber beklagen, wenn heute Experten für Feng-Shui und Geomantie in den Jurys sitzen und mehr Natürlichkeit und Tradition beim Bauen fordern. Was die Interessen an Doktrinen und Ideologien beim Bauen anbelangt, glaube ich, dass wir Architekten uns beim Bauen in einer ähnlichen Situation befinden, wie etwa die Schulmediziner in ihrem Verhältnis zur Pharmaindustrie. Es geht hier auch um massive wirtschaftliche Interessen.

*Natürlich sind wir Architekten dazu in der Lage, mit Kosten umzugehen ... Aber ich weigere mich, beim Vorentwurf für Kosten zu garantieren. Das ist unseriös, weil da ja erst der ganze Prozess anfängt.*

**Orsini-Rosenberg:** Zu dem, was Sie gesagt haben, fällt mir nur ein Stichwort ein: „Verlust der Mitte“. Ich hätte gehofft, dass sich diese Frage schon vor Jahrzehnten in der Auseinandersetzung mit Hans Sedlmayr erledigt hat.

**Ronacher:** Ist das jetzt zustimmend gemeint?

**Orsini-Rosenberg:** Ich habe Sedlmayr als Student mit größtem Abscheu gelesen.

**Ronacher:** Und ich mit Begeisterung. Sedlmayrs „Verlust der Mitte“ wurde neu aufgelegt. Er hat vor einem halben Jahrhundert Dinge klar gesehen, welche viele Menschen heute noch nicht einmal ahnen.



Fotos: Karlheinz Fessl (2)

Fritz Klaura

**Wetschko:** Ich möchte noch einmal auf die Forderung zurückkommen, der Architekt müsse endlich ein besserer Dienstleister werden. Das sehe ich sehr kritisch. Als Architekt fühle ich mich verantwortlich für das Konzept, und ich möchte bis zum Schluss intensiv in die Umsetzung eingebunden bleiben, damit das Konzept auch verwirklicht wird. Das ist auch wichtig, damit die Kosten am Ende stimmen, ohne dass irgendjemand aus Unkenntnis das Konzept zerstört. Natürlich sind wir Architekten dazu in der Lage, mit Kosten umzugehen, wenn wir in die Entscheidungen partnerschaftlich eingebunden sind. Aber ich weigere mich, beim Vorentwurf für Kosten zu garantieren. Das ist unseriös, weil da ja erst der ganze Prozess anfängt.

**Moser:** Das Budget entsteht doch nicht aus einer Laune, sondern aus den klaren Vorgaben unserer Mieter. Es wäre widersinnig, wenn ich Ihnen meine Kalkulation nicht als Vorgabe für den Entwurf geben würde.

**Wetschko:** Das ist klar. Aber man kann um dieselbe Summe bessere oder schlechtere Bauten hinstellen. Und dafür muss der Architekt in den Prozess einbezogen bleiben. Und das geschieht heute oft nicht mehr, und es endet manchmal in einem Kampf mit dem Bauherrn statt miteinander ein gutes Ergebnis zu erzielen.

**Erlacher:** Ich muss Herrn Moser insofern Recht geben, als Architekten – zumindest in Kärnten – vor allem auf die Folgekosten wenig Rücksicht nehmen. Die Anregung, mit Wärmerückgewinnung und mit Solarenergie zu arbeiten, kommt nach meiner Erfahrung von uns, nicht von den Architekten. Etwas Ähnliches beobachte ich bei den Grundrissen: Ich muss als Wohnbauträger oft Grundrisse korrigieren, weil die Türen nicht richtig aufgehen und die Abstellräume total falsch situiert sind. Und wenn ich heute viergeschossige Häuser nur noch mit Lift baue, auch wenn die Wohnbauförderung dem eigentlich entgegensteht, ist das auch meine Initiative und nicht die der Architekten. Da könnte doch ein Berufsstand öffentlich erklären, dass es weder familien- noch seniorengerecht ist, viergeschossig ohne Lift zu bauen. Aber die Architekten sind da eher überrascht und erschreckt.

**Orsini-Rosenberg:** Es gab in Kärnten nie das Zwischending zwischen Einzelhaus und Wohnblock. Wenn Sie eine verdichtete Bebauungsform wählen, zwei-, maximal dreigeschossig, dann haben Sie kein Liftproblem. Das wäre eine konzeptionelle statt einer technischen Lösung.





Franz Marginter

**Erlacher:** Die Kärntner Wohnbauförderung ist in dieser Hinsicht keine Hilfe. Gefördert wird ja nicht die Architektenplanung, sondern letztlich die Baumärkte von OBI bis Baumax. Da wird mit enormer Großzügigkeit die Zersiedelung unterstützt, ohne Rücksicht auf die raumplanerischen Konsequenzen. Aber wir versuchen durchaus, von den 08/15-Lösungen wegzukommen und über Wettbewerbe neue Konzepte zu entwickeln. Es sind ja hier am Tisch gleich drei Architekten, mit denen wir erfolgreich gearbeitet haben, unter anderem an dem Projekt, von dem Frau Rubin gesprochen hat. Ich sehe diese Projekte durchaus als Erfolge im Sinne der Frage, die Herr Kühn eingangs gestellt hat.

**Rubin:** Dazu sollte man allerdings ergänzen, dass die derzeitige Entwicklung der Wohnbauträger in Kärnten in eine gefährliche Richtung geht, die solche Innovationen erschwert. Die Fusion von Kärntner Heimstätte und Neue Heimat und wahrscheinlich einer dritten Genossenschaft zu einem einzigen großen Moloch – dies lässt für weitere konzeptionelle Entwicklungen nichts Gutes erwarten.

**Wetschko:** Der soziale Wohnbau sucht seine Innovation im Moment vor allem in Dämmstoffdicken und Ökopunkten. Da wird eindimensional in quantitativ messbaren Kategorien gedacht, ohne Raumqualitäten und Strukturfragen einzubeziehen.

**Klaura:** Auffällig ist, dass viele innovative Projekte im Holzbau entstehen, und zwar innovativ sowohl technisch als auch in der Gebrauchsqualität. In dieser Hinsicht möchte ich Herrn Moser vehement widersprechen. Es hat sich ja auch in Vorarlberg gezeigt, dass dort der Erfolg der zeitgenössischen Architektur nicht zuletzt auf ihren hohen Gebrauchswert zurückzuführen ist. Aus meiner Erfahrung im Holzbau ist die zuvor angesprochene Teamarbeit zwischen Auftraggeber, Architekt und Ausführenden tatsächlich der Schlüssel zum Erfolg. Gerade im Holzbau, wo Architekten noch nicht so sattelfest sind wie in anderen Systemen, gibt es eine viel intensivere Zusammenarbeit bis hin zu den Haustechnikern. Damit ist es gelungen, sehr gute Architektur zu einem relativ günstigen Preis mit alternativen Energievorteilen umzusetzen. Das heißt, dass man gute Architektur und guten Holzbau auch zu durchaus herkömmlichen Preisen errichten kann.

**Wetschko:** Man kann diese Entwicklung an den Landesbaupreisen der letzten zehn Jahre mitverfolgen. Das



Herwig Ronacher/Andrea Ronacher: Hotelweiterung ‚Haus am See‘, Weissensee

Foto Herwig Ronacher

Bauen in Holz hat wesentlich zur Entwicklung beigetragen. Wir haben drei oder vier Firmen, die Holzwohnbau umsetzen können und auch schon viel in Know-how investiert haben, aber es geht viel zu wenig in die Breite.

*Durch die Wohnbauförderung errichten wir zu große Baumassen in kleinen ländlichen Strukturen, ohne jede Qualität im Außenraum.*

**Ronacher:** Die treibende Kraft für den Holzbau sind vor allem die privaten Bauherren, die für sich ökologische und baubiologisch optimale Lösungen in Anspruch nehmen. Im öffentlichen Bau gibt es zwar einzelne Entscheidungsträger – wie etwa die Österreichischen Bundesforste, für die wir gerade ein viergeschossiges Verwaltungsgebäude aus Holz in Purkersdorf errichten durften –, für die Ökologie ein Anliegen ist, aber insgesamt ist das viel zu wenig. Angesichts der prekären ökologischen Situation, in der wir uns heute befinden, ist es einfach widersinnig, wenn wir heute immer noch Gebäude errichten, die im Sommer mit unglaublichem Aufwand gekühlt werden müssen. Dafür sind die architektonischen Ideologien, die ich angesprochen habe, mit verantwortlich. Ich finde es daher verständlich, dass jemand wie Herr Moser offen ausspricht, dass Architekten, die sich diesen Fragen nicht stellen, für ihn keine Partner sein können, obwohl ich die Pauschalierung seiner Angriffe insofern zurückweisen muss, denn selbstverständlich gibt es Architekten, die sowohl ökologisch als auch ökonomisch denken und handeln.

**Wetschko:** Wir dürfen doch nicht nur vom einzelnen Objekt reden. Ökologie ist genauso eine Frage der Raumordnung. Auf diesem Gebiet sehe ich in Kärnten trotz aller Bemühungen ein großes Versagen in den letzten Jahren. Durch die Wohnbauförderung errichten wir zu große Baumassen in kleinen ländlichen Strukturen, ohne jede Qualität im Außenraum. In puncto Freiraum- und Landschaftsplanung steht Kärnten praktisch bei Null. Das hängt meiner Erfahrung nach stark mit den Kosten zusammen: Wir können mit den knappen Budgets oft gerade das Gebäude errichten, aber für den Freiraum bleibt dann nichts übrig. Es ist schon ein Erfolg, wenn man Wohnungen mit gutem Außenraumbezug zu Stande bringt. Wobei man in diesem Bereich mit geringen Kosten sehr viel erreichen kann.

**Erlacher:** Das Defizit in der Raumordnung wurde

Foto Gisela Erlacher



Ernst Roth/Reinhold Wetschko: Wifi Technikzentrum, Klagenfurt

schon vor dreißig Jahren stark kritisiert. In einer Rundfunksendung aus dem Jahr 1975, über die ich Unterlagen gefunden habe, wird Architekt Jantsch mit der Aussage zitiert, das Einfamilienhaus sei „asozialer Wohnbau“, nicht zuletzt wegen der enormen Kosten für Aufschließung, Kanalisation, Schneeräumung. In derselben Sendung wird über die Entwicklung in Pörschach berichtet, wo es zwischen 1960 und 1974 zwar so gut wie keine Bevölkerungsentwicklung gab, allerdings im selben Zeitraum zusätzliche Widmungen für 80 Hektar Wohnbauland, 60 Hektar Kurgebiet, 10 Hektar Geschäftsgebiet und 8 Hektar Gewerbegebiet. Ich weiß nicht, wie viel davon zurückgewidmet wurde, aber das hatte katastrophale Auswirkungen auf den Landschaftsraum. In der Architekturdiskussion hat man in den achtziger Jahren aber vor allem diskutiert, welcher traditionelle Haustyp am besten in welche Region passt und dafür Landkarten mit Empfehlungen gezeichnet.

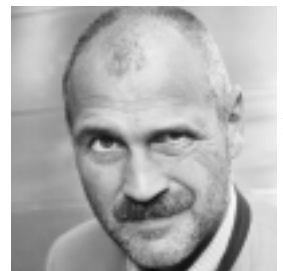
**Für mich ist das so etwas wie ein McDonalds-Test für Baukultur: Erst wenn niemand mehr bereit ist, in die Konkurrenzspirale nach unten einzusteigen, kann man von einer hochstehenden Baukultur sprechen.**

**Orsini-Rosenberg:** Es gab aber in den sechziger und siebziger Jahren eine sehr engagierte Debatte zu diesem Thema. Ich erinnere mich an den Architekten Hack, der eine umfassende Philosophie dazu entwickelt hat, oder an das Büro 21, das ohne Auftrag ein Konzept gegen die Zersiedelung ausgearbeitet hat.

**Erlacher:** Trotzdem stehen wir in Bezug auf die Raumplanung heute nicht viel besser da als in den siebziger Jahren. Um ein Beispiel zu nennen: In Klagenfurt-Viktring findet gerade ein großer Wettbewerb auf einem Areal von 4 Hektar statt, bei dem ich mit meiner Wohnbaugesellschaft etwa ein Viertel realisieren soll. In den Vorgesprächen habe ich die Stadtplanung nach den Zufahrten zum Gelände gefragt und habe zur Antwort bekommen, dass sich um dieses Problem der Tiefbau kümmert, das sei ein anderes Ressort, die Zufahrt interessiere sie nicht. Das ist die Auskunft der Stadtplanung. Oder ein anderes Beispiel: Die politisch bestimmte Kompetenzzersplitterung des Kla-



Reinhold Wetschko



Walter Moser

Fotos: Karlheinz Fessl (3)

genfurter Magistrats. Wenn ich einen geförderten Wohnbau entwickle, ist für die Wohnbauförderung Stadtrat Scheider zuständig, für den Hochbau Stadtrat Gassner, wenn städtischer Grund beansprucht wird, Vizebürgermeister Canori, und weil es letztendlich auch um Finanzen geht, Stadtrat Zwick. Ich muss für eine Wohnanlage also mit vier Stadträten sprechen und zusätzlich mit Beamten, die in diesem Kompetenzkarussell gefangen sind.

**Kühn:** Ich habe vor kurzem den Vortrag eines McDonalds-Immobilienmanagers gehört, der vor allem diese bürokratischen Hürden in Österreich kritisiert hat. Was mich überrascht hat, war seine sehr entspannte Einstellung zur Architektur: Wenn es einen Druck gibt, bessere Qualität zu realisieren, hätte McDonalds damit kein Problem, etwa in Vorarlberg, wo alle McDonalds-Lokale anders aussehen. Allerdings fände sich in Vorarlberg – im Unterschied zu Ländern im Osten wie Niederösterreich – auch keine Nachbargemeinde, deren Bürgermeister das McDonalds-Projekt durch Verzicht auf alle Auflagen abwerben würde. Für mich ist das so etwas wie ein McDonalds-Test für Baukultur: Erst wenn niemand mehr bereit ist, in die Konkurrenzspirale nach unten einzusteigen, kann man von einer hochstehenden Baukultur sprechen. Wie würde dieser Test in Kärnten ausfallen?

**Orsini-Rosenberg:** Ich glaube, wir sind noch weiter im Osten als Niederösterreich. Wenn ich mir die Situation im Tourismusbereich anschau, gibt es da keinen Zweifel. In Griffen haben die Griffener von sich aus begonnen, ihre Geschäfte hundertwassermäßig zu dekorieren und hoffen, damit viel Geld zu verdienen. Und in St. Veit gibt es einen Fuchspalast, ein Hotel von Ernst Fuchs. Mit Vorarlberg darf man das nicht vergleichen: Dort gibt es eine ganz andere mentale Grundstruktur, die für die Architektur günstig ist, eine gewisse alemannische Sachlichkeit, Wirtschaftlichkeit, Tradition. In Kärnten ist das ganz anders. Hier gibt es eine Art Gefühlsverrücktheit, auch sehr starke malerische, künstlerische Begabungen, die es anderswo nicht gibt. Der gewisse Nationalismus, der über alles gestülpt ist, drückt das Land hinunter, so dass man seinen wahren, im Grunde liebenswerten Charakter gar nicht so richtig sieht.



Dietmar Müller



Eva Rubin

**Kühn:** Auf der Fahrt hierher hat mir eine Dame, die seit 20 Jahren nach Kärnten auf Urlaub kommt, erzählt, dass der Verfall des Tourismus für sie deutlich zu spüren ist.

**Marginter:** In den letzten zehn Jahren ist ein Drittel der Nächtigungen im Sommer weggebrochen, von knapp 15 Millionen auf derzeit zehn Millionen, im Winter sind wir irgendwo bei drei Millionen. Die zuvor angesprochene defensive Haltung in der Raumplanung hat auch damit zu tun. Unsere Probleme bestehen heute darin, Hotelruinen wegzubringen, Orte zu sanieren und wieder touristisch attraktiv machen. In Maria Wörth sind zwei Hotel abgerissen worden, aber es dauert fünf Jahre, bis so eine Hotelruine wegkommt. Ein anderer Weg ist die Umwandlung solcher Hotels in Apartmenthäuser wie beim Hotel Korotan und beim Hotel Schloss Seefelds.

**Rubin:** Die Situation ist wirklich dramatisch. Es gibt ein Sanierungsprojekt (das Hotel Europapark), das sogar den Landesbaupreis erhalten hat, und kurze Zeit danach wurde es aus wirtschaftlichen Gründen geschlossen.

**Orsini-Rosenberg:** Jetzt ist dort ein Klein-Manhattan. Man hat der Gemeinde Konzepte vorgelegt, wie die Kubatur ortsverträglich aussehen könnte, aber die Gemeinde hat das ignoriert und dem Investor sofort Tür und Tor geöffnet.

**Wetschko:** Das ist ein Raumordnungsproblem, wenn solche überzogenen Baumassen zugelassen werden.

**Ronacher:** Was ich in der Hotellerie bedaure, ist, dass sie offensichtlich den Weg der Mitte oder – wie es Paul Schmitthenner genannt hat – „das Bauen mit Anstand und Würde“ immer weniger zu gehen bereit ist. Wir versuchen, einen regionalen, schlichten Weg zu gehen, ohne im negativen Sinn altmodisch zu sein. Aber ich stelle in letzter Zeit einerseits zunehmend einen Trend zur völligen Reduktion, wie es die Architekturszene fordert, und andererseits zur totalen Inszenierung fest. Es ist uns schon zweimal passiert, dass wir bei einem Hotel den Auftrag für die Innenraumausstattung nicht erhalten haben, weil wir dem Bauherrn diesen Wunsch nach Inszenierung in dieser übertriebenen Form nicht erfüllen wollten. Dann



Gerald Brodnig:  
Hotel Ernst Fuchs Palast,  
St. Veit/Glan

Foto Fritz Orasch

plant eben ein Bühnenbildner eine Restauranteinrichtung für 300.000 Euro. Ich halte diese übertriebene Inszenierung architektonisch für bedenklich und volkswirtschaftlich für untragbar, obwohl ich verstehen kann, dass der Gast im Urlaub Romantik sucht. Die Primärkonstruktion muss versteckt oder abgeschleckt sein, die aufwändig gefertigten Möbel dafür aus Altholz oder zumindest mit industriell gefertigten Wurmlöchern versehen. Das meine ich auch, wenn ich den Verlust der Mitte beklage.

*Unsere Hoteliers ... sind sehr engstirnig.  
Die wollen lieber einen Bühnenbildner als einen  
Architekten, der vielleicht ihren Horizont sprengt.*

**Wetschko:** Wir sollten uns nicht bei den formalen Problemen aufhalten. Architekten müssen sich stärker in die Projektentwicklungsphase einbringen als Partner der Gemeinden und der Wirtschaftsleute, damit wir zu Projekten kommen, die den Ort aufwerten, die Nachbarschaft nachhaltig befruchten, Synergieeffekte bringen.

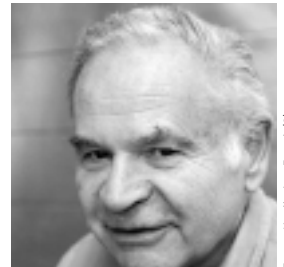
**Kühn:** Aber darf man das Formale dabei wirklich ausklammern? Wenn Sie Vernetzung und eine umfassendere Sicht der Aufgaben fordern, werden Sie mit dieser Forderung scheitern, solange die Bauherren sich nichts anderes vorstellen können als eine mehr oder weniger moderate klassische Architektursprache.

**Klaura:** Unsere Hoteliers – das möchte ich jetzt einfach ganz provokant sagen – sind sehr engstirnig. Die wollen lieber einen Bühnenbildner als einen Architekten, der vielleicht ihren Horizont sprengt. In anderen Bundesländern haben die Hoteliers längst erkannt, dass es eine Zielgruppe für moderne Häuser gibt. Wenn ich nach Vorarlberg oder Tirol schaue, da gibt es wunderbare Beispiele, und die Häuser sind voll und werden mit wirklich guten Gewinnen toll geführt. Die Hoteliers haben noch nicht erkannt, welche Vorteile moderne schnelle Bauweisen wie die Raumzellenfertigung oder Elementbauweise oder die Einsparungen in der Heizperiode durch Superwärmeeisolation mit sich bringen. Oft ermöglicht erst die Leichtbauweise durch geringe Bauteilgewichte eine Erweiterung des Hauses, was sich auf die Wirtschaftlichkeit enorm auswirkt.



Foto: H. Juri/MID-Gruppe

Günther Petutschnig/Edmund Hocke: Hochhaus Zentrum Nord, Klagenfurt



Felix Orsini-Rosenberg

Fotos Karlheinz Fessl (2)

**Rubin:** Ich kann jedem Hotelier nur eine Exkursion in den Westen empfehlen, um seinen Horizont ein bisschen zu erweitern.

**Wetschko:** Wenn ich mir das Apartmenthaus neben dem Hotel Seefels in Pörschach ansehe, dann verstehe ich einfach nicht, wie man so etwas Schwaches überhaupt verkaufen kann. Das steht direkt am See, und viele Einheiten verfügen nicht einmal über einen Seeblick. Ich bin kürzlich zum ersten Mal bewusst den ganzen Wörthersee entlanggefahren, weil wir gerade einen kleinen privaten Zubau planen: Es ist erschütternd, was dort in den letzten 50 Jahren entstanden ist. Man kann die Häuser, die halbwegs Qualität haben, an einer Hand abzählen.

**Kühn:** Eine der Strategien, die anderen Länder zur Qualitätssicherung versuchen, ist der Gestaltungsbeirat. Gibt es so etwas in Klagenfurt?

**Müller:** Nein, nur eine Kommission mit Empfehlungscharakter, die bestenfalls 2 Prozent der Projekte zu Gesicht bekommt.

*Die Raumordnung ist im Moment rein defensiv ausgerichtet. Es wird konzeptlos irgendeine Parzellierung durchgeführt, und dann soll man als Architekt ein Objekt planen und eine falsche Situierung reparieren.*

**Kühn:** Die meisten Gestaltungsbeiräte haben nur Empfehlungscharakter. Aber der Beirat muss mit nicht-ortsansässigen Architekten besetzt sein, damit er seine Empfehlungen wirklich unabhängig abgeben kann.

**Rubin:** Und das wird ernst genommen?

**Kühn:** In Vorarlberg und Salzburg durchaus. Aber das hängt natürlich von der lokalen politischen Kultur ab.

**Moser:** In Kärnten verdrängt der politische Einfluss zusehends die Sachdiskussion. Ich darf auf das Beispiel Viktring zurückkommen. Ich finde es lächerlich, dass in einer so großen Stadt wie Klagenfurt 3 Hektar als Großprojekt bezeichnet werden. Man müsste folgendes machen: Man müsste den nächsten großen freien Platz nehmen, zum Beispiel in Ehrenhausen, und dort 100 Hektar heute schon in einem Masterplan überlegen. In diesem Masterplan müssten alle Straßenverbindungen, alle Plätze

und Begegnungsstätten eingezeichnet sein und jeder, der eine Widmung haben will, muss alle öffentlichen Flächen abtreten, bevor auch nur ein einziger öffentlicher Euro dort hineinfließt. Viktring ist dagegen ein besonders abschreckendes Beispiel, weil hier praktisch nur Häuserzeile auf Häuserzeile dazugebaut worden ist und dem Projekt jeder Dorf- oder Stadtteilcharakter fehlt. Das ist auch nicht mehr herstellbar. Es werden noch viele Generationen darunter leiden, wie das alles angegangen wurde.

**Wetschko:** Die Raumordnung ist im Moment rein defensiv ausgerichtet. Es wird konzeptlos irgendeine Parzellierung durchgeführt, und dann soll man als Architekt ein Objekt planen und eine falsche Situierung reparieren. Aber das ist zu wenig. Unsere Aufgabe als Architekten wäre es, in der Raumordnung großzügigere Konzepte zu entwickeln.

**Ronacher:** Aber stammen die schlechten Raumordnungskonzepte und Bebauungspläne nicht auch zum Teil von Architekten? Es sind nicht an allem Beamte und Vorschriften schuld. Rob Krier hat dazu einen selbstkritischen Ausspruch getätigt: „Er alleine – der Architekt – ist verantwortlich für das Produkt, das auf seinem Zeichentisch entsteht und seine Unterschrift trägt. Und keine Politiker und keine Financiers werden dem Berufsstand der Architekten die kulturelle Schuld einer verplanten Umwelt abnehmen.“ Dennoch scheitert natürlich in der Realität viel an der Umsetzung, auf die wir Architekten kaum mehr Einfluss haben.

**Wetschko:** Ich meine nicht, dass ein schlechter Bebauungsplan schlechte Architektur entschuldigt. Aber es gibt eben Strukturen, die hilfreich sind, und andere, die nur behindern. Und da bin ich ganz einer Meinung mit Herrn Moser, dass wir praktisch keine Siedlungen mehr entwerfen, dass wir keine großräumigen Konzepte entwerfen, sondern viel zu kleinteilig agieren. Das Gemeinsame, der Raum, ist für uns kein Thema. Wir reihen Objekte aneinander, aber es entsteht kein Raum. Es gibt einen Trend zur Verdichtung, aber dabei wird einfach die Bebauung aufgezont – noch ein Stockwerk drauf und noch eines –, ohne an der Struktur etwas zu ändern. Und am Ende ist die Raumqualität für alle zerstört. Man braucht sich in Klagenfurt nur Welzenegg ansehen, aber eigentlich ist das überall in Klagenfurt zu beobachten.

**Kühn:** Sie sagen in Ihrer Kritik dauernd „wir“ – wer ist





Herwig Ronacher

dieses „wir“ eigentlich? Das sind doch im Grunde höchst politische Fragen, bei denen die Planer auf kompetente und starke politische Entscheidungsträger angewiesen sind.

**Ronacher:** Es gibt meiner Meinung nach inzwischen für alle Gemeinden in Kärnten Ortsentwicklungskonzepte und großteils Flächenwidmungspläne. Aber die sind leider manchmal nicht viel mehr als Papier. So haben wir etwa vier Jahre lang mit der Bevölkerung ein solches Konzept entwickelt, und am selben Tag, an dem es einstimmig beschlossen wurde, wurde ebenso einstimmig der Beschluss gefasst, entgegen des Inhalts des Konzepts im Gewerbegebiet ein Grundstück für Wohnbauten anzukaufen. Das ist Realpolitik, auf welche Architekten keinen Einfluss mehr haben.

**Freund:** Hat der sogenannte Klagenfurter Masterplan nicht ein ähnliches Schicksal erlitten? Inwieweit ist der eigentlich allen bekannt?

**Moser:** Es gibt drei Exemplare, eines davon haben wir. Der Plan stammt aus dem Jahr 1990, er heißt Klagenfurt 2000 und ist wirklich eine vorausschauende Planung mit Ortskerngebieten und Verkehrsflüssen. Als Immobilienentwickler kann ich fast alles daraus ablesen, was ich für meine Arbeit brauche. Nur die Politik und die Gemeinderatsstube und die ungeschulten Leute, die in die Abstimmungsmaschinerie eingebunden sind, beachten das gar nicht und folgen irgendwelchen kurzfristigen Interessen. Die Politik sollte endlich die Negation des Unvermeidlichen aufgeben: Wenn man sich damit abgefunden hätte, dass es in Zukunft viele Filialisten geben wird, die an den Stadtrand drängen, hätte man der Völkermarkter Straße ein attraktiveres Gepräge geben können, statt sich von dieser Lawine überfahren zu lassen. Das beschiedene architektonische Ergebnis im Lande wurzelt ganz tief in der politischen Gemeinschaft.

**Müller:** Die politische Kultur ist in Bezug auf die Planung tatsächlich problematisch. Ich komme als letzte Gestaltungsinstanz für gewisse Fragen sehr viel in den Gemeinden herum und sehe, dass es sehr wohl Konzepte gibt, sehr kluge Konzepte, die von Fachleuten erstellt werden, nur die Politik interessiert sich für diese Konzepte nicht wirklich. Sie dienen bestenfalls als Anstoß für weitere Diskussionen. Das ist erkennbar von der kleinsten Gemeinde bis in die Landeshauptstadt.



Thom Mayne: Hypo Alpe-Adria-Zentrum, Klagenfurt

Foto Ernst Peter Prokop

**Moser:** Und daher sage ich, dass diese allumfassende Präsenz der Politik für mich kommunistische Züge hat. Wir müssen weg von der Planwirtschaft, die momentan bei uns herrscht, hin zu einer Marktwirtschaft, in der das geplant wird, was gebraucht wird, und nicht auf das Wert gelegt wird, was beschlossen wird.

**Kühn:** So hat man sich im ehemaligen Ostblock nach der Wende die Deregulierung vorgestellt. Aber dort sieht man sich längst wieder nach dem Bremsmechanismus einer gut organisierten Verwaltung zurück, auch wenn sich die Stadtplaner im Osten angesichts unserer Gesetzeslage oft an den Kommunismus erinnern fühlen. Was die unkontrollierte Marktwirtschaft dort in den Städten anrichtet, ist die Völkermarkter Straße zur dritten Potenz.

*Dass wir im Land praktisch keine qualifizierte öffentliche Diskussion über Architektur haben, resultiert auch daraus, dass wir in Sachfragen mit den Behörden eigentlich nicht diskutieren können.*

**Moser:** Eine gut organisierte Verwaltung würde mit uns als Bauträger im Gespräch bleiben. Aber momentan wird völlig ohne unsere Einbindung von irgendeinem Ausschuss etwas beschlossen, das dann für niemanden zufriedenstellend ist.

**Wetschko:** Ich sehe eher, dass wir ein Demokratiedefizit haben und einen Mangel an Miteinander. Dass wir im Land praktisch keine qualifizierte öffentliche Diskussion über Architektur haben, resultiert auch daraus, dass wir in Sachfragen mit den Behörden eigentlich nicht diskutieren können. Dort sind die Strukturen so hierarchisch, dass keine offene Diskussion entstehen kann. Architekten, die das versuchen, lässt man einfach ins Leere laufen. Im Wettbewerbswesen sieht man im Moment etwas Ähnliches, dass nämlich die Beurteilung nicht mehr von qualifizierten Leuten erfolgt. Qualifiziert heißt dabei nicht unbedingt ausgebildete Fachleute, aber zumindest keine Ahnungslosen. Der diesjährige Träger des Pritzkerpreises, Glenn Murcutt, hat erklärt, er würde so wenig bauen, weil er sich seine Arbeit nicht von Ahnungslosen dirigieren lassen möchte. Ich habe den Eindruck, dass wir uns sehr wohl von Ahnungslosen dirigieren lassen und dass man das auch an den Ergebnissen sieht.

**Moser:** Ich hoffe auf neue Leute in der Verwaltung,



Manfred Kovatsch, Josef Klingbacher, Herbert Douschan: Kärntner Landesausstellung 2001, Friesach

auf einen neuen Zeitgeist. Ich sehe da im Moment durchaus Ansätze, die sich hoffentlich entwickeln werden. Es gibt da einige jüngere Leute, die nicht mehr von Haus aus auf Abwehr aller neuer Ideen bedacht sind.

**Kühn:** Kann man da Namen nennen?

**Moser:** Besser nicht. Ich möchte niemanden voranstellen und andere dadurch zurücksetzen.

**Freund:** Der Abstimmungsprozess zwischen den Beteiligten in der Immobilienwirtschaft muss auf jeden Fall verbessert werden. Ich vermisse eine Plattform, auf der Konzepte diskutiert und eventuell harmonisiert werden können.

**Kühn:** Ist das Haus der Architektur nicht so eine Plattform? An Gesprächsrunden hat es hier sicher nicht gefehlt.

**Freund:** Dann möchte ich etwas konkreter werden. Wenn man bis 2005 voraus denkt, sind zigtausende Quadratmeter Büroflächen in Planung. Dasselbe gilt für den Siedlungs- und Wohnbau. Aber wo ist die Nachfrage? Wer bringt Investoren und Unternehmen ins Land, die diese Strukturen befüllen? Ich verbringe einen guten Teil meiner Zeit damit, zum Einen hinzulaufen und zu fragen, wie dessen Büroprojekt ausschauen wird, ob man das abstimmen sollte, und dann zum Nächsten, dann laufe ich zum Stadtplaner, und dann laufe ich dorthin. Lauter bilaterale Kontakte, die sehr ineffizient sind. Dazu kommt die unklare Umsetzung der vorhandenen Masterpläne. Ich habe gehört, es gab eine Aktualisierung des Masterplans im Jahr 2001. Ich kenne sie nicht, und offenbar ist sie auch den anderen Anwesenden nicht bekannt. Wie soll dann die Umsetzung funktionieren? Ich denke, wir brauchen eine Plattform, in die auch internationale Experten eingebunden sind und die Szene befruchten. Dort sollten Stadtentwickler, Citymanager und Immobilienentwickler informell zusammentreffen, also verschiedene Interessensgruppen.

**Kühn:** Sie vermissen eine Szene, wenn ich das richtig verstehe. Das dauert sicher ein paar Jahre, bis man so etwas aufgebaut hat, vor allem, wenn man keinen Insider-Club gründen möchte, sondern wirklich eine offene Plattform.

**Freund:** Ich würde es als Interessensgemeinschaft



Alfred Lengger: Hotel Schloss Seefeld, Pörschach/Wörthersee

sehen, die Fragen der Immobilienentwicklung und der Raumplanung auch über Gemeindegrenzen hinaus diskutieren kann.

**Orsini-Rosenberg:** Dann darf aber Villach nicht mehr gegen Klagenfurt auftreten und Pörschach nicht mehr gegen Velden.

**Freund:** Sicher. Da müsste der Großraum im Mittelpunkt stehen.

**Wetschko:** Weil Herr Kühn zuvor die Szene angesprochen hat, möchte ich einen Punkt ergänzen. Wir haben zwischen den Architektengenerationen im Land sehr wenig Beziehung. Es gibt die jüngeren und die älteren, aber kaum gegenseitige Befruchtung, vielleicht sogar wenig gegenseitige Achtung. Das ist in anderen Bundesländern besser. Für die Szene ist es sehr wichtig, diese Solidarität aufzubauen.

**Rubin:** Auf Grund der schlechten Auftragslage ist die Konkurrenzsituation extrem stark. Da ist leider wenig Platz für Solidarität.

**Wetschko:** Das stimmt. Bei meinem ersten Auftrag von einer Wohnbaugenossenschaft hat mir der Direktor gesagt: „Wenn Sie das nicht so machen wollen, wie ich es Ihnen sage, stehen draußen vor der Tür schon drei andere, die auf den Auftrag warten!“

**Müller:** Trotz aller Fortschritte der letzten zehn Jahre muss man feststellen, dass engagierte Architektur bei Bauherren und Behörden immer noch einen schweren Stand hat. Da werden Wettbewerbssieger nicht beauftragt und von Bürgermeistern Bürgerinitiativen gegen ein Projekt initiiert. In Bad Kleinkirchheim hat ein privater Auftraggeber einen Wettbewerb in einem Ensemble wie einem Freilichtmuseum organisiert, ein sehr engagiertes Projekt erhalten, und eine Bürgerinitiative versucht, da ein Imitat alter Bauernhäuser hinzustellen, nur ja keinen modernen Bau. Da gibt es eine Ablehnung gegen alles Neue, aus Verunsicherung und Informationsmangel.

**Wetschko:** Ich glaube, dass man diese Angst vor dem Neuen ernst nehmen sollte. Nur darf man nicht gleich resignieren und sagen: Wir müssen jetzt populäre Architektur machen. Zeitgemäße Architektur populär zu machen, das ist die Herausforderung!



Fotos Karlheinz Fessl

**Albrecht Erlacher**

1954 geboren in Raffelsdorf  
 Hauptschule und Realgymnasium in Althofen  
 Jusstudium in Graz  
 Mehrjährige Tätigkeit in Rechtsabteilung und Hausverwaltung bei Grazer Wohnbaugesellschaften  
 1990 Geschäftsführer bei Kärntner Heimstätte  
 Seit 1999 Geschäftsführer beim Kärntner Siedlungswerk

**Dietmar Müller**

1958 geboren in Klagenfurt  
 Studium der Architektur an der TU Graz, Diplom 1985  
 Seit 1992 Geschäftsführung des Kärntner Hauses der Architektur  
 1993 Leiter des Kreativzentrums beim Land Kärnten  
 1994 Vorsitzender der Ortsbildpflegekommission beim Land Kärnten  
 1996–2000 Vorstandsmitglied der Architekturstiftung Österreich

**Gerhard Freund**

1960 geboren  
 Studium der Handelswissenschaften an der WU Wien  
 1988–1993 RZB, Firmenkundenbetreuer und Leiter Gruppe Risikomanagement/Strategisches Controlling  
 1993–1998 Creditanstalt, Abteilungsleiter Bankentwicklung  
 1998–2001 Bank Austria, Bereich Konzernentwicklung  
 Seit Juli 2001 Kaufmännischer Geschäftsführer des Landesimmobilien-gesellschaft Kärnten

**Felix Orsini-Rosenberg**

1929 geboren in Salzburg, Gymnasium in Villach  
 1949–1957 Technische Hochschule Wien  
 Sommerakademie Salzburg  
 1969 Mitbegründer Büro 21, Klagenfurt  
 1975 Sekretariat der Österreichischen Gesellschaft für Architektur  
 Ab 1984 diverse Planungen für die Diözese Gurk  
 1994 Kärntner Landesbaupreis mit Franz Freytag für den Umbau der Kirche in Welzeneegg

**Fritz Klaura**

1960 geboren  
 HTL für Holzwirtschaft in Kuchl/Salzburg  
 1982–1983 Zimmererlehre  
 1983–1986 Bauhandwerkerschule für Zimmerer in Hallein  
 1986 Zimmermeister, seither Geschäftsführer der Firma Holzbau Klaura GmbH  
 1992–1994 Geschäftsführer der Firma „Das Griffner Haus“ – Fertighaus  
 Seit 1995 Mitglied des Innungsausschusses der Zimmermeister Kärntens,  
 Seit 2000 stv. Landesinnungsmeister  
 1995 Gründung eines Büros für Planung, Beratung, Bauleitung, Projektentwicklung  
 1999 Gründung des Vereins Holzbau Kärnten und Generalsekretär

**Herwig Ronacher**

1974–1979 Architekturstudium an der TU Wien  
 1979–1981 Mitarbeit im Atelier Ernst Hiesmayr  
 1983–1986 Universitätsassistent bei Prof. Franz Riepl an der TU Graz  
 Ab 1982 erste Häuser, seit 1987 gemeinsames Architekturbüro mit Dipl.-Ing. Andrea Ronacher (zuerst in Graz, dann in Hermagor)  
 1990 Dissertation bei Prof. Holomey über die Kombination von Holz- und Massivbauweise  
 1997 Herausgabe des Buches „Architektur und Zeitgeist“  
 Zahlreiche Auszeichnungen und Preise

**Franz Marginter**

1968 geboren in Klagenfurt  
 1988–1993 Studium der Betriebswirtschaft an der Karl-Franzens Universität in Graz  
 Seit 1999 Mitarbeiter des Kärntner Wirtschaftsförderungsfonds  
 Projektmanager Tourismus mit den Schwerpunkten: Investitionsförderung, betriebliche Kooperationsentwicklung, Finanzierungsmodelle, u. ä.

**Eva Rubin**

Studium der Architektur an der Hochschule für Angewandte Kunst Wien, Diplom 1969  
 Mitarbeit im Atelier Roland Rainer, Van den Broek en Bakema, Ottokar Uhl  
 Selbstständige Architektin in Kärnten  
 Zahlreiche Anerkennungen und Preise  
 Arbeitsschwerpunkte: Wohnbau (Einzelhäuser, Siedlungen), Soziale Infrastruktur (Kindergarten, Schulbau, Pfarrzentrum), Umbauten (Geschäfte, Möblierungen), Ausstellungsgestaltungen

**Walter Moser**

1949 geboren in Villach  
 Seit 1979 Rechtsanwalt in Klagenfurt  
 Seit 1989 Unternehmer für gewerbliche Immobilienentwicklung – MID-Gruppe

**Reinhold Wetschko**

1959 geboren in Klagenfurt  
 1977–1983 Architekturstudium an der TU Graz  
 1983–1989 Universitätsassistent an der TU Graz bei Prof. Franz Riepl  
 Seit 1989 eigenes Architekturbüro (zuerst in Graz, dann in Klagenfurt)  
 Vorstandsmitglied der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs, Landesgruppe Kärnten (seit 1993), der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten (seit 1998) und von Kärntens Haus der Architektur (seit 1999)  
 Seit 2001 Lehrbeauftragter für Gebäudelehre und Entwerfen an der FH – Technikum Spittal/Drau

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*





Architekturwirklichkeiten VIII: Oberösterreich

# Ausgeprägtes Harmoniebedürfnis

*Im Prinzip wäre alles vorhanden, was eine innovative Architekturszene braucht: Ein äußerst dynamisches wirtschaftliches Umfeld, eine Kunst-Universität, Kulturinstitutionen wie das Ars Electronica Center und das Brucknerhaus, die auch internationales Ansehen genießen. Dass Architektur für die Ambition der Stadt Linz, sich von der Stahlstadt zur Kulturstadt zu entwickeln, eine wichtige Rolle spielt, lässt sich freilich nicht behaupten. Vielleicht ist das – wie einige der Gesprächsteilnehmer hoffen – nur eine Frage der Zeit: Die Universität ist jung und bietet erst seit kurzem ein vollwertiges Architekturstudium an, und auch die Erkenntnis, dass Kultureinrichtungen ein wichtiger Standortfaktor in der postindustriellen Wirtschaft sind, konnte sich erst in den letzten zwei Jahrzehnten durchsetzen. Das Image der Architektur hat sich dabei aber nur langsam verbessert. Immer noch würde die große Mehrheit der Bevölkerung diesen Begriff vor allem mit „explodierenden Kosten und Konfliktgefahr“ verbinden – in einem Land mit ausgeprägtem Harmoniebedürfnis keine gute Startposition. Auf politischen Rückhalt darf Architektur daher weder in Linz noch auf dem Land hoffen, eher im Gegenteil. Bei großen öffentlichen Bauvorhaben – wie etwa dem neuen Dienstleistungszentrum des Landes – wird die Bauherrenverantwortung zusehends an private, in der Regel von Banken dominierte Bauträger abgeschoben. Zwar gibt es einzelne Bauten, die selbst den internationalen Vergleich nicht scheuen müssten, aber die überwiegende Mehrheit der Gemeinden orientiert sich lieber an Klischees des ländlichen Bauens, die zwar keinerlei Tradition haben, aber dafür eine hohe Akzeptanz. Der Angelpunkt für die Zukunft scheint in Oberösterreich die Auseinandersetzung mit den neuen Siedlungsentwicklungen zu sein. Wenn für jeden Bürger erkennbar wird, dass Stadt und Dorf keine Grenze mehr haben, sind neue Interpretationen von Urbanität und Landschaft gefragt. Interpretation bedeutet dabei nichts anderes als Gestaltung, auf der Ebene der Begriffe ebenso wie in der konkreten räumlichen Fassung vom Bebauungsplan bis zum Wohnungsgrundriss. Wenn es der Architektur gelingt, sich in diesem Prozess als glaubwürdiger Partner zu etablieren, wird sie auch dort, wo Konfliktvermeidung an höchster Stelle steht, den notwendigen politischen Rückhalt finden.*

*Christian Kühn*

**Kühn:** Linz versucht sein längerer Zeit, vom Image der Stahl- und Chemiestadt wegzukommen und sich in Richtung Kulturstadt zu entwickeln. Kann man heute bereits sagen, wie erfolgreich dieser Versuch war und welche Rolle Architektur und Städtebau bisher dabei gespielt haben?

**Prochazka:** Ich kann vielleicht – aus der Erfahrung von einem Jahr Lehrtätigkeit an der Universität für Gestaltung – einen unbelasteten ersten Eindruck geben. Wenn man erzählt, dass man beruflich in Linz gelandet ist, sagen alle über 40 „schrecklich“ und alle unter 40 „fantastisch“. Für die junge, experimentelle Szene ist Linz durchaus ein Standort, der auch international einen beachtlichen Stellenwert hat. Es gibt etablierte Angebote wie die Ars Electronica oder das Brucknerfest, aber auch das Offene Kulturhaus und eine junge informelle Szene. Für eine Stadt dieser Größe ist das eine enorme Breite. Welchen Anteil die Architektur daran hat, hat sich mir aber bisher nicht erschlossen.

**P. Riepl:** Der Versuch, Linz nach außen hin primär als Kulturstadt zu präsentieren, lässt das spezifische Potenzial der Stadt ungenutzt. Linz ist natürlich nach wie vor eine Industriestadt. Heute ist Linz sowohl auf wirtschaftlichem als auch auf kulturellem Sektor technologische Avantgarde, und es ist umso verwunderlicher, dass es nicht auch in der Architektur so ist und noch viel weniger im Städtebau und in der Raumplanung. Das müsste in Linz und ganz Oberösterreich im Grunde das dominante Thema sein, weil es kaum eine andere Region mit einer so ausgeprägten Umstrukturierung in der Urbanisierung gibt. Aber das Thema kommt heute überhaupt nicht vor, weder in der Diskussion noch in der Realität. Niemand scheint die städtebaulichen und architektonischen Chancen zu erkennen, die ein derart dynamisches wirtschaftliches Umfeld mit sich bringt.

**Wiesner:** Die Beschäftigung in den klassischen Industrien ist von 60.000 auf 30.000 reduziert worden, aber die Areale sind gleich groß wie zuvor.



Franz Riepl: Wohnbau Linz-Ebelsberg



Andreas Heidl

Fotos Otto Saxinger (2)

**Nirnberger:** Ich habe als gebürtiger Linzer nach dem Studium in Graz mit meinen Kollegen ein Büro in Oberösterreich aufgemacht, weil wir das Gefühl hatten, dass Linz heute Möglichkeiten bietet, die Graz in den letzten Jahren abgebaut hat. Und dann sitzt man da in Linz und muss plötzlich feststellen, dass dieses kulturelle Plus leider den Architekturbereich fast völlig ausklammert. Dieser Umstand erschließt sich einem erst, wenn man die stadtpolitische und städtebauliche Konzeptlosigkeit durchschaut hat. Es wird ja wirklich viel gebaut, aber der Antrieb kommt von Einzelinteressen, die aus irgendwelchen GustostückerIn in der Stadt das Maximum heraus schlagen wollen. Ich denke da an verschiedene innerstädtische Brennpunkte wie den Lenaupark oder die riesigen Areale der VOEST, die jetzt frei werden – das wären lauter wichtige städtebauliche Themen, aber offenbar gibt es nicht das nötige politische Bewusstsein dafür. Und deshalb werden diese Flächen sehr oft ohne Wettbewerb – ohne dass die Stadt die besten Köpfe darüber nachdenken lässt, wie man diese Gebiete entwickeln kann – diversen Bauträgern überlassen.

*Heute ist Linz sowohl auf wirtschaftlichem als auch auf kulturellem Sektor technologische Avantgarde, und es ist umso verwunderlicher, dass es nicht auch in der Architektur so ist und noch viel weniger im Städtebau und in der Raumplanung.*

**Prochazka:** Es ist fraglich, ob in Linz Architektur überhaupt als Teil der Kultur verstanden wird. Wenn man hier von der Kulturstadt Linz spricht, dann denkt man an die Ars Electronica, an Musik, Theater an die neuen Medien und an bildende Kunst, aber der Architekturbegriff ist in dieser Kulturstadt nicht verankert.

**F. Riepl:** Warum ist das so? Ein ganz wesentlicher Grund ist, dass die mittlerweile leitenden Leute in diesem Land nie in einer wirklich urbanen Stadt gelebt haben. Ein oberösterreichischer Richter kommt aus Rohrbach, geht in Rohrbach ins Gymnasium, geht in Linz an die Universität, und dann kommt er nach Rohrbach als Richter. Das ist bis in die oberste Ebene so. Der Linzer Bürgermeister, der Landeshauptmann und andere Repräsentanten haben nie Urbanität in ihrer vollen Wirkung erlebt. Und deswegen können wir Wesentliches nicht erschließen. Ich kann

jemandem nicht vermitteln, was Urbanität ist, wenn er sie nie erlebt hat. Dann fallen diese leitenden Figuren auf Architekten herein, die meinen, Architektur mit Rufzeichen machen zu müssen, um diese Stahlstadt mit einer Kulturstadt zu verbinden. Aber diese Verbindung lässt sich nur durch eine allgemein gültige Architektur herstellen, die das Individuelle verallgemeinert und das Besondere hervorhebt. Mittlerweile ist es aber so, dass jeder ungeeignete Bau hochgezwickelt wird, aber es steht keine Substanz dahinter. Es fehlt auch der qualifizierte Umgang mit dem Überkommenen, ganz gleich, aus welcher Epoche. In Linz geht man an die Peripherie, weil man sich mit den Bindungen der Stadt nicht auseinandersetzen will. Wo wächst denn Linz, wo geschieht denn etwas?

*Es wird ja wirklich viel gebaut, aber der Antrieb kommt von Einzelinteressen, die aus irgendwelchen GustostückerIn in der Stadt das Maximum heraus schlagen wollen.*

**Kühn:** Ich war heute Mittag am Bahnhofsareal. Da errichtet das Land Oberösterreich immerhin in zentraler Lage ein neues Dienstleistungszentrum mit 50.000 Quadratmetern, sicher eine der größten Baustellen, die es derzeit in Österreich gibt. Und auch auf der anderen Seite der Bahn gibt es noch einiges an Flächenpotenzial.

**Schön:** Das Dienstleistungszentrum wird nicht vom Land errichtet. Das Land ist nur Mieter.

**Ring:** Hinter dem Projekt steht die Raiffeisenbank, die einen Entwurf von Heinz Neumann und Eric Steiner umsetzt. Für die Ausführungsplanung ist Wolfgang Kaufmann, der Vertrauensarchitekt der Bank, einbezogen. Diese Entwicklungen sind mehr oder weniger privatisiert, von einem Investor besetzt oder von einem tüchtigen Kollegen, der Optionen sammelt. Es ist alles mehr oder weniger auf private Initiative oder auf die großen privaten Initiativen von Banken reduziert. Wirkliche Verantwortung für die Baukultur will die öffentliche Hand selbst nicht übernehmen.

**Wiesner:** Die Entwicklung von riesigen Arealen wie auf dem VOEST-Gelände, am Bahnhof oder an der Wienerstraße darf sicher nicht im privaten stillen Kämmerlein passieren. Dafür fehlt im Moment leider die Öffentlichkeit. Vielleicht liegt es daran, dass es die Universität als



Elsa Prochazka

vollwertige Architekturschule erst seit kurzem gibt. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit gibt es sie eigentlich kaum. Und auch das Architekturforum hat sich noch nicht wirklich etabliert, obwohl es sehr initiativ ist.

**Heidl:** Man denkt in Oberösterreich weniger in übergreifenden Strukturen, sondern konzentriert, schwerpunktmäßig. In den Diskussionen mit den Entscheidungsträgern kommt deutlich heraus, dass man Städtebau nicht über Bebauungsplanstrategien machen möchte, sondern anlassbezogen, indem man standortspezifische Entwicklungen forciert und dann Bebauungspläne auf bestimmte Entwicklungskonzepte maßschneidert. Das Argument ist, dass man als offener Wirtschaftsstandort einfach nicht von vornherein Flächen besetzen und definieren will, ohne zu wissen, was der Investor wirklich vor Ort braucht. Die Politik möchte sich das Feld offen halten, um dann flexibel reagieren zu können.

**Ring:** Bei dieser anlassbezogenen Vorgehensweise kommt es immer darauf an, ob sich die zukünftigen Investoren für Architektur interessieren. Die VOEST interessiert sich zum Beispiel nicht. Der ist das Thema ziemlich egal. Aber ab und zu kommt es doch vor, dass man hier etwas Schönes machen kann. Es ist nicht vollkommene Steppe.

*Wenn man hier von der Kulturstadt Linz spricht, dann denkt man an die Ars Electronica, an Musik, Theater an die neuen Medien und an bildende Kunst, aber der Architekturbegriff ist in dieser Kulturstadt nicht verankert.*

**Nirnberger:** Die Kehrseite ist, dass eben auch sehr viel Unglück passiert. Ich glaube durchaus, dass Oberösterreich und Linz durch die Industrie ein enormes Potenzial haben. An allen Ecken und Enden wird gebaut, auch große Dinge. Aber dabei wird Quantität mit Qualität verwechselt. Bezeichnend ist eine Aussage des Linzer Stadtbaudirektors in einem Zeitungsinterview, dass bei uns „wohl nicht die Avantgarde-Architekten, sondern jene [gewinnen], die auf der sicheren Seite sind“. Und vor einem halben Jahr hat er bei einem Workshop, an dem auch junge internationale Architekten teilgenommen haben, eine Auswahl von Projekten präsentiert, die „in Linz hochgezogen werden“. Das war seine Formulierung.



Klaus Leinter, Walter Hans Michl: Ars Electronica Center, Linz

Foto Margherita Splittini

Dabei wurden die jungen Kollegen im Auditorium aufgefordert, sich doch ein Grundstück zu suchen und dafür ein Projekt zu entwickeln, damit sie zu einem Auftrag kommen.

**Prochazka:** So kann man keine Stadtplanung betreiben. Ein Developer möchte in erster Linie Nutzflächen vermarkten. Wenn man Architektur will, braucht man eine Lobby in der Öffentlichkeit und daher ein öffentliches Interesse und eine öffentliche Diskussion. Städtebau und Architektur haben sehr komplexe Entstehungsmechanismen und brauchen entsprechend komplexe Instrumente. Das heißt, es gibt nicht die eine Lösung, die immer passt, hier Bebauungsplan, dort freie Verfügbarkeit, sondern man muss Lösungen auf verschiedensten Layern prozesshaft entwickeln. Es braucht Beiräte und Fonds – wie sie etwa in Wien eingerichtet wurden –, die Zielkonflikte entwirren und steuernd eingreifen. Das geht mir in Linz ab. Hier stehen die Häuser dort, wo sie hinfallen, ob das jetzt am Donauufer ist oder die Raiffeisenbank irgendwo am Land.

*Ich kann jemandem nicht vermitteln, was Urbanität ist, wenn er sie nie erlebt hat.*

**F. Riepl:** Einen Gestaltungsbeirat gibt es ja auch in Linz, aber der hat bei städtebaulichen Fragen nichts mitzureden. Man glaubt, über Einzelprojekte Städtebau betreiben zu können. Und die Architekten machen da mit, indem sie überall Architektur mit Rufzeichen machen wollen, statt allgemein verständlich zu sein und Grundbedürfnisse zu berücksichtigen. Das Neustadtviertel aus dem 19. Jahrhundert ist ein anonymes Viertel, aber es hat Qualität und prägt die Sonderheit der Stadt. Bitte, hinter einen Ansatz ohne Inhalt kann ich kein Rufzeichen setzen! Mit solcher Rufzeichen-Architektur wird man keine breite Basis für die Architektur gewinnen können. Ich möchte ein Beispiel aus einem anderen Bereich nennen. Dass heute das Brucknerhaus so eine breite Zustimmung hat, verdanken wir dem oberösterreichischen Landesmusikschulwerk, das ein wirklich breites Musikverständnis im Land geschaffen hat jenseits aller Volkstümelei. Deshalb bin ich sicher, dass wir das neue Musiktheater bekommen werden. In Salzburg hat man auch 30 Jahre darauf warten müssen.

**Kühn:** Dass bei der Volksabstimmung darüber 45 Pro-

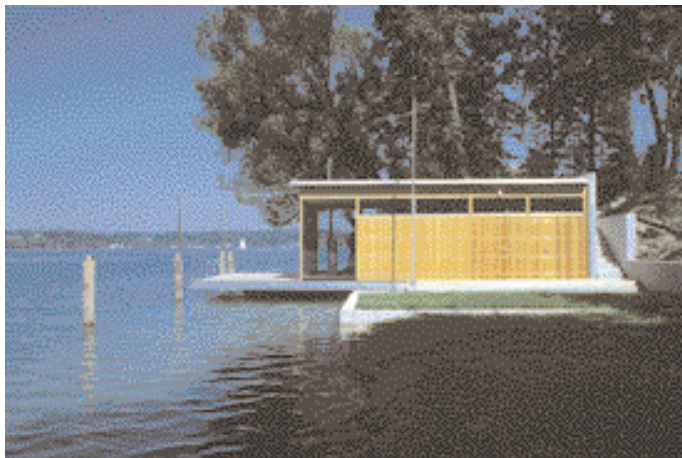


Foto: Edith Maul-Röder

Luger und Maul: Badehaus am Attersee

zent der gültigen Stimmen für die neue Oper abgegeben wurden, hat mich positiv überrascht. Immerhin gab es ja eine Werbekampagne der FPÖ dagegen mit Slogans wie „Kleiner Mann baut große Oper“.

**F. Riepl:** In der Architektur sind wir noch lange nicht so weit wie in der Musik. Das Brucknerhaus war eine Vorausstufung für die Musik im Land, aber in der Architektur sehe ich ein Ausweichen vor den eigentlichen Aufgaben. Man weicht in die Peripherie aus, weil man sich der Stadt gar nicht mehr stellen will. Wir haben in Linz ja einen Peripheriebaudirektor und keinen Stadtbauamt! Und wenn doch etwas in der Altstadt passiert, dann wird rückwärtslos eine Glasfassade reingesetzt, was oft nicht die Fassade eines Architekten, sondern eines Schlossers ist. Wenn wir die Jurys weiterhin so konträr besetzen, dann wird auch in Zukunft immer irgend ein modisches Zeug prämiert, das in fünf Jahren wieder vergessen ist. Schauen Sie sich doch die Landeskulturpreise für Architektur an, die in Oberösterreich verteilt wurden, und zählen Sie mir Beispiele auf, die heute noch eine Relevanz haben.

*In Linz geht man an die Peripherie, weil man sich mit den Bindungen der Stadt nicht auseinandersetzen will.*

**Neuling:** Die Breitenwirkung über die engere Architekturszene hinaus wäre ja das Anliegen des Architekturforums Oberösterreich. Aber wir haben es schon mit dieser Szene selbst nicht leicht. Vielleicht liegt das daran, dass es im Vergleich zu Graz oder Innsbruck keine kritische Masse an Architekturstudenten gibt. Auch die Architekten untereinander bilden eigentlich keine Gruppe, die an einem Strick zieht.

**P. Riepl:** Das ist ein spezifisch oberösterreichisches Problem, das – glaube ich – schon seit Generationen besteht. Es hat sicher auch damit zu tun, dass die einzelnen Regionen und Städte hier selbstbezogener sind als etwa in Tirol oder der Steiermark. Wieviele Wege führen von Steyr nach Linz? Der Süden ist eigentlich überhaupt nicht mehr nach Linz orientiert, und all das macht die Szene hier – sofern man überhaupt den Begriff verwenden kann – viel disperser als in anderen Bundesländern. Da gibt es dann Schwierigkeiten, als einheitliche Gruppe zu agieren.



Erich Wiesner

Fotos Otto Saxinger (2)

**Kühn:** Es scheint in Oberösterreich auch keine Leitfiguren zu geben aus einer bestimmten Generation, Leute, die öffentlich auffallen und auch auffallen wollen, wie Lackner in Tirol, Garstenauer in Salzburg oder Hollein, Peichl und Holzbauer in Wien. Diese Leitfiguren haben die öffentliche Diskussion doch bis zu einem gewissen Grad geprägt und für Architektur sensibilisiert.

*Wirkliche Verantwortung für die Baukultur will die öffentliche Hand selbst nicht übernehmen.*

**F. Riepl:** Bei aller Wertschätzung für Lackner – glauben Sie, dass er für das Land Tirol wirklich nur fruchtbar war? Die Diskussion, die Sie ansprechen, interessiert sich doch viel zu sehr für Personen. Über die einfachen Dinge, ob die Nutzer verkraften können, was die Architekten sich ausdenken, wird dabei viel zu wenig gesprochen. Und dann kommen Dinge heraus wie das Altenheim in Dornach-Auhof, in dem Leute, die 40 Jahre lang zum Fenster hinausgeschaut haben, ihr Fenster aufmachen und dann wieder vor einer Glasfassade sitzen, noch dazu in einem übertechnisierten Gebäude, in dem die Technik nicht wirklich funktioniert und die Bewohner im Sommer furchtbar unter der Hitze leiden. Das habe ich selbst bei einem Besuch an Ort und Stelle festgestellt, und Bewohner sowie Betreuende haben es mir mitgeteilt.

**P. Riepl:** Ich möchte auf das Thema Leitfigur zurückkommen. Klarerweise hat Lackner polarisiert, doch er war auch ein Katalysator für die Debatte. Vergleichbares hat es hier nicht gegeben, weil die produktive Auseinandersetzung durch ein extrem ausgeprägtes Harmoniebedürfnis behindert wird. Das ist ein entscheidender Unterschied in der Mentalität.

**Wiesner:** Dieses Harmoniebedürfnis ist meiner Ansicht nach überhaupt schuld an dem geringen Enthusiasmus, den man in Oberösterreich der Architektur entgegen bringt. Mit dem Wort Architektur assoziiert der Durchschnittsbürger „Konfliktgefahr und explodierende Kosten“. Gerade im Gewerbebau denkt man fast nur noch ans Geld. Dass es auch um Mitarbeiterbindung geht, um Räume, die zusätzlichen Nutzen und Wert bringen, wird selten angesprochen.

**Prochazka:** Das merkt man auch bei der Einstellung zu





Franz Riepl

den Architektenhonoraren. In der letzten Ausgabe des Bau- und Immobilienreports wird ein Herr Wudy, der zuständige Magistratsbeamte für die technische Projektentwicklung in der Stadt Linz, mit der Bemerkung zitiert: „Die Gebührenordnung können Sie vergessen! Halbieren Sie sie, und dann sind Sie nahe dran.“ Das bezog sich zwar auf Ingenieurleistungen, aber die Tendenz ist in der Architektur dieselbe. Wie soll unter solchen Bedingung anspruchsvolle Architektur entstehen? Wenn man aus einem Land einen Architektur-Kultur-Standort machen möchte, wenn man will, dass internationale Architektinnen und Architekten dort etwas planen und überdurchschnittliche Bauwerke zustande bringen, dann blamiert man sich mit solchen zynischen Äußerungen ja nur. Dort will doch keiner mehr etwas machen. Das könnte sich niemand leisten.

**Schön:** Die Aussage, die Sie zitiert haben, ist schlicht und einfach falsch. 50 Prozent Abzug von der Gebührenordnung für Architekten gibt es in Oberösterreich nicht.

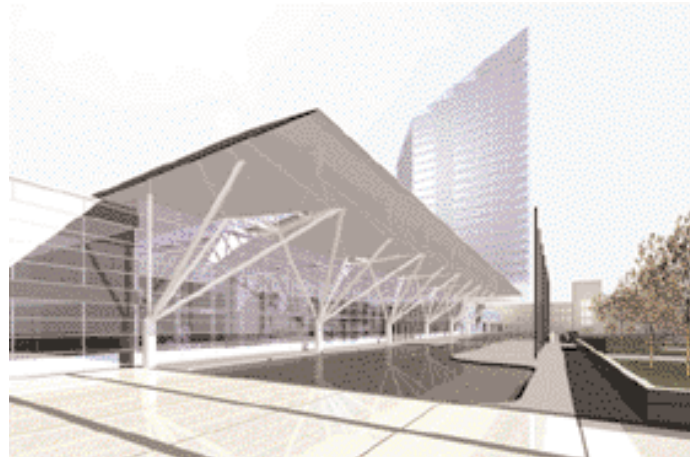
**F. Riepl:** Die Gebührenordnung ist nicht das Problem, was mich bewegt ist etwas anderes: Der politische Wille ist entscheidend.

**Prochazka:** Es ist sehr wohl ein Problem, unter welchen Randbedingungen Architektur entsteht. Darüber wollen wir doch heute diskutieren.

**Ring:** Ich habe verlässliche Informationen, dass in Einzelfällen bei größeren Bauvorhaben durchaus für 55 Prozent der GOA gearbeitet wird. Und zwar ab der Einreichplanung, was überhaupt ein besonderer Blödsinn ist, weil man von dort an eh nichts verdienen kann, wenn man seriös arbeitet.

**Nirnberger:** Ich kann ein Beispiel nennen. Ich hatte vor kurzem eine Honorarverhandlung mit einem privaten Kunden, und dessen Vorstellung lag bei 40 Prozent Nachlass. So ist er in die Verhandlung eingestiegen. Wir haben das natürlich abgelehnt und ihm gesagt, dass er dann auch nur 60 Prozent Leistung erwarten kann und das wollte er dann aber auch nicht. Letztendlich ist eine für beide Seiten akzeptable Lösung herausgekommen.

**Prochazka:** Das Land stützt sich auf die Gebührenordnung 1991, zusätzlich gibt es Nachlässe. Mit dieser



Holzbauer und Partner: Bahnhof Linz

„Werteinschätzung“ ist eigentlich nur Mittelmäßiges zu erwarten.

**Wiesner:** Die Erfahrung habe ich im Holzbau auch gemacht. Wir haben uns bemüht, im Land die entsprechenden Regelungen durchzusetzen, damit der mehrgeschossige Wohnbau in Holz überhaupt möglich wird. Das ist auch gelungen, aber im Grunde nur – wie wir dann gemerkt haben – weil man sich gedacht hat, jetzt kostet der Quadratmeter statt 1200 bis 1300 Euro nur noch 900 bis 1000 Euro, was im Übrigen eine komplette Illusion war.

**Prochazka:** Man braucht einfach eine gewisse Basis, um qualitätvolle Arbeit umzusetzen. Das muss den Auftraggebern einmal ins Stammbuch geschrieben werden.

**F. Riepl:** Aber wer ist der Auftraggeber? Das Land – und die öffentliche Hand insgesamt – zieht sich von seinen Pflichten als Bauherr immer mehr zurück und versucht, die Verantwortung auf private Bauträger abzuschieben. Zwischen dem öffentlichen Nutzer und den Planern steht damit immer jemand, der im Wesentlichen nur Geld verdienen möchte – eine Katastrophe für die Baukultur.

*Wenn man Architektur will, braucht man eine Lobby in der Öffentlichkeit und daher ein öffentliches Interesse und eine öffentliche Diskussion. Städtebau und Architektur haben sehr komplexe Entstehungsmechanismen und brauchen entsprechend komplexe Instrumente.*

**Wiesner:** Ist das nicht eher ein Symptom dafür, dass die Baukultur im Land keine breite Basis hat? Der gesellschaftspolitische Stellenwert ist zu gering, vielleicht auch, weil unsere Universität noch sehr jung ist und sich ursprünglich stark im Bereich Industriedesign positionieren wollte. Erst mit Roland Gnaiger ist das anders geworden.

**F. Riepl:** Das ist kein Argument. Vorarlberg hat keine Architekturuniversität und eine zehnmal bessere Architektur.

**Luger:** Grundsätzlich muss man Universitäten etwas Zeit einräumen, sich zu entwickeln. Die Architekturausbildung in Linz entstand aus der Kunstschule der Stadt Linz,



Foto Christian Schepe

Riepl Riepl Architekten:  
Umbau Schloss Hagenberg

die Architekturausbildung aus einer Innenarchitekturklasse, die stets ihre Zielsetzung im Bereich der Entwicklung von Räumen ausgehend von Innenräumen hatte. Diese Entwicklung halte ich für absolut positiv, da diese Ansätze nur an wenigen Unis, wenn überhaupt, angeboten werden.

**Man glaubt, über Einzelprojekte Städtebau betreiben zu können. Und die Architekten machen da mit, indem sie überall Architektur mit Rufzeichen machen wollen, statt allgemein verständlich zu sein und Grundbedürfnisse zu berücksichtigen.**

**Schön:** Ich möchte da schon etwas optimistischer in die Zukunft schauen. Man kommt natürlich nicht herum, Vorarlberg irgendwie als Messlatte zu nehmen. Dort funktioniert die Baukultur, weil die Nachfrage stimmt, weil eine Architektur, die nicht qualitativ ist, nicht nachgefragt wird und kaufmännisch scheitert. Man kann in Vorarlberg nicht mehr unter einem bestimmten Niveau produzieren, weder im privaten Wohnbau, noch im Einfamilienhausbau, noch bei öffentlichen Aufträgen. In der Steiermark war die Situation ähnlich, auch wenn sicher nicht mehr als 5 Prozent des Bauvolumens wirklich in dieser Qualität produziert wurden und man heute sogar wieder unter diese kritische Größe zurückfällt. So wie die Situation heute in Oberösterreich ist, bin ich aber optimistisch: Es gibt die Universität, es gibt das Architekturforum, und die Dynamik der industriellen Entwicklung bringt das Volumen dazu. Die Architektur wird sich schon entwickeln. Problematisch sehe ich eher die Überregulierung in den vielen kleinen Gemeinden, in denen der Bebauungsplan ziegelrote Satteldächer mit straßenparallelem First vorschreibt. Und gleichzeitig entstehen Einkaufszentren mit enormen Dimensionen. Der Linzer Raum hat in ganz Mitteleuropa die größte Dichte an Einkaufszentren, was natürlich mit der Abwanderung aus dem Zentrum in einem direkten Verhältnis steht. Die Stadt hat drastisch an Bevölkerung verloren, und die Umlandgemeinden haben entsprechend zugelegt.



Wolfgang Schön



Gerhard Neuling

Fotos Otto Saxinger (3)

**Luger:** Ich möchte da gleich die Situation in Wels ansprechen, wo es eine interessante Entwicklung gibt. Dort hat ein Gewerbetreibender die Initiative ergriffen und lässt städtebauliche Konzepte unter dem Titel „Visionen Wels“ entwickeln. Er hat Architekten und verschiedenste andere Leute bis zum Altenheimbetreiber zusammengefasst, über 40 Leute, die jeweils Teilbereiche behandeln und sich immer wieder über die Ergebnisse austauschen. Und wir Architekten beschäftigen uns jetzt einmal ganz frei und ohne Honorar mit dieser Situation und suchen nach einem Leitbild, wie sich Wels im Zentralraum, in Europa, entwickeln kann, und wollen dieses Leitbild dann in die Politik hineinragen.

**Kühn:** Heißt das, ein Privater entwickelt ein Leitbild für Wels mit Architekten, die er nicht bezahlt? Wie bringt sich der Welser Bürgermeister in diesen Prozess ein?

**Luger:** Der hört genau zu, der erste, der einmal zuhört.

**Heidl:** An sich hätten ja alle Gemeinden in Oberösterreich bis 1998 ihre örtlichen Entwicklungskonzepte erstellen und dem Land übermitteln müssen – teilweise ist das bis heute noch nicht fertiggestellt. Das war ein interessantes Chaos, das da entstanden ist, weil die Bürgermeister in die Pflicht genommen wurden, als erste Bauinstanz ihre Position zu deklarieren. Die Unterlagen sind eingelangt und wurden in großer Zahl wieder zurückgeschickt zur Revidierung. Da hat jede Gemeinde ihre eigenen Interessen gewahrt, und wie man das jetzt im Sinne einer harmonischen Entwicklung zusammenbringen kann, weiß niemand.

**Wir haben in Linz ja einen Peripheriebaudirektor und keinen Stadtbaudirektor!**

**Ring:** Der Stellenwert, den engagierte Architektur in Oberösterreich in der Gesellschaft hat, ist so niedrig, dass man heute als Politiker punkten kann, wenn man Architektur verhindert. Da findet der Bürgermeister ein Haus nicht schön und verlangt zuerst, dass ein ordentliches Dach draufkommt, und weil er weiß, dass die Rechtsgrundlage relativ dünn ist – weil letzten Endes könnte man das ja durchsetzen –, droht er damit, dass die Bewilligung drei Jahre dauern wird, und um ganz sicher zu gehen, trommelt er noch 80 Bürger zusammen, die dann die Bauwer-





Maximilian Luger

ber in gemütlicher Runde besuchen und wieder auf den rechten Weg zurückführen. Die Geschichte ist nicht erfunden, sondern Kollegen gerade in den letzten Tagen passiert. Ähnlich wie mit den Politikern geht es mit vielen Beamten, zum Beispiel in den Bezirksbauämtern. Ich bin selbst Ortsplanerin und habe dabei einen ganz stillen Kampf mit meinem Bezirksbauamts-Sachverständigen, der will auf jedes Garagendings ein Satteldach. Und ich sag' dann immer, nein, da machen wir trotzdem ein begrüntes Flachdach, wenn man mich dann fragt. Der Ingenieur vom Bezirksbauamt, der ist wichtig, der wird von den Häuselbauern ernster genommen als die Architekten. Wobei natürlich auch die Bebauungspläne mit den roten Satteldächern von unseren Kollegen gemacht werden, gleich für dreißig Gemeinden gleichzeitig, und die sind natürlich viel näher am Puls der Bevölkerung und sitzen im Wirthaus und wissen, was läuft. Die prägen eigentlich auch das Bild, das die Leute von den Architekten haben.

**Der Stellenwert, den engagierte Architektur in Oberösterreich in der Gesellschaft hat, ist so niedrig, dass man heute als Politiker punkten kann, wenn man Architektur verhindert.**

**Heidl:** Ich bin persönlich von so einem Bebauungsplan betroffen. Da geht es nicht nur um Satteldächer, da werden Gartenzäune definiert, in Höhen, in Dimensionen, in Formensprachen, die angeblich regional sind, aber erst in den 1970er Jahren aufgekommen sind. Das ist ein absolut perverser Regionalismus oder besser ein Pseudoregionalismus, der in nichts verankert ist. Und so etwas bekommt dann Verordnungskraft. Ich glaube, dass die Entscheidung zwischen rotem Ziegeldach oder Gründach für den Bestand eines Hauses eine relativ uninteressante Frage ist. Beides ist technisch machbar. In der Flächenwidmungs- und Bebauungsplanung geht es dagegen um fast existenzielle Fragen. Natürlich kann man im Augebiet bauen, wenn man es trockenlegt, aber der Grundwasserspiegel bleibt hoch, und dann werden halt die Keller „hoch herausgebaut“, wie es oft heißt. Wenn dann der nächste Planer das als unschön empfindet und die Häuser mit Verordnungskraft wieder in den Boden drückt, dann wird das alles wieder sehr teuer für den Bauherrn. Es gibt viel zu wenig fundierte Standortuntersuchungen.

**Ring:** In Wirklichkeit läuft es doch meistens noch



UNO Shopping, Leonding/Linz

Foto Daniela Herold (Nil.architecture+urbanism)

immer so: Ein Bauer findet, dass er Geld braucht, und der Bürgermeister sieht das auch ein, und dann wird gewidmet. Die Architektin schreibt ein negatives Gutachten, der Gemeinderat beschließt die Umwidmung trotzdem. Das Land als Aufsichtsbehörde sagt dann vielleicht auch noch Nein. Letzten Endes interveniert der Grundbesitzer, der Landesrat lässt seine Kettenhunde auf den Beamten los, und dann ist der Acker umgewidmet, fertig.

**So wie die Stadtpolitiker heute die Stadt nicht mehr verstehen, verstehen auch die Architekten das Land nicht mehr.**

**F. Riepl:** Ich möchte die Architekten aber nicht aus der Pflicht entlassen. So wie die Stadtpolitiker heute die Stadt nicht mehr verstehen, verstehen auch die Architekten das Land nicht mehr. Adolf Loos hat in Payerbach ein Haus mit Dach gemacht: Das war für ihn gar kein Problem. Er hat nämlich erkannt, dass das Dach keine technische Frage ist, sondern eine plastische. Es hat früher jeder gewusst, wenn er ein Sommerfrischehaus baut, wie er das zu machen hat und wenn er der modernste Architekt war. Es geht um Verträglichkeit. Dieter Dreibholz hat in der Steiermark viel für die Architektur getan, aber er hat den ländlichen Raum überhaupt nicht verstanden. Die progressiven Projekte, die er auf dem Land durchgesetzt hat, hatten Qualität, aber sie waren nicht stimmig. Damit hat er eine politische Situation geschaffen, die letztlich mit Schuld war, dass Landeshauptmann Krainer abgewählt wurde. Die Vorarlberger haben das klug gemacht: Sie haben zuerst auf das Einfamilienhaus gesetzt und so ein breites Architekturverständnis entwickelt. Ich kann mich an Diskussionen mit Architekten bei uns erinnern, wo jeder, der ein Einfamilienhaus geplant hat, als Sozialverbrecher angesehen wurde.

**Kühn:** Aber hat sich nicht die Lebensart am Land so drastisch verändert, dass auch progressive Projekte dort eine echte Heimat finden können? Der Bauer fährt ja auch nicht mehr mit dem Ochsenkarren, sondern viel lieber mit dem Audi Quattro. Ich habe in den 1980er Jahren Bauaufnahmen am Land gemacht, von anonymer Architektur. Da hat man bereits gemerkt, dass die Bevölkerung vieles als eher fremd und museal empfunden hat, obwohl sie damit aufgewachsen war.



Foto: Paul Ott

[x architekten]: Möbelhaus Manzenreiter, Freistadt



Max Nirnberger

Fotos Otto Saxinger (2)

**F. Riepl:** Aber das ändert doch nichts an ganz elementaren Bedürfnissen. Wenn ein Architekt im Mühlviertel denselben Grundriss plant wie in der kompakten Stadt mit einem Badezimmer ohne natürliche Belichtung und Belüftung, dann hat er versagt. Die Menschen ziehen ja aufs Land, damit sie in der Früh die Vögel zwitschern hören. Da darf man doch kein finsternes Bad anbieten, nur weil es ökonomischer oder ökologisch richtiger ist!

*Ich kann mich an Diskussionen mit Architekten bei uns erinnern, wo jeder, der ein Einfamilienhaus geplant hat, als Sozialverbrecher angesehen wurde.*

**P. Riepl:** Es ist ohne Zweifel wichtig, sich qualifiziert mit den Bauaufgaben am Land auseinanderzusetzen. Aber der Gegensatz zwischen Stadt und Land ist heute nicht mehr so lesbar. Der Zentralraum in Oberösterreich ist großflächig urbanisiert. Es bestehen vielfältige Verflechtungen und Abhängigkeiten. Ein Beispiel: In Hagenberg arbeitet die große Mehrzahl der Bevölkerung in Linz, und viele kommen auch ursprünglich von dort. Linz hat im letzten Jahrzehnt 20.000 Einwohner ans Umland verloren. Das sind Vororte geworden, obwohl sie scheinbar weit von der Stadt weg sind. Doch was die Leute dort gebaut haben wollen, ist eine Scheinidylle. Sie versuchen zu verdrängen, dass das von ihnen ersehnte Dorf hier nicht mehr existiert. Statt dessen entsteht eine immer komplexere Mischung aus Siedlungshäusern, Wohnblöcken, Büros, Fabriken, Hallen, Einkaufszentren, Freizeiteinrichtungen, Verkehrsanlagen und so weiter. Was fehlt, ist der Blick aufs Ganze. Es fehlen Impulse, die diesen Prozess in positivem Sinne moderieren. Die Planungsbehörden haben sich damit noch nicht wirklich auseinandergesetzt. Da wird nicht agiert, sondern reagiert: Etwa in der Verkehrsplanung: Linz leistet sich einen kostenlosen Pendlerparkplatz mitten in der Stadt, in bester Lage am Jahrmarktgelände unmittelbar an der Donau – und beklagt zugleich den Verlust an Einwohnern. Das ist doch paradox!

**Prochazka:** In Oberösterreich wird sehr salopp mit dem Landschaftsraum umgegangen. Was einem von außen kommend auffällt, ist das Potenzial an herrlichem Landschaftsraum. Aber selbst in Konzepten wie der Solar City, die ja naturbezogen sein wollen, wird daraus nicht viel gemacht.

**F. Riepl:** Das hat natürlich politische Hintergründe. Die Solar City war keine gezielte Entwicklung. Dort war eigentlich ein Industriegebiet geplant, auf dem die VOEST Zukunftsindustrien aus dem Hightech-Bereich ansiedeln wollte. Das ist aus verschiedenen Gründen nicht geglückt. Die Stadt hatte aber das Grundstück schon als Morgengabe für die VOEST erworben: Es kam die Idee auf, dort Sozialwohnungen zu errichten, womit 60 Prozent der Investitionen durch Förderungen gesichert sind. Es ist leider in Linz nicht so, dass misslungene Ansätze durch die Dynamik der Stadt und die Kraft der politisch Tätigen in Erfolge umgewandelt werden, wie das in Paris oft passiert ist. Bei uns kommt nur der soziale Wohnbau.

**Kühn:** Der war in Wien ja auch die letzte Lösung für die Donau City, als es nicht geglückt ist, das Gebiet zu einem hochrangigen Bürostandort zu entwickeln.

*Wir müssen anerkennen, dass auch Landschaft Kulturgut ist, auch Industrie ist Kulturgut so wie Musik und Architektur, und hier im Oberösterreichischen verknüpft sich das alles auf eine spezifische Weise.*

**Schön:** Zum sorglosen Umgang mit dem Landschaftsraum muss man klarstellen, dass Linz sehr wohl versucht hat, seine Ränder in irgend einer Form abzugrenzen. Das Problem liegt bei den kleinen Umlandgemeinden, die ihre Verantwortung, zusammenhängende Gebiete zu schützen, nicht wahrnehmen, sondern aus primär wirtschaftlichen Motiven und in Konkurrenz zueinander Widmungen festlegen. Die Solar City selbst ist möglicherweise ein Wendepunkt in der Stadtentwicklung. Der Masterplan von Roland Rainer sah 6000 Wohnungen vor, die erste Etappe, die jetzt ausgeführt wird, umfasst 1400 Wohnungen. Auf Grund der aktuellen Diskussion ist es unklar, ob die weitere Entwicklung überhaupt kommt. Ich sehe hier eher eine Rückbesinnung auf innerstädtische Liegenschaften. Es wird gerade an einem Masterplan für den Frachtenbahnhof gearbeitet, es gibt die Brau AG, die Landesfrauenklinik, insgesamt vier, fünf wichtige Areale mit Potenzial in der Stadt.

**Kühn:** Leidet die Solar City nicht auch daran, dass die internationalen Stars, die man sich aus Prestige Gründen geholt hat, wie Foster und Rogers – Architekten, die aller-



Peter Riepl

dings nicht als große Wohnbauarchitekten bekannt sind – nichts Überzeugendes zusammengebracht haben? Und in der zweiten Ausbaustufe haben die Bauträger ihre Vertrauensarchitekten wieder ins Spiel gebracht. Was man auf der Homepage der Solar City sieht, ist ja alles andere als innovativ.

**F. Riepl:** Die grundsätzliche Fehlplanung an der Solar City ist, dass man im Rahmen des sozialen Wohnbaus experimentelle Architektur machen wollte, ohne selbst zusätzliches Geld einzubringen. Das Allerschlimmste ist, dass man dann glaubt, die Konzepte von Stararchitekten könnten durch andere Leute ohne Verluste umgesetzt werden.

**Schön:** Das stimmt so nicht. Es waren ursprünglich vier Architekten, Thomas Herzog, der der städtische Ansprechpartner schon beim Design-Center Linz war, dann Norman Forster und Richard Rogers, Renzo Piano – mit dem wir als WAG zusammenarbeiten wollten, der aber schon sehr früh nicht mehr dabei war. 750 Wohnungen in der Solar City wurden von diesen drei Architekten geplant, 700 andere von heimischen Architekten, die aber durchaus renommiert sind, wie zum Beispiel Martin Treberspurg.

**Nirnberger:** Die Solar City ist von der sonstigen Entwicklung völlig abgekoppelt. Die Realität sieht doch so aus: Freistehende Einfamilienhäuser auf 400-Quadratmeter-Parzellen, zu denen man durch 10 Kilometer Grüngürtel hinfährt. Das gehört alles versorgt und finanziert.

**Schön:** Es besteht ja keine Kostenwahrheit.

**P. Riepl:** Wir haben immer noch die traditionellen Stadtvorstellungen im Kopf. Linz besteht aus Hauptplatz und Landstraße, bestenfalls zählt dazu noch das Neustadtviertel, und dann beginnt das Land. Aber außerhalb dieses Fokus haben sich in den letzten Jahrzehnten zigtausende Menschen angesiedelt, das ist heute die eigentliche Stadt, die de facto aber unsichtbar ist. Sie ist kein Thema der Gestaltungsbeiräte und wird auch sonst nicht verhandelt. Aber man sollte sich zu diesem Modell einer großräumig urbanisierten Landschaft offen bekennen. Wir sollten versuchen, die darin enthaltenen spezifischen Chancen aufzuspüren und nicht einem Stadt-Land-Bild nachhängen, das nicht mehr der Realität entspricht. Hier



Riepl Riepl Architekten: O.K – Offenes Kulturhaus, Linz

Foto Josef Pausch

entsteht eine Agglomeration, strukturell ähnlich dem Ruhrgebiet, die aber im Unterschied dazu keinen Namen und keine Identität hat.

**Kühn:** Die Identität entsteht spätestens dann, wenn die Pendlerströme nicht mehr zwischen Zentrum und Peripherie stattfinden, sondern zwischen den Peripherien und damit tangential vorbei an der alten Stadt. Wenn dieser Punkt erreicht ist, ändern sich auch die mentalen Vorstellungen in der Öffentlichkeit.

**F. Riepl:** Linz hat diese Entwicklung viel zu spät erkannt. Trotz der Einkaufszentren, die inzwischen in der alten Stadt entstanden sind – viel zu spät –, passiert die wirkliche Expansion draußen vor der Stadt. Diese entgrenzte Stadt ist ein Problem, das wir nicht einfach lösen können, indem wir uns dazu bekennen.

*Man kann nicht mehr genau sagen, wo sich das Stadtzentrum eigentlich befindet und ob es ein solches überhaupt noch gibt.*

**P. Riepl:** Da stimme ich überein. Aber man muss anerkennen, dass diese Entwicklung ihre Gründe hat. Die Menschen gehen an die Peripherie auf Grund bestimmter Bedürfnisse, weil sie den Landschaftsraum schätzen, weil sie eine Kombination von Stadt und Land wollen. Elsa Prochazka hat ja darauf hingewiesen, was in diesem Raum in Oberösterreich für ein Potenzial steckt. Man muss aus der aktuellen Entwicklung nur auch qualitativ etwas machen.

**Prochazka:** Das Instrumentarium dafür muss man aber erst entwickeln. Wir untersuchen gerade mit den Studenten den Bereich Leonding, der eigentlich auch ein Prototyp für diese Entwicklung ist, ein wunderschöner Landschaftsraum, verknüpft mit einem bäuerlichen Raum, verknüpft mit einem industriellen, kleinbürgerlichen, da findet man alles auf einer relativ großen, aber beschränkten Fläche vor. Ich habe vor 20 Jahren eine Theorie entwickelt, dass sich im modernen Lebensraum die Gegensätze zwischen Stadt und Land langsam auflösen werden. Wir müssen anerkennen, dass auch Landschaft Kulturgut ist, auch Industrie ist Kulturgut so wie Musik und Architektur, und hier im Oberösterreichischen verknüpft sich das alles auf eine spezifische Weise. Ich denke, dass hier neue Begriff-



Foto Magistrat Linz/Presscam



Bürgermeister Dobusch besichtigt das Modell der Solar City Linz

lichkeiten geschaffen werden müssen für Urbanität, mit der auch die Developer etwas anfangen können.

**Nirnberger:** Ich bin mir nicht sicher, ob die Architektenschaft in der Lage ist, die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen überhaupt noch so zu realisieren, dass man daraus auch Rückschlüsse für die Architektur ziehen kann. Da wird immer noch vom liebevollen Einpassen geredet, aber auf der Straße kann ich auf dem Display meines Handys sehen, was in dieser Sekunde in Tokio passiert. Die Architektenschaft ist heute noch der Meinung, dass sie durch ihr Werk die Gesellschaft beeinflussen könnte. Das halte ich schlichtweg für eine schwere Form von Berufsneurose. Heute ist der Mobilitäts- und Zeitfaktor zu einer bestimmenden Komponente im urbanen Leben geworden. Die realen Ausdehnungen des urbanen Gefüges haben sich weitgehend durch diese Faktoren verschoben. Man kann nicht mehr genau sagen, wo sich das Stadtzentrum eigentlich befindet und ob es ein solches überhaupt noch gibt. Ich weiß zum Beispiel nicht, ob wir das neue Musiktheater überhaupt im sogenannten Zentrum der Stadt bauen sollen. Wenn man sich die Verkehrsströme ansieht, ist das keineswegs klar. Die meisten Besucher kommen ja mit dem Auto hin, und es gibt ein Verkehrschaos, wenn alle wieder wegfahren.

**F. Riepl:** Sogar das Brucknerhaus liegt doch schon zu peripher! Die Stadt und das Land haben es verpasst, das ganze Areal an der Klammstraße aufzukaufen und damit einen qualifizierten Ort in der Stadt zur Verfügung zu haben. Und zu Ihrem Argument, dass man auf der Straße nach Tokio telefonieren kann: Muss man deshalb jeden Respekt vor dem Straßenraum verlieren? In manchen

Gegenden fahren Sie über weite Strecken an Laubengangfassaden vorbei, die früher nur im Hof waren. Das sind ja erschütternde Fehleinschätzungen der Architekten. Als ob man dem Verkehrslärm nicht auch ganz anders begegnen könnte, als zur Straße hin zuzumauern oder zu verglasen.

*Ich glaube, dass es für Linz essenziell ist, Urbanität auch ein paar hundert Meter von der Altstadt entfernt zu entwickeln.*

**Kühn:** Und wo wird das Musiktheater jetzt gebaut?

**Schön:** Man wartet die Wahl ab. Wahrscheinlich wird es aber der jetzige Standort sein.

**P. Riepl:** Da bin ich mir nicht sicher. Ich glaube, dass es für Linz essenziell ist, Urbanität auch ein paar hundert Meter von der Altstadt entfernt zu entwickeln. Linz hat eine sehr kleine Innenstadt, verglichen etwa mit Salzburg. Ich würde daher nicht alles dort konzentrieren. Es kann durchaus ein Schauspielhaus am alten Standort geben und ein Musiktheater an der Donau. Der Flussraum ist ja das eigentliche Zentrum von Linz, und mit einem Projekt wie dem Musiktheater könnte man strategischen Städtebau betreiben, um die Stadt weiterzuentwickeln.

**F. Riepl:** Und die alte tot werden lassen.

**P. Riepl:** Nein, überhaupt nicht. Die Altstadt lebt ja, aber wir brauchen auch andere, neue öffentliche Räume.

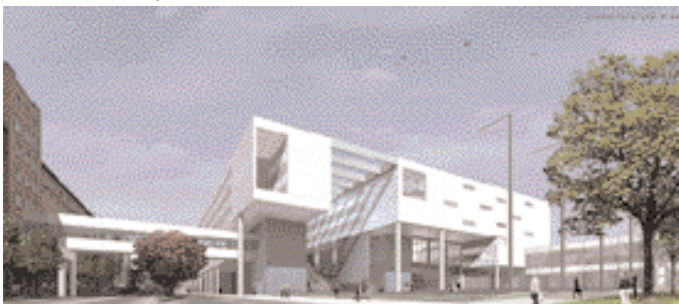


Romana Ring-Szczurowsky

Fotos Otto Saxinger (2)

ARGE Architekten Neumann & Steiner – Kaufmann & Partner:  
Landesdienstleistungszentrum Linz

Visualisierung W/Bayer





**Andreas Heidl**

1962 geboren in Oberösterreich  
 1980–1987 Bautechniker für Stahlbeton und Sonderbau  
 1988–1995 Architekturstudium an der TU Graz, 1993–1994 an der School for Architecture University of Bath/GB  
 1995–1998 freiberufliche Wettbewerbstätigkeit für verschiedene Büros  
 1999 Bürogründung Heidl Architekten  
 Zahlreiche Preise und Wettbewerbsbeiträge  
 Projekte, u. a.: Renovierung Bankhaus Spängler & Co, Linz, Umbau Bürger-service Center Rathaus Linz, Brautmodengeschäft Baudisch, Gunkskirchen

**Maximilian Luger**

1958 geboren in Kleinzell, Oberösterreich  
 1972–1976 Bundesfachschule für Tischlerei und Raumgestaltung, Hallstatt  
 1980–1985 Studium an der Universität für Gestaltung in Linz, Meisterklasse Innenarchitektur, Diplom 1985  
 1986–1989 Studium an der Technischen Universität Wien, Abteilung Architektur und an der Hochschule für angewandte Kunst, Meisterklasse Architektur  
 1989–1991 Studium an der Universität für Gestaltung Linz, Meisterklasse Architektur, Diplom 1991  
 Seit 1989 Architekturbüro mit Franz Maul  
 Seit 1999 Lehrbeauftragter an der Universität für Gestaltung Linz, Hochbau  
 Zahlreiche Preise und Auszeichnungen

**Gerhard Neulinger**

1959 geboren in Linz  
 Studium der Visuellen Gestaltung bei Laurids Ortner an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung  
 1989–1993 Vorstandsmitglied und Projektleiter im Kulturverein Stadtwerkstatt  
 Seit 1994 Leiter des Architekturforum Oberösterreich

**Max Nirnberger**

1972 geboren in Oberösterreich  
 1986–1991 Höhere Technische Bundeslehranstalt für Hochbau in Linz  
 1991–1998 Architekturstudium an der TU Graz, Diplom 1998  
 Gründung der Architekturarbeitsgemeinschaft [x architekten] mit Dipl.-Ing. Rainer Kasik, Dipl.-Ing. Lorenz Prommberger, Dipl.-Ing. Bettina Brunner.  
 Büro in Graz seit 1998, Büro in Linz seit 1999, Büro in Wien seit 2001  
 Seit 2000 Assistent an der Kunstuniversität Linz, Fachbereich Architektur, Prof. Roland Gnaiger  
 Seit 2000 Vorstandsmitglied im Architekturforum Oberösterreich

**Elsa Prochazka**

Geboren in Wien  
 1966–1973 Architekturstudium an der Technischen Universität Wien und an der Akademie der Bildenden Künste in Wien  
 Freiberufliche Architektin in Wien  
 1992–1996 Professorin für Entwerfen im Städtebaulichen Kontext an der Gesamthochschule Universität Kassel  
 1998–2001 Visiting Examiner, University College London, Departement of Architecture, The Bartlett  
 Seit 2001 Professorin für raum & designstrategien, Kunstuniversität Linz  
 Zahlreiche Projekte, insbesondere im Bereich öffentliche Bauten, Wohn- und Betriebsbauten, Ausstellungskonzeption und -gestaltung, Städtebau

**Franz Riepl**

1932 geboren in Oberösterreich  
 Studium an der TU Wien, Diplom 1956  
 1958–1962 Assistent an der TH München  
 1963–1967 Mitarbeiter und Partner von Prof. Johannes Ludwig, München  
 Seit 1967 eigenes Architekturbüro in München  
 1980–2000 Professor für Ländliches Siedlungswesen an der TU Graz  
 Zahlreiche Bauten und Projekte, darunter mehrere Pfarr- und Kirchenzentren, Sportanlagen, Einfamilienhäuser und Wohnbauten, Schulen, Gemeindezentren und Revitalisierungen in Österreich und Deutschland, u. a. Evangelisch-Lutherisches Gemeindehaus Fischen, Landesanstalt für Tierzucht Grub, Wohnhausanlage Linz-Ebelsberg

**Peter Riepl**

1952 geboren  
 Studium an der Universität Innsbruck  
 Seit 1985 gemeinsames Atelier mit Gabriele Riepl in Linz  
 Bis 1994 gemeinsames Atelier mit Thomas Moser  
 2000 Gastprofessur Universität Kassel  
 Ausgewählte Bauten: Umbau von Schloß Hagenberg, O.K Centrum für Gegenwartskunst in Linz, Engel Automatisierungs-Technik in Dietach bei Steyr, Kirche Steyr Resthof  
 Vorsitzender des Architekturforum Oberösterreich

**Romana Ring-Szczurowsky**

1959 geboren in Wien  
 1978–1985 Studium der Architektur an der TU Wien  
 1983–1984 Studium an der Akademie der bildenden Künste in der Meisterklasse für Bühnenbild bei Prof. Lois Egg  
 Seit 1992 eigenes Atelier, zuerst in Wien, seit 1993 in Linz  
 Zahlreiche Projekte im Bereich Raumordnung und Städtebau, Wohnbau sowie öffentliche Bauten  
 1994–2000 Assistentin an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz  
 Seit 1995 Architekturkritikerin für die Oberösterreichischen Nachrichten und Beiträge über Architektur in unterschiedlichen Medien

**Wolfgang Schön**

1954 geboren in Linz  
 Volkswirtschaftsstudium in Linz  
 Seit 1991 Geschäftsführer der WAG (Wohnungsanlagen Ges.mBH)  
 Seit 1997 Geschäftsführer der EGAM (Entwicklungsgesellschaft Aichfeld-Murboden Ges. m. b. H.)  
 Bis 2001 stv. Bundesobmann des Österr. Verbandes gemeinnütziger Bauvereinigungen

**Erich Wiesner**

1959 geboren in Braunau/Inn  
 1977–1981 Studium der Rechtswissenschaften in Salzburg, Promotion 1981  
 1979–1982 Studium der Betriebswirtschaftslehre in Linz  
 1982–1983 Studium an der Graduate School of Management der Loyola Marymount University in Los Angeles, Graduierung zum Master of Business Administration  
 Seit 1984 Mitglied der Geschäftsleitung der Wiesner-Hager KG, Altheim  
 Seit 1990 geschäftsführender Gesellschafter der Wiesner-Hager Baugruppe GmbH, seit 2001 geschäftsführender Gesellschafter der Wiesner-Hager Holding GmbH  
 Seit 1989 Mitglied des Vorstandes der Industriellenvereinigung OÖ, seit 1996 Vizepräsident  
 Seit 2000 Mitglied des Aufsichtsrates der OIAG

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*

## Architekturwirklichkeiten II: Salzburg

# Alle Bausünder kommen ins Himmelreich

„Es gibt derzeit keine andere Stadt in Mitteleuropa, die derart umfassend die Zukunft ihrer selbst thematisiert und in praktischen Angriff nimmt. Kleinmütig und fragmentarisch wirken im Vergleich zum Salzburg-Projekt die Initiativen der IBA in Berlin, [...] die Wiener Wohnbauinitiative, [...] die monumentalen Staatsprogramme von Paris ...“ So Dietmar Steiner 1986 in seinem Vorwort zum Buch „Das Salzburg-Projekt“. Der inzwischen legendäre Aufbruch zu einer offenen, sowohl partizipatorischen und als auch architektonisch qualifizierten Form der Stadtplanung war bei der Diskussion, zu der die Architekturstiftung am 14. September 2001 geladen hatte, kein explizites Thema. Ein wenig Nostalgie schlich sich aber doch am Rande ein. Als ich das kleine, quadratische Büchlein (für Bibliophile: Das erste Buch<sup>2</sup> im Falter Verlag, von Eichinger/Knechtl in Le Corbusiers Modulor Format von 145 mal 145 mm gestaltet) zu meinen Unterlagen auf den Tisch legte, meinte einer der Gesprächsteilnehmer nicht ohne Selbstironie: „Ach ja, unsere Bibel“. Dem großen Aufbruch ist die Normalität gefolgt. Das vielfach kopierte Modell des Gestaltungsbeirats wird in der Stadt Salzburg nach wie vor als wesentliches Qualitätsinstrument gesehen, Reformbedarf gibt es dennoch: Zu sehr ist der Beirat auf die Ebene des Einzelobjekts beschränkt, in städtebaulichen Fragen fehlt es an Orientierung. Die anhaltende und nie aufgelöste Uneinigkeit zwischen Stadt und Land Salzburg hat dazu geführt, dass Raumordnungskonzepte entweder fehlen oder zur Ineffizienz verurteilt sind. Symptomatisch zeigt sich dieses Defizit bei einzelnen Großprojekten und bei der Entwicklung des diffusen Speckgürtels, der sich um die Stadt Salzburg ausbreitet. In den ländlichen Regionen besteht zarte Hoffnung, dass die jahrelange Stagnation im touristisch standardisierten Mittelmaß aufbricht. Gestaltungsbeiräte gibt es zwar auch dort schon lange; sie werden jedoch oft von den lokalen Platzhirschen zur Absicherung des Status Quo missbraucht. Immer mehr Gemeinden suchen jedoch nach einer Identität jenseits des touristischen Einheitsbreis und damit nach neuen Partnern. Was die Rolle der ArchitektInnen betrifft, sind sich die teilnehmenden Bauherrenvertreter in einem Punkt einig: Wer nichts von Ökonomie versteht, hat keinen Platz mehr in den heutigen Planungsspielen. Dass man den ArchitektInnen aber auch entsprechende Kompetenzen einräumen muss, damit sie ihre Verantwortung übernehmen zu können, scheint sich aber noch nicht allgemein herumgesprochen zu haben. Christian Kühn

**Kühn:** Wenn Sie auf die letzten Jahre Architektorentwicklung in Salzburg zurückblicken: Was waren die erfolgreichsten Projekte?

**Padutsch:** Auf die Stadt bezogen, war das sicher der Markartsteg, das erste moderne Bauwerk, bei dem es völlig im Gegensatz zu sonst keine einzige negative Stimme gab, weder aus der Bevölkerung noch aus der Politik oder aus den Medien.

**Kühn:** Das klingt ein wenig so, als wäre das Ausbleiben von Kritik für einen Politiker das zentrale Erfolgskriterium.

**Padutsch:** Nein, überhaupt nicht. Der Markartsteg ist fachlich gesehen ein ausgezeichnetes Projekt, eines der besten, das wir in den letzten Jahren realisiert haben. Aber nach meiner Erfahrung stößt engagierte Architektur in der Regel auf öffentliche Kritik, und deswegen sollte man die allgemeine Begeisterung, die bei diesem Projekt ausgebrochen ist, besonders hervorheben.

**Spannberger:** Ich hätte auch als erstes den Markartsteg genannt und dann eine Reihe von Projekten mittlerer Größe, die alle über Wettbewerbe oder Gutachterverfahren abgewickelt wurden, wie zum Beispiel der Kinderhort

in Taxham von Flöckner/Schnöll, der neue Kindergarten in der Moosstraße von one room, Huber und Meinhart oder das Wohnhaus am Glantrepplweg von Halle 1. Es ist aber symptomatisch, dass diese architektonisch hochwertigen Projekte über eine bestimmte Dimension nicht hinausgehen.

*Die mäßige Architektur von Großprojekten spiegelt ungelöste Standortfragen wider.*

**Mayr:** In Salzburg kann man eine sehr engagierte, stetig wachsende Architekturszene beobachten. Dem steht diametral gegenüber, dass Salzburg bei größeren öffentlichen Projekten in den letzten Jahren nichts Gelungenes vorzuweisen hat. Ich denke da zum Beispiel an das Kongresshaus, an das neue Stadion und an das so genannte „Museum am Berg“. Die mäßige Architektur spiegelt ungelöste Standortfragen wider, ein Hauptproblem in Salzburg. Ein neues Stadion direkt vor das Barockschloss Kleßheim zu errichten, ist ja eine Selbstbeschränkung: Das offensichtlich doch vorhandene schlechte Gewissen treibt die Betreiber dazu, das Stadion so niedrig wie möglich zu machen – die städtebaulichen und architektonischen Potenziale werden nicht genutzt. Und dann wurde das Siegerprojekt des Wettbewerbs auch noch so radikal

Foto: privat



Norbert Mayr

verändert, dass von den dort argumentierten „Land-art“-Qualitäten – wenn es sie je gegeben hat – nichts mehr übrig ist. Das Land als Hauptbetreiber argumentiert, dieser Ort im Landschaftsschutzgebiet wäre der einzig verfügbare gewesen und gibt damit zu, dass seine Raumordnungspolitik versagt hat.

**Garstenauer:** Der grundsätzliche Mangel bei der Vorbereitung dieser und vieler anderer Projekte in der Stadt Salzburg ist das Fehlen einer fundierten Standortuntersuchung. Die gibt es deswegen nicht, weil für die Strukturierung der Stadt keine Idee vorliegt. Es gibt zwar ein räumliches Entwicklungskonzept und einen Flächenwidmungsplan, aber solche Vorgaben haben nur Sinn, wenn eine übergeordnete Idee vorliegt, wenn sich also Architekten dieser Stadt annehmen und sie zu einem Gegenstand künstlerischer Auseinandersetzung machen dürfen. Dann würden solche Dinge wie die falschen Standorte vorher aufgerollt werden und man könnte ganz anders reagieren.

**Padutsch:** Ich möchte da zwischen der Vorgehensweise der Planungsabteilungen und der Vorgehensweise der Politik unterscheiden, und dann noch einmal zwischen Stadt und Land. Die Stadtplanung hat ja schon vor zehn Jahren begonnen, einen Standort für das Stadion zu suchen. Der Standort, der am besten geeignet erschien und auch im Entwicklungskonzept enthalten war, ist dann mit dem Argument politisch gekippt worden, dass wir gar kein neues Stadion brauchen. Als das Land später das Stadion zu einem Prestigeprojekt auserkoren hat, war Bürgermeister Bieringer aus Wals wieder einmal sofort zur Stelle und hat den Standort Klesßheim angeboten.

*Bei den Landesprojekten spielen politische und persönliche Eitelkeiten eine entscheidende Rolle.*

**Kühn:** Die anderen Standorte sind an der Kritik der Bevölkerung gescheitert?

**Padutsch:** Einige waren auch fachlich nicht das non plus ultra. Sie waren zum Teil außerhalb der Stadt, also sehr autoorientiert. Als die Stadt aufgefördert wurde, innerhalb von drei Wochen einen Alternativstandort zu nennen, war der Gemeinderat dazu nicht in der Lage, obwohl der Standort an sich klar wäre, nämlich in Lieferung. Für diesen Standort gibt es auch ein Alternativprojekt von uns, das von allen als das beste bezeichnet wird,

aber politisch ist es einfach in eine andere Richtung gelaufen. Bei den Landesprojekten spielen politische und persönliche Eitelkeiten eine entscheidende Rolle. Die Planungsabteilung arbeitet also an sich gut und konsequent, aber immer wenn Projekte eine gewisse Dimension erreichen und damit politisch ein Faktor werden, dann wird es kritisch. Von den Bauunternehmen bis zu den Fraktionen ist allen klar, dass es ein Unsinn ist, das Projekt in Kleßheim zu bauen, aber der Zug ist inzwischen abgefahren, auch wenn wir weiter dagegen auftreten.

**Kühn:** Prof. Garstenauer hat eine übergeordnete Idee für die Stadt gefordert. Kann man nicht damit solche Entwicklungen verhindern?

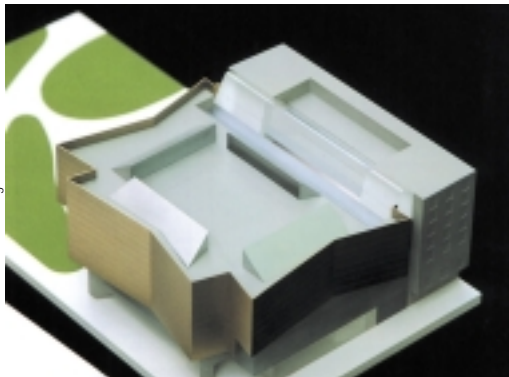
**Padutsch:** Es hat keinen Sinn, jahrelang ein Stadtentwicklungskonzept zu schreiben, das bei seiner Fertigstellung schon wieder überholt ist. Wir konzentrieren uns heute darauf, Rahmenbedingungen zu definieren. Im Entwicklungskonzept, das erstmals seit 1970 neu geschrieben wurde, haben wir beispielsweise überlegt, wie sich eine Einkaufsstadt Salzburg entwickeln könnte. Wenn man jetzt an die Realisierung von großen Einkaufszentren denkt, ist das in den Entwicklungskorridoren möglich und in den so genannten mittleren und überregionalen Zentren. Wir sprechen auch nicht mehr von Generalverkehrsplänen, sondern von Leitlinien in der Verkehrspolitik, also von der Förderung unterschiedlicher Verkehrsarten. Das ist ein Rahmengerüst für die Politik, das auch Vorgabe für den Flächenwidmungsplan ist, so dass es für die Politik rein rechtlich sehr schwer ist etwas anderes zu tun, als sie im Entwicklungskonzept festgelegt hat.

*Das Vakuum in der Raumordnung provoziert die Politiker, das Heft an sich zu reißen und in ihrer Inkompetenz einsame Entscheidungen zu treffen.*

**Fürst:** Ist es nicht ein Versäumnis, wenn die Stadt nur alle 30 Jahre ihr Entwicklungskonzept erneuert? Salzburg hat unbestritten eine der höchsten Lebensqualitäten in Europa, aber es ist eine Schlaf- und Wohnstadt und läuft Gefahr, keine lebendige Stadt mehr zu sein. Städte wie Zürich oder München haben über Jahrzehnte eine mutige Raumordnung und Stadtplanung gemacht, während man bei uns den Gestaltungsbeirat installiert hat, der sich aber nur um Fragmente kümmern darf. Und dieses Vakuum provoziert die Politiker, das Heft an sich zu reißen und in ihrer Inkompetenz einsame Entscheidungen zu treffen,







Modellfoto: Atelier Baldeweg

Juan Navarro Baldeweg: Projekt Kongresshaus Salzburg

nicht nur auf Landes-, sondern auch auf Stadtebene. Eine zeitgemäße Raumordnung auf einer Ebene über dem Einzelprojekt sehe ich nirgends.

**Padutsch:** Es gibt Ansätze wie die Initiative Europaregion Salzburg, wo wir uns bemühen eine gemeinsame Planungskompetenz über die Gemeinde- und Landesgrenzen hinaus zu schaffen, vom Berchtesgardener Land über den oberösterreichischen und Salzburger Teil des Zentralraumes der Stadt Salzburg. Zur Kritik, dass wir uns nur mit Fragmenten beschäftigen: Wir versuchen durchaus, von der klassischen Stadtplanung wegzugehen – also von der Standortsuche für ein konkretes Projekt wie etwa das Stadion – und ganze Stadtbereiche zu analysieren, beispielsweise im Projekt Entwicklungskorridor Ignaz-Harrer-Straße. Das ist der Bevölkerung schwieriger zu vermitteln als ein Großprojekt, aber auch da suchen wir nach neuen Wegen, etwa die Entwicklungspotenziale mit kurzen Animationsfilmen aufzuzeigen.

**Kühn:** Die Stadt als Gegenstand einer künstlerischen Gesamtbetrachtung, wie sie Prof. Garstenauer gefordert hat, sehe ich da nicht. Ist das vielleicht eine Generationsfrage? Der Begriff Stadtbaukunst steht ja heute noch weniger hoch im Kurs als der Begriff Stadtplanung, an die ja aus der jüngeren Generation niemand mehr so richtig glaubt.

*Es ist ein Unding sondergleichen, dass der Gestaltungsbeirat für die Altstadt überhaupt nicht zuständig ist.*

**Garstenauer:** Da möchte ich gleich etwas richtig stellen: Ich unterliege sicher keiner Planungsgläubigkeit. Planen und Gestalten sind unglaublich komplexe Vorgänge, bei denen Zufall und Wahrscheinlichkeit immer hineinspielen werden. Aber ohne eine Gesamtvorstellung können wir im Detail nichts Wesentliches tun. Das heißt, man muss die Stadt als Ganzes sehen. Und diese Entscheidungsgrundlage fehlt der Politik. Selbstverständlich muss man dabei in Varianten denken, in offenen Strukturen, die der Veränderlichkeit ganz besonders zugänglich bleiben müssen, das ist ein permanenter Prozess. Aber es lassen sich doch Strukturen markieren, die bleibende Qualitätsmerkmale aufweisen, die man nicht ohne weiteres zerstören darf. Darum gibt es den Schutz historischer Qualität, aber auch den Schutz des Landschaftsraums. Ich gebe Herrn Padutsch recht, dass es bis zur obersten Verwal-



Foto: Franz Neumayr

Gerhard Garstenauer

tungsebene recht gut funktioniert. Aber zwischen Verwaltung und Politik klafft eine große Lücke. Auf der Ebene des Einzelprojekts ist es uns mit dem Gestaltungsbeirat im Prinzip gelungen, diese Lücke zu füllen. Aber wir sehen dort immer nur das einzelne Projekt, und nie das Stadtganze. Das beginnt schon damit, dass der Gestaltungsbeirat für die Altstadt gar nicht zuständig ist. Das ist ein Unding sondergleichen, gegen das ich seit Jahren ankämpfe. Man muss zu einer Synthese bei diesen Gestaltungsfragen finden, statt sich gegenseitig auszutricksen.

**Kühn:** Sie plädieren also auch auf der Ebene der Stadt- und Regionalplanung für ein Expertenkollektiv analog zum Gestaltungsbeirat?

*Im Moment haben wir zwar einen bauwütigen Landeshauptmann, aber er ist in Sachen Bauen nicht immer gut beraten. Muss ein Museum unbedingt in der Innenstadt errichtet werden?*

**Garstenauer:** Kein Kollektiv, es muss immer die persönliche Verantwortung der Mitglieder in solchen Beiräten geben. Wir haben uns das beim Gestaltungsbeirat, an dessen Gründung ich ja beteiligt war, sehr genau überlegt. Fünf Mitglieder sichern in meinen Augen eine sehr gute Mischung. Ich denke auf Stadt- und Raumplanungsebene auch nicht an ein permanentes Gremium, sondern an eines, das für spezielle Fragen eingesetzt wird, um im Auftrag der Politik Entscheidungen vorzubereiten.

**Ebner:** Im Moment haben wir zwar einen bauwütigen Landeshauptmann, der sogar grundsätzlich an Architektur interessiert wäre. Aber er in Sachen Bauen nicht immer gut beraten, und deshalb werden Standortentscheidungen oft nicht aus städtebaulichen, sondern aus politischen Motiven getroffen. Unter anderem wäre zu klären gewesen, ob die 4 Prozent Fläche Innenstadt in Salzburg, die ja bereits extrem verdichtet ist, zusätzlich mit Projekten überladen werden soll. Muss ein Museum unbedingt in der Innenstadt errichtet werden? Die Residenz ist zum Beispiel für ein Museum wie das Carolino Augusteum gar nicht geeignet, und auch über den Standort am Berg hätte es eine intensivere Diskussion geben müssen.

**Mayr:** Da spürte man schon im Vorfeld, wie falsch die Dinge liefen. Beim Hearing zum Wettbewerb 1998 haben einige Architekten die Jurymitglieder Snozzi und Achleitner gefragt, was denn die Spielräume für das Projekt



Foto: Cocolore

Peter Ebner

seien. Die beiden haben gar nicht geantwortet, sondern der Landesbaudirektor hat erklärt, dass der Mönchsberg eine Art heiliger Berg ist, auf dem die Bergkante unantastbar ist. Das Bild des Wettbewerbsiegers hat sich an diesem Tag schon stark verdichtet, lange bevor damals nicht abgeschreckte Architekten ihre Projekte eingereicht hatten.

**Kühn:** Aber hat Salzburg nicht in bezug auf die Wettbewerbskultur einmal eine Vorreiterrolle gespielt?

**Maierhofer:** Sicher, in den achtziger Jahren, als wir im Auftrag des Bautenministeriums mit der Umsetzung der Jahrhundert-Projekte betraut waren, unter anderem mit der Naturwissenschaftlichen Fakultät und der Finanzlandesdirektion. Während damals in Wien Aufträge dieser Größenordnung vom Bautenministerium noch freihändig vergeben wurden, gab es in Salzburg unter dem Druck der Stadt in diesen Fällen bereits Wettbewerbe. Das war aus meiner Sicht ein ganz wesentlicher Erfolg, um auf Ihre Eingangsfrage zurückzukommen.

**Spannberger:** Um die Wettbewerbskultur am Land haben uns die anderen Bundesländer lange zu Recht beneidet. Sämtliche Projekte, bei denen Gelder aus dem Gemeindeausgleichsfonds investiert wurden, mussten ab einer Bausumme von 20 Millionen Schilling einem Wettbewerbsverfahren unterzogen werden. Durch den EU-Beitritt hat sich das leider geändert: heute können Baumeister an den Verfahren teilnehmen, es kann mit den drei Erstgereihten verhandelt werden, und eine Beauftragung nach GOA ist längst nicht mehr selbstverständlich.

*Mit privaten Bauherren ist es uns fast durchgängig gelungen, Qualität zu erreichen, sogar mit denen, die zuerst sehr ablehnend waren.*

**Padutsch:** Wir legen immer noch sehr viel Wert auf Wettbewerbskultur und haben uns als Ressort verpflichtet, die Ergebnisse eines Wettbewerbs, und nur diese, als Grundlage für die Bebauungspläne zu nehmen. Die Grundlagenarbeit in der Stadtplanung wird aus meiner Sicht sehr engagiert und mit Qualität betrieben. Deshalb ist es für uns auch besonders bitter, wenn gerade wichtige Großprojekte schief laufen wie das Kongresshaus, wo es ja nach dem Wettbewerb ein Siegerprojekt mit internationaler Strahlkraft von Juan Navarro Baldeweg gegeben hätte, das dann politisch gekippt wurde. Mit privaten Bau-



Foto: Institut für Gebäudelehre, TU Wien

Massimiliano Fuksas: Shoppingcenter Europark Salzburg

herren ist es uns dagegen fast durchgängig gelungen, Qualität zu erreichen, sogar mit denen, die zuerst sehr ablehnend waren. Die Firma Spar hat erst dann einem Verfahren zugestimmt, als drei ihrer eigenen Projekte im Gestaltungsbeirat abgelehnt wurden. Ähnlich war es bei Mercedes/Pappas, die absolut keinen Wettbewerb wollten und heute hochglücklich sind, dass wir dieses Verfahren gemacht haben.

**Kühn:** Ich möchte noch auf ein Negativbeispiel aus dem öffentlichen Bereich eingehen, die neue Veranstaltungshalle am Messegelände, wo der Wettbewerbsieger auf eine sehr unschöne Art hinausgedrängt wurde.

*Die Messegesellschaft hatte keine eigene Perspektive, außer dass sie zusätzliche Quadratmeter Halle braucht.*

**Padutsch:** Das ist eine eigene Geschichte. Die Messegesellschaft hatte keine eigene Perspektive, außer dass sie zusätzliche Quadratmeter Halle braucht. Auf unseren Druck hin sind dann Konzepte entwickelt worden, weg von der reinen Messehalle zu einer multifunktionalen Stadthalle, und dafür wurde der Wettbewerb ausgeschrieben, wobei das Raumprogramm von der Messe allerdings nicht fertig durchdacht war. Mit dem Ergebnis war ich selbst nicht besonders glücklich, das sage ich gleich dazu, und dann wurde auch noch das Grundstück gewechselt, weil wir der Messegesellschaft eine besser geeignete Alternative zum vorgesehenen Standort vermitteln konnten. Das war praktisch zeitgleich mit der Jurysitzung, und im Grunde war da schon klar, dass die Halle nicht in der Form gebaut werden kann. Und dann sind die Verantwortlichen der Messe mit Politikern auf eine Exkursion nach Deutschland gefahren und haben dort eine hochprofessionelle Präsentation von den Architekten KSP-Engel und Zimmermann bekommen und sich auf deren ovalen Hallentyp, der bereits in Braunschweig errichtet wurde, eingeschworen. Um das Verfahren nicht ganz zu schmeißen, sollte dann noch der Wettbewerbsieger, Krismer und Waldhart, in eine ARGE mit dem deutschen Büro eingebunden werden, aber der hat sich verständlicher Weise dann auch irgendwann verabschiedet.

**Kühn:** Meines Wissens hat er nach einigen Verhandlungen aus der Zeitung erfahren, dass er den Auftrag verloren hat. Dass sich ein Bauherr, in dessen Aufsichtsrat der Bürgermeister und der Präsident der Wirtschaftskam-



Foto: Paul Ott

Splitterwerk: Wohnbau „Roter Laubfrosch“

mer sitzen, am Ende als privat und damit nicht an die EU-Vergaberichtlinien gebunden deklariert, ist doch eine Farce.

**Ebner:** Das Grundproblem ist ein anderes, nämlich dass die Messe keine Vision entwickelt hat. In Deutschland werden Messehallen inzwischen nur noch von den besten Architekten geplant, zumindest die Leitgebäude.

**Maierhofer:** Ich sehe das Dilemma darin, dass wir mit zwei Rahmenbedingungen konfrontiert sind. Einerseits sind wir verpflichtet – bei öffentlichen Bauten vom Gesetz her – nach den Grundsätzen der Wirtschaftlichkeit, der Sparsamkeit und der Zweckmäßigkeit vorzugehen. Gleichzeitig ist der öffentliche Bauherr verpflichtet, Wettbewerbe durchzuführen, wegen der Vergaberichtlinien, aber manchmal auch nur aus Förderungsgründen, etwa im Wohnbau oder weil der Gemeindeausgleichsfonds nur fördert, wenn ein Wettbewerb stattgefunden hat. Gute Einrichtung. Aber unser Dilemma ist, dass in Wettbewerben – und wir machen viele Wettbewerbe – nur sehr wenige Projekte entstehen, die auch die Kostenvorgaben erfüllen. Von zehn Projekten in einem Wettbewerb halten bestenfalls zwei den Kostenrahmen, und das sind nicht unbedingt die, von denen die Jury auch architektonisch überzeugt ist.

*Mir scheint wichtig, dass die Ausloberberatung und die Durchführung eines Wettbewerbs nicht von derselben Firma gemacht werden darf, die danach als Generalplaner auftritt.*

**Padutsch:** Bei den Wettbewerben der Stadt gab es in den letzten Jahren zwischen Bauherren und Fachjuries keine Kriegssituation, sondern es waren fast durchgängig einstimmige Entscheidungen, jedenfalls im Einvernehmen mit dem Bauherren, und dabei war das Kostenargument immer ein ganz wesentlicher Faktor. Bei der angesprochenen Polizeisporthalle hat sich dann herausgestellt, dass sie um die Summe, die der Architekt zugesagt hatte, nicht gebaut werden kann. Und da war wichtig, dass der Gestaltungsbeirat und wir als Stadt gesagt haben, nein, wir wechseln nicht die Pferde, sondern entwickeln das Projekt weiter und versuchen die Kosten zu reduzieren. Das ist dann auch im Wesentlichen gelungen, unter Einhaltung der Stärken des Projekts.

**Spannberger:** Dafür kann man den Gestaltungsbeirat



Foto: Franz Neumayr

Franz Fürst

nicht genug loben und damit indirekt die Politik, die ihn sich ja als Beratungsgremium geschaffen hat. Frage nicht, was bei aus Polizeisporthalle geworden wäre, wenn die Stadt das Projekt nicht weiter begleitet hätte.

**Padutsch:** Da war ja schon entschieden, dass das zweitrangige Projekt umgesetzt wird, und wir konnten das noch umdrehen.

**Maierhofer:** Zu den Baukosten möchte ich noch etwas anmerken: Wir sind im Moment mit drei Schulbauprojekten im Land Salzburg befasst. Das erste und wichtigste für die Gemeinde ist, dass das Projekt im Förderungsprogramm des Landes aufscheint - ob das jetzt das Schulbauprogramm ist oder das Wohnbauförderprogramm für Altenheime. Das nächste ist, dass es natürlich aufgrund der budgetären Situation – das braucht man heute nicht extra zu betonen – besser ist, wenn man um 10 Prozent günstiger baut als um 10 Prozent über dem Richtwert der Baukosten laut Förderungsprogramm. Der Bürgermeister bringt sein Projekt in der Gemeindevertretung durch, wenn er garantieren kann, dass er innerhalb der Kosten bleibt. Der Bauträger muss die dann einhalten. Aber wie soll er das tun – jetzt wiederhole ich mich – wenn man im Wettbewerb von zehn Projekten nur zwei bekommt, die das leisten. Da sind die Architekten gefordert.

**Kühn:** Sie stellen es so dar, als ob diese Kostengrenzen Naturgesetze wären, über die man nicht diskutieren kann. Den Wettbewerb für die Messe in Graz hat Klaus Kada mit einem Projekt gewonnen, das weit über den veranschlagten Kosten lag, aber er konnte argumentieren, dass mit diesem Kostenrahmen nichts Vernünftiges zu realisieren war, nicht nur im formalen, sondern auch im wirtschaftlichen Gesamtkonzept.

**Maierhofer:** Es ist sehr transparent und wirklich leicht darstellbar, warum man bei einem Gymnasium mit 16 Klassen auf einen Quadratmeterpreis von sagen wir 16.000 Schilling kommt. Wenn Sie sich die deutsche Baukostenliteratur ansehen, finden Sie nutzungs- und projektspezifische Erfahrungswerte, die regelmäßig auf den letzten Stand gebracht werden. In dieser Bandbreite muss sich der Architekt bewegen. Auch die BIG hat ihre Bandbreiten für Projekte.

**Ebner:** Aber wieso schafft es die BIG neben Bauvolumen auch Architektur zu erzeugen? Das ist doch die Frage. Was meiner Erfahrung nach immer gefehlt hat in Salzburg



Foto: Franz Neumayr

Günter Maierhofer

ist eine Gesprächskultur, wie man gemeinsam mit den Architekten in einen Prozess hineinkommt, um die Kosten zu reduzieren. Die Polizeisporthalle ist da eine Ausnahme.

**Maierhofer:** Den Architekten werden kaum zu haltende Baukosten vorgegeben, ohne die zugrundeliegende Kalkulation und die genaue Ausstattung bekanntzugeben. Von diesem Problem habe ich im Zusammenhang mit der Sabfinanz schon öfter gehört. Da läuft die Architektur massiv Gefahr, auf der Strecke zu bleiben.

**Spannberger:** Mir scheint wichtig, dass die Ausloberberatung und die Durchführung eines Wettbewerbs nicht von derselben Firma gemacht werden darf, die danach als Generalplaner auftritt. Das sollte strikt getrennt sein. Eine weitere Forderung ist, daß die Ausloberberatung und die Vorprüfung von ArchitektInnen und nicht von ausführenden Firmen durchgeführt wird.

**Maierhofer:** Davor würde ich den öffentlichen Auftraggeber aber warnen. Wer übernimmt denn die Garantie für die Kosten? Die Jury verabschiedet sich, nachdem sie zwei oder drei Tage über die Projekte befunden hat, und entlässt sozusagen den Wettbewerbssieger in Richtung Auftraggeber, der ja – zumindest soweit es den öffentlichen Sektor betrifft – kaum in der Lage ist, sich mit der Gemeindevertretung ein anderes Urteil zu bilden als das, was er über die Jury bekommt. Es gibt genug Beispiele, wo dann in der Ausführung und in der Gesamtabrechnung wesentlich höhere Kosten aufgetreten sind. Und in der Gebührenordnung der Architekten, nach der wir ja im öffentlichen Bereich beauftragen, ist die Kostenverantwortung nicht geregelt.

**Kühn:** Können Architekten diese Kostengarantie überhaupt bieten? Materiell ist bei ihnen ja in Relation zu den Bausummen nichts zu holen.

*Wenn Du eine Bankhaftung über 7 Millionen übernimmst, dann bauen wir Dein Projekt.*

**Maierhofer:** Zumindest bis zur Höhe des Architektenhonorars könnte es Haftungen geben. Dazu gibt es in Deutschland in Einzelfällen schon Entscheidungen, und außerhalb der deutschen Honorarordnung für Architekten und Ingenieure gibt es durchaus Werkverträge, in denen Architekten eine solche Kostengarantie übernehmen. Aber bei uns gibt es dieses Kostenbewusstsein nur bei wenigen Architekten. Ich kann mich an ein innovatives, aber in den



Rendering: Atelier Kada, Aachen

Klaus Kada mit Gerhard Wittfeld: Mercedes Benz – Georg Pappas AG

Kosten fragwürdiges Projekt erinnern, bei dem der Bauherr dem Architekten gesagt hat, wenn Du eine Bankhaftung über sieben Millionen Schilling übernimmst, dann bauen wir Dein Projekt. Da gab es einen Aufschrei im Gestaltungsbeirat, dass man das dem armen Architekten nicht zumuten darf, aber der Bauträger soll selbstverständlich die Kostengarantie übernehmen.

**Kühn:** Darf ich das zusammenfassen: Sie plädieren dafür, die gesamte Macht über das Projekt von der Spezifikation über die Abwicklung des Wettbewerbs bis zur Projektsteuerung in einer Hand zusammenzufassen?

**Maierhofer:** Das ist richtig. Der Wettbewerbsabwickler kann dann in weiterer Folge auch die Kostengarantie übernehmen.

**Kühn:** Wenn hinter ihm die Banken stehen, wie in Ihrem Fall.

*Es ist die Aufgabe der Architekten, die hochwertige Hülle eines tragfähigen, nachhaltigen Nutzungskonzepts zu entwickeln. Die eigentliche Kreativleistung bei einem Projekt steckt im Development.*

**Spannberger:** Ich bin entschieden gegen dieses Modell. Dieser Wettbewerbs- und danach Bauabwickler muss sich keinerlei Kontrolle stellen! Ich halte Bauträgerwettbewerbe, bei denen sich ArchitektInnen und Bauträger mit einem gemeinsamen Projekt bewerben und für die Kosten garantieren, für viel vernünftiger. Der Wettbewerb wird dabei von unabhängigen Leuten vorbereitet und abgewickelt. Das ist am Anfang scheinbar aufwendiger, aber dafür sind die Wettbewerbe besser konzipiert und man hat eine Konkurrenz zwischen Bauträgern und nicht einfach irgendwelche Richtwerte. Vorbild für mich sind nicht die Wiener Bauträgerwettbewerbe, sondern die von der Stadt Salzburg ausgeschriebenen, bei denen die Stadt die Bedingungen zu denen die Architekten engagiert wurden – Beauftragung nach GOA, mit mindestens 80 Prozent der Büroleistung – vertraglich vorgab.

**Ebner:** Ich plädiere für ein anderes System, wie es von der BIG – der Bundesimmobiliengesellschaft – angewandt wird, nämlich Generalplanerleistungen an Architekten zu vergeben. Das ist die einzige Chance für den Architekten, auch eine Verantwortung für die Kosten zu übernehmen. Mich würde aber in diesem Zusammenhang die Meinung





Foto: Gebhardt Seingmüller

Halle 1 Architekten Sailer und Lang; Markartsteg



Foto: Margherita Spluttini

one room architekten Georg Huber/Karl Meinhart, Kindergarten Leopoldskron



Foto: Erika Schmied

Ursula Spannberger

von Herrn Fürst interessieren, der ja als privater Developer das klassische Bauherren-Modell repräsentiert. Wie gehen Sie an diese Fragen heran?

**Fürst:** Von Wettbewerben um jeden Preis bin ich nicht überzeugt. Viel wichtiger ist, dass der wirtschaftliche Gesamtrahmen stimmt, denn wenn die Stadt sich in die richtige Richtung entwickelt und prosperiert, dann ist der Kuchen für alle größer, und dann ist die Frage Wettbewerb oder nicht keine so zentrale. Wenn Sie heute in München ein Inserat für eine Mietwohnung aufgeben, dann stehen 150 Leute vor der Tür, und jeder muss sich mit Leumundszeugnis beim Vermieter ausweisen, damit er überhaupt eine Chance auf die Wohnung hat. Grundsätzlich sehe ich es so, dass die eigentliche Kreativleistung bei einem Projekt im Development steckt. Der Architekt muss vom Developer Rahmenbedingungen bekommen, denn woher weiß er sonst, was er planen soll. Da steckt der kreative Akt im Wesentlichen.

**Garstenauer:** Der ökonomisch kreative, aber doch nicht der künstlerische.

**Kühn:** Vielleicht ist Geld verdienen auch eine Kunst?

### *Die Umstellung von der Objektförderung auf die Subjektförderung im Wohnbau war qualitätsmäßig eine Katastrophe.*

**Fürst:** Es ist die Aufgabe der Architekten, die hochwertige Hülle eines tragfähigen, nachhaltigen Nutzungskonzepts zu entwickeln. So sehe ich Architektur. Und ich suche mir die Leute aus, von denen ich der Auffassung bin, dass sie unser Konzept verstehen und am besten umsetzen können.

**Kühn:** Erwarten Sie von den Architekten nicht auch ein Feedback zum Nutzungskonzept, vielleicht sogar ein kritisches?

**Fürst:** Zuerst muss es eine Idee geben, und dann muss diese Idee mit den Architekten, für die man sich entscheidet, genauer ausformuliert werden. Wenn es städtebaulich oder konzeptionell noch viele offene Fragen gibt, dann halte ich einen Wettbewerb für sinnvoll. Auf jeden Fall geben wir eine Budgetgrößenordnung vor, und aus der Kostenverantwortung lasse ich den Architekten dann sicher nicht heraus. Da ändert sich das Berufsbild des

Architekten entscheidend. Es genügt nicht mehr, Künstler zu sein, man muss genauso ökonomisches und juristisches Wissen haben. An der TU München geht das Ausbildungsprofil in diese Richtung. Developer werden in Zukunft bei Wettbewerben über den Entwurf hinaus auch eine detaillierte Kostenschätzung nach Ö-Norm verlangen. Das bedeutet einen hohen Aufwand im Wettbewerb, aber dann wird es auch für alle weniger Überraschungen geben. So wie früher, dass es im Fall des Falles zu einem Gemetzel zwischen dem Bauherrn und den Professionisten kommt, geht es nicht mehr. Die Architekten werden nicht mehr freigespielt. Das heißt aber auch, dass ich den Architekten die Kompetenz einräumen und sie mit der Werkplanung beauftragen muss, damit sie ihre Projekthinhalte unter Wahrung der Kosten realisieren können.

**Padutsch:** Das alles Entscheidende ist meiner Ansicht nach, dass der planende Architekt vom Anfang bis zum Ende eingebunden ist, verantwortlich eingebunden.

**Fürst:** Ja. Ich kann ihm aber durch eine Projektsteuerung das Erbsenzählen abnehmen, das ist nach meiner Erfahrung nicht die Sache der meisten Architekten.

**Padutsch:** Noch eine Anmerkung zur Rolle des Architekten. Es gab eine Zeit, als Architekten auch als Immobilienhändler aufgetreten sind. Davon halte ich wenig, aber es gibt doch Fälle, in denen Architekten in einem durchaus kooperativen Verfahren nicht nur die Hülle liefern, sondern sich Gedanken um den Inhalt machen. Meiner Ansicht nach liegt einer der größten Mängel im Bausehen darin, dass es mit wenigen Ausnahmen keine wirklich guten Projektentwickler gibt. Die meisten größeren Bauträger nehmen ein Grundstück her, legen als Nutzung 30 Prozent Büro, 50 Prozent Wohnungen und noch ein paar Geschäfte fest, und das soll dann die kreative Leistung des Projektentwicklers sein, von der Herr Fürst gesprochen hat. Das ist lächerlich.

**Kühn:** Mich würde gerade im Wohnbau interessieren, welche Innovationen es in Salzburg gibt. So wie sich die Familienstrukturen heute verändern, hätten die Developer hier Gelegenheit, ihre Kreativität zu beweisen.

**Fürst:** In Salzburg gibt es eine Marktsättigung. Nach günstigen Wohnungen wird es immer eine Nachfrage geben, wobei dort durchaus formale und räumliche Qualität gefordert wäre, auch wenn die Wohnungssuchenden das oft nicht ausdrücken können. Auch Menschen, die



Foto: privat

Johann Padutsch

keine große Brieftasche haben, spüren, ob ein Ort gut ist.

**Ebner:** Ich glaube, dass man die Nutzer oft unterschätzt. Ich weiß aus vielen Gesprächen in Salzburg von Leuten, die eine Wohnung gekauft haben, die sie eigentlich nicht wollten, weil sie am Markt nichts Vernünftiges gefunden haben. Da gibt es einen echten Bedarf, und ich habe dem Land vorgeschlagen ein Musterwohnbaumodell zu machen, mit dem man auch die Spielräume für die Förderung und Dichtekonzepte untersuchen könnte.

**Maierhofer:** Zum Wohnbau im engeren Sinn möchte ich mich nicht äußern, weil wir uns in diesem Bereich nicht engagieren. Aber im Bereich der Altenheime war das Land Salzburg insofern innovativ, als schon vor zehn Jahren die Grundrisse auf geriatrische Anforderungen hin ausgelegt wurden. Bis 2030 wird die Zahl der Menschen, die „betreut“ wohnen, dramatisch ansteigen. In der Stadt Salzburg sehe ich da im Moment aber keine Perspektive.

**Padutsch:** Die Stadt errichtet keine klassischen Pensionistenheime mehr, sondern baut die bestehenden um rund 500 Millionen Schilling in Richtung pflegerechte Wohnheime um. Wichtig wäre es natürlich, im ganz normalen Wohnbau auf Pflegegerechtigkeit zu achten, also integrative Modelle zu entwickeln. Da gibt es bisher nur Ansätze. – Im Wohnbau generell haben wir vor allem auf dem Energiesektor auf Grund der Neuorientierung in der Wohnbauförderung, die jetzt leider teilweise wieder zurückgenommen wurde, Innovatives geleistet. Das Wohnprojekt Gneismoos der GSWB war das erste größere Beispiel in der Stadt für ein konsequentes, nachhaltiges Energiekonzept im Wohnbau.

**Spannberger:** Trotz solcher Beispiele war die Umstellung von der Objektförderung auf die Subjektförderung im Wohnbau qualitativ eine Katastrophe. Objektförderung hat zumindest sichergestellt, dass ab 50 Wohneinheiten ein Wettbewerb durchgeführt werden mußten. Jetzt gibt es überhaupt keine Qualitätskontrolle im geförderten Wohnbau mehr, und da geht es nicht nur um formale Qualitäten, sondern auch um städtebauliche, soziale und um den ganzen Bereich der virtuellen Kosten, also der Erschließungs- und sonstiger Folgekosten. Das wird nicht mehr überprüft. Die Genossenschaften und privaten Bauträger können bauen, was sie wollen, solange sie sich an die Mindeststandards der Bauordnung halten.

**Kühn:** Höhere Standards für energiesparendes Bauen



Foto: Pez Hejduk

Georg Wolfgang Reinberg: Wohnbau Gneismoos

sind aber doch nach wie vor mit der Wohnbauförderung verknüpft. Wieso ist das bei anderen Kriterien nicht möglich?

**Spannberger:** Weil es politisch nicht gewünscht ist. Wir haben als Initiative Architektur gemeinsam mit der Architektenkammer und der Arbeiterkammer eine Petition an den Landtag gerichtet, in der wir ein Mischsystem zur Qualitätssicherung vorgeschlagen haben, ähnlich wie die Energiepunkte, aber das ist einfach abgeschmettert worden.

**Padutsch:** Es gibt im Land keine Stelle, die kompetenzmäßig für die Frage zuständig ist, ob eine Wohnung auch Wohnqualität hat. Der Gestaltungsbeirat der Stadt geht bei konkreten Projekten noch am ehesten darauf ein, aber er dürfte es gar nicht, weil er an sich nur für das Äußere zuständig ist.

**Garstenauer:** Herr Fürst hat vorhin gesagt, dass man in Städten wie München keinen Gestaltungsbeirat braucht, weil der Markt dort so dynamisch ist und das alles von allein regelt. Ich glaube das nicht. Es gibt so viele Bauträger, die überhaupt kein Organ für Qualität haben. Im Gestaltungsbeirat habe ich wiederholt erlebt, dass wir dem Direktor einer Genossenschaft gesagt haben, so etwas können Sie den Bewohnern nicht zumuten, und das hat viel bewirkt. Auf dem Land, wo eine solche Hilfestellung noch viel dringlicher wäre, funktionieren die Gestaltungsbeiräte aber leider überhaupt nicht. Die Fremdenverkehrsgemeinden sind in einer fürchterlichen Fehlentwicklung gelandet. Die Orte sind total versaut, aber die Gemeinden haben keine Partner, die sie mit neuen Konzepten unterstützen.

*In manchen Bezirkshauptstädten ist der gesetzlich vorgeschriebene Gestaltungsbeirat seit Jahren nicht mehr zusammengetreten.*

**Spannberger:** Die Gestaltungsbeiräte in den Gemeinden gibt es per Gesetz durchaus, aber keiner weiß, wie sie arbeiten und wann sie zusammentreten. In manchen Bezirkshauptstädten wie Zell am See ist der Gestaltungsbeirat seit Jahren nicht mehr aktiv gewesen. Ich bin Mitglied im Fachbeirat des Landes Salzburg für Architektur, der dem Kulturressort zugeordnet ist. Wir bekommen dort Anfragen von Architekten, die in diesen Gemeinden Projekte nicht durchbringen, und wir versuchen dann, sie mit





Thomas Wizany



Foto: Paul Ott

ZT Arquitectos Lda. (Gonçalo Byrne + Thomas Zinterl), Bundesschulzentrum Tamsweg – 1. Bauabschnitt, Handelsakademie/Handelsschule;

Gutachten zu unterstützen, die wir aber nicht so nennen dürfen, weil wir als Gremium des Landes dort keine Gutachten schreiben dürfen. Die Bürgermeister sind heute in der Regel aufgeschlossen und dankbar, dass sie von einer kompetenten Stelle Hilfe bekommen.

**Mayr:** Zell am See hat einen engagierten Gestaltungsbeirat. In anderen Gestaltungsbeiräten in Landgemeinden ist das Gegenteil der Fall. Es sitzen in diesen Gremien oft Bezirksarchitekten und lokale Baumeister, die zeitgemäße Bauen verhindern oder stark einschränken. Bedauerlicherweise hat auch das Land eine Mitverantwortung, indem es abenteuerlichsten Verfahren Rückendeckung gibt. Ich habe letzte Woche mit einem Gemeinderat aus Altenmarkt darüber gesprochen, wieso in der Gemeinde eine große Schulerweiterung ohne offenen Wettbewerb realisiert wird. Er hat sich darauf berufen, dass das Land das Verfahren betreut hat. Dabei wurde ein Schmalspurbauwettbewerb der übelsten Sorte durchgeführt, von dem sich die Architektenkammer distanziert hat. Es gibt zwei Bauetappen, um die EU-Kriterien zu umgehen. Ein lokaler Architekt „bezwang“ eine Hand voll lokaler Baumeister mit einem Projekt, das nicht einmal die niedrigsten Standards in bezug auf Architektur und Freiraum erfüllt.

### Alle Bausünder kommen ins Himmelreich.

**Spannberger:** Bis auf wenige Projekte gibt es daher auf dem Land nichts Interessantes vorzuweisen. Mir fallen nur der „Rote Laubfrosch“ von Splitterwerk in Bürmoos und einige Einfamilienhäuser von LP Architekten im Pongau ein, und die Projekte, die vom Bundeshochbau in der mittelbaren Verwaltung durchgeführt wurden, etwa die Gymnasien in Tamsweg und in Neumarkt. Das waren vorbildliche Verfahren. Ich bin gespannt, wie sich dieser Bereich nach der Eingliederung der mittelbaren Verwaltung in die BIG entwickeln wird. In Salzburg ist diese Eingliederung ja stark kritisiert worden.

**Ebner:** Ich sehe bei der Arbeit in der Initiative Architektur, dass die Bürgermeister froh sind, wenn sie Unterstützung bekommen. Wir haben ein Symposium für diese Zielgruppe veranstaltet, zu dem 80 Bürgermeister gekommen sind. Der Landesrat und Bürgermeister Eisl hat dort zeitgemäße Architektur und eine Abkehr vom Lederhosenstil gefordert.

**Kühn:** In den sechziger Jahren gab es ja schon einmal eine solche Aufbruchstimmung, gerade in Salzburg, wenn

ich an die Projekte in Bad Gastein von Prof. Garstenauser denke. Da ging es ja nicht nur um Architektur, sondern um die Suche nach einer neuen regionalen Identität.

*So wie früher, dass es im Fall des Falles zu einem Gemetzel zwischen dem Bauherrn und den Professionisten kommt, geht es nicht mehr. Die Architekten werden nicht mehr freigespielt.*

**Mayr:** Ob es von der Landespolitik viel Unterstützung dafür geben wird, bezweifle ich. Gerade sind – kurz vor Inkrafttreten der Objektivierungsrichtlinie des Landes – die zwei zentralen Positionen in der Landesverwaltung für Raumordnung und für Hochbau mit Personen besetzt worden, die zuvor die Errichtungsgesellschaft für das Stadion leiteten. Dipl.-Ing. Denk war im Straßen- und Garagenbau tätig. Der oberste Raumplaner, Dr. Mair war zuvor Geschäftsführer der Baulandsicherungsgesellschaft Land-Invest. Da machte er klar, dass die Verfügbarkeit von Grundraumordnerischen Kriterien vorgeht. Der Landeshauptmann hat mit Mairs Besetzung langfristig Weichen in die falsche Richtung gestellt.

**Padutsch:** Das hat natürlich seine Hintergründe. Der so genannte „Speckgürtel“ um die Stadt Salzburg entstand ja nicht zuletzt durch sehr unterschiedliche Vollzugspraxen von Gesetzen, insbesondere des Raumordnungsgesetzes. Im Zusammenspiel von großen Bau-trägergesellschaften und mächtigen Landbürgermeistern mit guten Verbindungen in die Landesregierung sind hier enorme Nutzungsverdichtungen erfolgt, teilweise ein paar Meter außerhalb der Stadtgrenze in Wals-Siezenheim oder im „Möbeldorf“ Eugendorf. Das ist städtebaulich und architektonisch höchst unqualifiziert, aber es wächst ohne die entsprechenden Widmungen weiter. Natürlich gab es immer Gewerbegebiete am Rande der Stadt, aber diese Dynamik schädigt die Stadt gewaltig, die immer noch die gesamten Lasten zu tragen hat, während Wals-Siezenheim sich mittlerweile den Marktplatz golden pflastert, weil es nicht mehr weiß, wohin mit dem Geld.

**Spannberger:** Da gab es vor kurzen eine Karikatur in den Salzburger Nachrichten über einen Ortsteil von Wals, der Himmelreich heißt, mit dem Untertitel: Alle Bausünder kommen in das Himmelreich.

**Kühn:** Wenn das Paradies aussieht wie Wals-Siezenheim, wäre das ja nur gerecht.



Foto: Franz Neumayr

## Kurzbiografien der GesprächsteilnehmerInnen

### Peter Ebner

Geboren in Hallwang, Salzburg  
Tischlerlehre, HTL Maschinenbau Salzburg Architekturstudium an der Technischen Universität Graz und der University of California, Los Angeles  
Seit 1995 eigenes Atelier in Salzburg  
Seit 1996 Vorstandsmitglied der INITIATIVE ARCHITEKTUR Salzburg, seit 1998 Vorstandsvorsitzender  
Seit 1998 Bürogemeinschaft mit Franziska Ullmann  
Projektbezogene Partnerschaften mit Francis Soler/Paris, atelier one/London, Mark Mack / Los Angeles  
Wichtige Projekte: Studentenheim Salzburg, Geburtsklinik St. Anna, Stuttgart, Stadtteilzentrum ‚In der Wiesen‘, Wien

### Franz Fürst

Geboren 1956 in Salzburg  
Berufseinstieg bei einer österreichischen Bausparkasse  
1980 Gründung einer Immobiliengesellschaft mit Schwerpunkt Verkauf von Bauträgerprojekten und Marketingberatung für Bauträgerunternehmen  
1984 Gründung eines eigenen Bauträgerunternehmens  
Realisierung zahlreicher Projekte, u.a.: Fashion Mall Salzburg, 1990, Wohnanlage Parsch 1992, Zentrum Herrnau 1990-94, Fondachhof 1997–2000, Quartier Bruderhof Altstadt Salzburg 2001/2002

### Gerhard Garstenauer

Geboren 1925 in Futsch an der Glocknerstraße/Salzburg  
Studium an der Technischen Hochschule in Wien (1947–1952) und an der Meisterschule von Siegfried Theiss (1953); Entwurfseminare an der Internationalen Sommerakademie in Salzburg bei Konrad Wachsmann (1956–1960)  
Seit 1954 freischaffender Architekt in Salzburg  
1973–78 Lehrauftrag an der Universität Innsbruck.  
Ausgewählte Bauten: Felsenbad Badgastein 1967–1968; Geschäftsgebäude Ford Schmidt Salzburg 1968; Kongresszentrum Badgastein 1968–1974, Berg- und Talstation Kreuzkogel-Sessellift Sportgastein 1970–1971, Sportzentrum Badgastein, 1974; Mercedes-Benz Zentrallager Salzburg 1972–1974, Solarbad Dorfgastein 1976–1978, Revitalisierung Rupertinum Salzburg 1977–1980

### Günter Maierhofer

Geboren 1948 in Veitsch, Steiermark  
Studium Bauingenieurwesen an der TU Graz  
1975–1982 Bauleitung für zivile und militärische Tunnel- und Untertagebauten (Arlbergtunnel, Goldhaube)  
1982–1988 Salzburger Bauträgergesellschaft  
Seit 1989 Geschäftsführer der Salzburger Bau- und Finanzierungsbetreuung mbH (Sabfinanz)

### Norbert Mayr

Geboren 1964, HTBLA Salzburg  
Studium der Kunstgeschichte an der Universität Salzburg  
Seit 1993 Forschungs-, Publikations- und Kuratorentätigkeit mit Schwerpunkt österreichische und internationale Architekturgeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege. Beiträge und Kommentare in Ausstellungskatalogen, österreichischen und internationalen Architekturzeitschriften und der Tageszeitung Salzburger Nachrichten, Buchbeiträge, Lehrtätigkeit an der Salzburger Sommerakademie.

### Johann Padutsch

Geboren 1955  
Volksschule, Hauptschule, Polytechnischer Lehrgang, HTBL Elektrotechnik Neun Jahre bei Siemens, Bereich Fernmelde- und Signaltechnik, zuletzt Bauleitung bei Großprojekten in Übersee  
Im Gemeinderat der Stadt Salzburg, fünf Jahre davon Klubobmann der Bürgerliste  
Von 1992–1999 Bürgermeister-Stellvertreter in der Stadt Salzburg, seit 1999 Stadtrat in der Stadt Salzburg, ressortzuständig für Raumplanung, Verkehr und Umweltschutz

### Ursula Spannberger

Geboren 1956 in Horsens, Dänemark  
Studium Architektur, Kunstgeschichte, Gesang in Innsbruck  
eine Tochter, geboren 1980  
Seit 1990 selbständige Architektin in Salzburg  
Konzerttätigkeit als Sängerin  
Gründungsmitglied und erste Präsidentin der INITIATIVE ARCHITEKTUR Salzburg  
Vorsitzende des Fachbeirats Architektur des Landeskulturbeirats Salzburg  
Gebaut: Galerie Fotohof, ToihausTheater, Wohnbauten, EF-Häuser, Dachbodenausbauten

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*



# Wir brauchen keine Tiroler Schule

*„Autochthone Architektur“: Mit diesem Begriff sollte Anfang der 90er Jahre eine „Neue Tiroler Architektur“ international bekannt gemacht werden. Abgesehen von der urtirolerischen Lautkombination „chth“, die diesem Schlagwort einen besonderen regionalen Charme verleiht, war unter autochthoner – im wörtlichen Sinn bodenständiger oder alteingesessener – Architektur eine Architektur mit tiefen Wurzeln gemeint, die vom Alpinen Haus der anonymen Tradition über Heroen wie Lois Welzenbacher und Franz Baumann bis zu Josef Lackner reichen. Etwas boshaft ließe sich diese Charakterisierung als „alteingesessen modern“ übersetzen, und entsprechend gering war auch die internationale Resonanz. In den letzten Jahren hat sich das Bild jedoch deutlich gewandelt. Die neue Tiroler Architektur ist experimenteller und vielschichtiger geworden, zugleich findet sie auch in der breiten Öffentlichkeit Tirols ein verstärktes Interesse. Das ist einerseits neuen Institutionen zu verdanken: der Architekturschule an der Universität Innsbruck, die nach einem Vierteljahrhundert ihres Bestehens deutliche Wirkungen zeigt, und dem Architekturforum Tirol, das wesentlich zur Wahrnehmung zeitgenössischer Architektur in der Öffentlichkeit und bei Entscheidungsträgern aus Politik und Wirtschaft beitragen konnten. Andererseits hat sich eine jüngere Generation von Architekten weitgehend von den historischen Wurzeln emanzipiert und beginnt Konturen zu gewinnen. Der Plural ist angebracht, da sich die Szene durch sehr differenzierte Positionen auszeichnet, die sich nicht zu einer Tiroler Schule vereinheitlichen lassen. Dass es trotz aller Unterschiede eine gute Gesprächsbasis und Kooperationsbereitschaft zwischen den Büros gibt, dürfte wesentlich zur verbesserten öffentlichen Wahrnehmung beitragen. Wo früher Versuche wie die Einrichtung eines Gestaltungsbeirats für die Stadt Innsbruck an der uneinheitlichen Position der Architekten scheiterten, gibt es jetzt in wichtigen Fragen Konsens und ein gesundes Selbstbewusstsein, von Seiten der Architektur zur gesellschaftlichen Entwicklung wesentliche Beiträge leisten zu können – Architektur als langsames, aber umso wirkungsvolleres Mittel zur politischen Aktion. An Aufgaben fehlt es jedenfalls nicht: Auch wenn im Wohnbau nach wie vor die alten, genossenschaftlich trägen Strukturen dominieren, so gibt es im Industrie- und Gewerbebereich genug innovative Bauherren, und wenn der Tourismus erst einmal entdeckt hätte, was die zeitgenössische Architektur für ihn und seine immer urbaner werdenden Kunden tun könne, dann werde man sich – wie einer der Gesprächsteilnehmer meinte – vor Aufträgen gar nicht mehr retten können.*

Christian Kühn

**Kühn:** Tirol nimmt heute in der österreichischen Architektur eine ganz andere Position ein als noch vor 20 Jahren. Damals waren Wien und Graz die beiden Pole der Entwicklung, Vorarlberg begann gerade ein eigenes Profil zu entwickeln. In Tirol gab es einzelne Bauten, auf die man aufmerksam wurde, aber es gab keine über die Grenzen des Landes hinaus sichtbare Szene. Das hat sich heute völlig geändert: Wenn man die Präsenz Tirols in den Architekturzeitschriften als Maßstab gelten lassen möchte, kann man sicher von einer kritische Masse an Qualität sprechen. Hat sich damit auch eine spezifische Tiroler Schule gebildet?

**Pöschl:** Eine Schule in dem Sinn, wie sie in Graz oder in Vorarlberg entstanden ist, sehe ich nicht. Unsere Stärke ist gerade die extreme Verschiedenheit der Positionen. Ausgegangen ist das vielleicht von dem provinziellen Wunsch, immer bei den gerade aktuellen internationalen Trends vorne mit dabei zu sein. Inzwischen haben sich daraus spezifische Haltungen ausdifferenziert, die eine sehr große Bandbreite haben. Die inhaltliche Ausein-

andersetzung wird jetzt erst anfangen. Wir stehen an dem Punkt, wo man anhand von Bauten ernsthaft diskutieren kann, worin sich denn die verschiedenen Standpunkte unterscheiden. Und da bemängle ich, dass wir keine Sprache haben, um uns über Architektur zu unterhalten. Wir sind schon zufrieden, wenn in Andeutungen und Fetzen gesprochen wird, statt in klaren Aussagen.

*Qualität ist immer noch die Ausnahme, vor allem auf dem Land und in den kleineren Gemeinden.*

**Jungmann:** Dass wir heute eine höhere Qualität der Architektur in Tirol sehen, ist aber zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, dass es eine vermehrte Diskussion gegeben hat, in den Büros, mit Bauherren, im Architekturforum Tirol. Wir sind meiner Ansicht nach aber noch weit von einem breiten Qualitätsniveau entfernt, in dem sich Anspruchsvolles leichter umsetzen ließe als Mittelmaß. Qualität ist immer noch die Ausnahme, vor allem auf dem Land und in den kleineren Gemeinden.



Josef Lackner: Haus Peer, Lannersbach

Foto Christof Lackner

**Lugger:** Meine Erfahrung mit der zeitgemäßen Architektur ist, dass die Widerstände umso größer werden, je besser sie aus unserer Sicht ist. Das ist ein Problem für die Architekten genauso wie für die Bauträger. In Innsbruck ist das Klima liberaler, aber je kleiner die Gemeinde ist, desto größer werden die Schwierigkeiten.

**Wiesflecker:** Im Unterschied zur Grazer Schule, die ja stark von der Politik getragen wurde, ist die Situation in Tirol eher einem Netzwerk vergleichbar, das vor allem aus Privatinitiative entstanden ist. Das wäre auch gleich eine Forderung für die Zukunft, dass diese Netzwerke nicht so privat belassen werden, sondern dass die großen Wohnbauträger, das Land und die Gemeinden erkennen, dass sie in diesem Netzwerk eine Verantwortung wahrzunehmen haben.

*Im Unterschied zur Grazer Schule, die ja stark von der Politik getragen wurde, ist die Situation in Tirol eher einem Netzwerk vergleichbar, das vor allem aus Privatinitiative entstanden ist.*

**Schmeissner-Schmid:** Seit die Dichte an guten Projekten zugenommen hat, sind auch die politisch Verantwortlichen sensibler für Baukultur geworden. Die Frage ist, inwieweit dieses Engagement über die reine Werbewirksamkeit eines Projektes hinaus bis hin zu den Mühen und Kontroversen bei der Umsetzung reicht. Das ist mit ein Grund, warum gute Architektur auch heute noch nur einen Bruchteil des gesamten Baugeschehens ausmacht.

**Ritter:** Trotzdem haben wir einen Punkt erreicht, wo die kritische Masse an Qualität nicht mehr zu übersehen ist. Das wird wahrgenommen, bis in den kleinsten Winkel, bis nach Villgraten hinein. Diese Masse erzeugt einen Schneeballeffekt, weil sich unsere Gesellschaft immer mehr über Ästhetik, generell über Lebenskultur ausdrücken und differenzieren möchte. Dazu brauchen wir keine Tiroler Schule, sondern den langen Atem für eine möglichst offene und öffentliche Diskussion.

**Schlögl:** Als der älteste in der Runde habe ich die Situation in Tirol seit den frühen 70er Jahren mitverfolgen können. Geprägt wurde die Tiroler Szene nicht von einer Schule, sondern von einer dominanten Figur, Josef Lackner. Wenn es damals eine allgemeine Tendenz gegeben hat, dann die zur Fortführung der Moderne der Zwischenkriegszeit mit Welzenbacher als Vorbildfigur. Die Grün-



Fotos Arno Ritter (2)

Peter Jungmann

ding der Architekturfakultät an der Universität Innsbruck hat das verändert, hin zu mehr Internationalisierung und – bei der Generation unmittelbar nach mir – zu einem experimentelleren Zugang zur Architektur.

**Kühn:** Wen würden Sie da konkret nennen?

**Schlögl:** Wolfgang Pöschl als Stellvertreter für eine ganze Gruppe, die von dem hehren akademischen Anspruch, wie ich ihn beispielsweise von meinem Studium bei Roland Rainer mitgebracht habe, unbelastet war. Wir haben ja bald gesehen, dass man mit diesem Idealismus nur schwer weiter kommt. Man hat erkannt, dass man direkt und authentisch auftreten und die Sprache der Leute sprechen muss, die man überzeugen will.

**Pöschl:** Wir sind in unserer Zeit an der Universität als Studentenvertreter sehr politisch an die Dinge herangegangen und haben uns intensiv mit Machtspielen auseinandergesetzt: Wie funktioniert Macht, wie bedient man sich der Macht, wie unterminiert man sie? Mich hat eigentlich erst Rainer Köberl zur Architektur gebracht mit dem Vorwurf, dass wir uns um Studentenvertretung und alles mögliche kümmern, aber am Ende macht ein Architekt immer noch Räume.

**Pendl:** Ich bedauere nicht, dass wir an der Universität mehr Politik als Architektur betrieben haben. Heute sehe ich – nach einer Phase, in der man eher den Sinn darin gesehen hat, soweit wie möglich erfolgreich zu werden – bei manchen jüngeren Kollegen wieder ähnliche Interessen. Im Moment gibt es an der Universität Studentengruppen, die eigene Lehrveranstaltungen zu diesen Themen machen, auf einem hohen Niveau, unter anderem gefördert von Volker Giencke und seinen Assistenten.

**Pöschl:** Im Unterschied zu uns haben diese Jungen mehr Substanz im Architektonischen als wir sie hatten. Die machen natürlich auch mehr oder weniger produktive Umwege, aber ich denke, dass sie die unproduktiven ideologischen eher auslassen. Uns fehlte ein bisschen die architektonische Basis, und deshalb bewundere ich auch Hanno Schlögl und seine Generation, die in gewissen Dingen viel fundierter ist.

**Ritter:** Man kann den Stellenwert der Universität für die Entwicklung in Tirol nicht hoch genug einschätzen. Die Studienrichtung aufzulassen, wie das jetzt auf ministerieller Ebene diskutiert wird, wäre ein enormer Verlust.



Klaus Juen

**Kühn:** Bleiben wir vielleicht ganz kurz noch beim Historischen. War Lackner tatsächlich eine derart dominante Figur, wie das Hanno Schlögl angedeutet hat? Da gab es doch an der Universität zumindest noch Othmar Barth und Leopold Gerstel.

**Pöschl:** Ich würde noch Dieter Tuscher und Robert Schuller nennen, die für uns sehr wichtig waren, vielleicht wichtiger als die großen Professoren. Die haben einerseits die Kontinuität hergestellt zu Vorbildern wie Welzenbacher, und waren andererseits die ersten aus der etwas älteren Generation, die uns ermutigt und gesagt haben, was ihr macht, ist gut, macht weiter so. Das hat Lackner nie getan. Er hat um sich herum eine Wüste gesehen. Nur wenn man genau hingehört hat, gab es auch so etwas wie Ermutigung, vor allem, wenn der Rahmen nicht so öffentlich war. Ihm ist es in erster Linie um Provokation gegangen: Wenn alle eine bestimmte Meinung vertreten haben, dann war er grundsätzlich fürs Gegenteil. Aber er ist in gewisser Weise das Zentrum gewesen. Es gibt keinen Architekten in Tirol, der nicht irgendwann mit Lackner schon stundenlang innere Monologe geführt hätte. Er ist einem im Genick gesessen, ob man das wahrhaben wollte oder nicht.

*Es gibt keinen Architekten in Tirol, der nicht irgendwann mit Lackner schon stundenlang innere Monologe geführt hätte. Er ist einem im Genick gesessen, ob man das wahrhaben wollte oder nicht.*

**Schlögl:** Friedrich Achleitner äußerte einmal die Ansicht, dass Lackners permanenter Widerspruchsgeist gegenüber seinen Tiroler Kollegen ein Grund für die fehlende Architekturdebatte gewesen ist.

**Kühn:** Dieser radikale Individualismus und das Ablehnen aller Gruppenzwänge ist symptomatisch für Lackners Altersgruppe der um 1930 geborenen. Das hat in Deutschland und Österreich eine ganz bestimmte Sozialisation bedeutet. Günther Grass – der selbst dazugehört – hat einmal von der „Flakhelfergeneration“ gesprochen.

**Schmeissner-Schmid:** In der Öffentlichkeit ist jedenfalls der Eindruck entstanden, dass die Architektenschaft sich nicht einig ist und nur untereinander streitet. Das war für die Politik immer eine gute Ausrede, die Meinung der Architekten nicht besonders wichtig zu nehmen. Heute ist es gerade eine Besonderheit des Tiroler Klimas, dass



Foto Euduard Hueber

Baumschlager & Eberle: Wohnen am Lohbach, Innsbruck

es eine gute Kommunikation und bei aller sachlichen Kritik ein kollegiales Verhältnis zwischen den Architekten gibt.

**Pendl:** Das unterscheidet die Tiroler Szene meiner Ansicht nach stark von anderen Bundesländern. Der Begriff des Netzwerks ist ja schon angesprochen worden, und das ist etwas ganz anderes als eine Seilschaft. Für mich gehört zum Begriff des Netzwerks auf jeden Fall der Begriff des öffentlichen Wettbewerbs dazu, weil da auch Leute eine Chance bekommen, die zufällig nicht wahrgenommen werden. Auch das beste Netzwerk öffnet den Kreis nur bis zu einem gewissen Grad, und es gibt immer gute Leute, die nicht dazugehören.

*Wir müssen systematisch auch die Kollegen wahrnehmen und anerkennen, die sich in entlegenen Gebieten an irgendwelchen Bauernhöfen ablagen.*

**Obermoser:** Die gegenseitige positive Wahrnehmung und die gegenseitige Förderung ist sicher eines unserer wichtigsten Marketinginstrumente. Von so einer Strategie können alle profitieren. Wir müssen systematisch auch die Kollegen wahrnehmen und anerkennen, die sich in entlegenen Gebieten an irgendwelchen Bauernhöfen ablagen.

**Kühn:** Also keine Mafia?

**Obermoser:** Nein, das ist ein Qualitätsnetzwerk, bei dem im Grunde jeder dabei sein kann. Wenn einer merkt, dass er bei Wettbewerben nicht mehr erfolgreich ist, muss er sich eben die entsprechenden Leute ins Büro holen.

**Kühn:** Geht dieses Netzwerk über die Diskussion in der Szene hinaus, also in Richtung direkter Kooperation zwischen Büros?

**Pendl:** Es gibt in letzter Zeit einige Beispiele für solche Partnerschaften, wie zwischen Reitter und Lorenz, Lorenz und Obermoser, Obermoser und Reitter, oder Reitter und Riccione. Die Entwicklung ist noch zu frisch, um von einem Trend zu sprechen, aber es ist durchaus möglich, dass sich hier neue Modelle für flexible Partnerschaften entwickeln.

**Obermoser:** Wenn ich davon ausgehe, wie viele junge





Zaha Hadid: Bergisel-Schanze, Innsbruck

Büros mich wegen eines konkreten Bewerbungsverfahrens kontaktieren, sehe ich durchaus einen Trend. Da habe ich überhaupt kein Problem, eine solche Partnerschaft einzugehen.

**Jungmann:** Das ergibt sich doch einfach aus den unterschiedlichen Infrastrukturen und Kompetenzen der Büros. Solche Arbeitsgemeinschaften bei größeren Projekten gab es immer schon.

**Obermoser:** Ich sehe das nicht nur so pragmatisch. Da geht es durchaus um den Spaß an der Sache, ohne besonders darüber nachzudenken, was passiert, wenn es zu einem Auftrag kommt.

*Ich kann heute nicht mehr wie vor zehn Jahren mit einem schwachen Produkt auf dem Markt bestehen.*

**Kühn:** Ich würde jetzt gerne das Thema der architektonischen Innenverhältnisse verlassen und etwas genauer auf das Verhältnis zwischen den Architekten und ihren Kunden eingehen. Herr Lugger hat vorhin gemeint, dass nach seiner Erfahrung die Probleme umso größer sind, je besser – aus unserer Sicht – die Architektur ist, und dass die Probleme mit der Distanz von Innsbruck zunehmen.

**Lugger:** Die besten Produkte, die wir in den letzten 15 Jahren gemacht haben, waren von großen Widerständen begleitet und die schlechtesten vom größten Lob. Selbst wenn der Bauträger ambitioniert ist und einen guten Architekten an der Hand hat, nützt das nichts, wenn die Gemeinde nicht will. Eine jüngere Erfahrung in diese Richtung ist Strassen in Osttirol, das wir mit Peter Jungmann geplant haben, wo trotz allen Bemühungen nicht gegen das Meinungsklima im Ort anzukommen war. Ich halte das für typisch für kleinere Gemeinden, da hat die kritische Masse, von der Arno Ritter spricht, keinen Effekt.

**Wiesflecker:** Ich glaube, dass die gemeinnützigen Wohnbauträger und die öffentlichen Bauherren generell meistens viel zu früh die Segel streichen. Abgesehen von ein paar hoffnungslosen Sonderfällen wie Alpbach ließe sich heute überall in Tirol zeitgenössische Architektur durchsetzen.

**Lugger:** Sie sind ein Optimist.

**Wiesflecker:** Wenn man in Vorarlberg praktisch in



Fotos Arno Ritter (2)

Johann Obermoser

jeder zweiten Gemeinde einen guten Wohnbau sieht, dann muss das doch bei uns auch möglich sein.

**Lugger:** Unser Hauptziel ist nicht, zeitgemäße Architektur zu bieten, sondern zeitgemäßen Wohnbau. Da hat die Stimme des Bürgermeisters immer noch Gewicht.

**Kühn:** Haben Sie je ein Prestigeobjekt gemacht, bei dem Sie sich für die zeitgenössische Architektur positioniert haben, über das Maß hinaus, das der Markt von sich aus verlangt? So wie etwa die SEG in Wien gezielt mit Jean Nouvel, Coop Himmelb(l)au und Zaha Hadid arbeitet, um sich ein eigenes Marktsegment zu schaffen.

**Lugger:** Wir machen nur Prestigeobjekte, aber im Ernst: Wir haben einen breiten Kreis von Architekten als Partner, von Baumschlager/Eberle bis zu Georg Driendl. Der größte Wohnbau, den Josef Lackner je geplant hat, war ein Projekt unserer Genossenschaft, der Neuen Heimat. Ich kann heute nicht mehr wie vor zehn Jahren mit einem schwachen Produkt auf dem Markt bestehen. Es ist kein Zufall, dass wir die einzige Genossenschaft in Tirol sind, die keine Leerstände hat.

*Die besten Produkte, die wir in den letzten 15 Jahren gemacht haben, waren von großen Widerständen begleitet und die schlechtesten vom größten Lob.*

**Kühn:** Aber der Bürgermeister hat immer noch das letzte Wort?

**Lugger:** Wenn mich der nicht antreten lässt, kann ich noch so gute Projekte in der Schublade haben.

**Kühn:** Das heißt, er geht zur Konkurrenz?

**Lugger:** Wo mit öffentlichen Geldern gearbeitet wird, gibt es langfristige Beziehungen und eingespielte Gewohnheiten. Das läuft so ab, dass der Bürgermeister sagt, er braucht jetzt 25 Wohnungen. Wenn er abgeschlossen ist, können wir diese Chance nutzen, aber auf einen Kampf mit dem Bürgermeister lässt sich kein Bauträger ein, der gewerbliche noch viel weniger, weil er finanziell weniger Luft hat.

**Obermoser:** Ein Wettbewerb kann da aber viel bewirken. Ich war vor kurzem in einer Jury in Sillian/Osttirol bei der es bei den Vertretern der Gemeinde eine starke



Klaus Lugger

Präferenz für eines der schlechtesten Projekte gab. Der Sieger war schon so gut wie ausgemacht, bevor die Jury überhaupt begonnen hat, aber durch eine lange Diskussion haben wir ein einstimmiges Votum für ein meiner Ansicht nach sehr gutes Projekt zustande gebracht. Der Bürgermeister hat sich am längsten dagegen gestraut, aber am Ende hat er sich gefreut, als er verstanden hat, was das andere Projekt alles kann, auch wenn es ihn zuerst an eine Baracke erinnert hat. Die Grundvoraussetzung ist aber, dass man gute Leute in die Jury genommen hat, nicht nur bei den Fachpreisrichtern, sondern auch bei den Gemeindevertretern.

### *Nach meiner Erfahrung gibt es keine schlechten Bauherren, fast jeder ist motivierbar.*

**Wiesflecker:** Die Feuerwehr in Gaimberg in Osttirol von Rainer Pirker wäre das Gegenbeispiel. Dort war alles gut vorbereitet, die Jury gut zusammengesetzt, es gab einen einstimmigen Beschluss, aber so wie es jetzt aussieht, ist das Projekt gescheitert, nach außen hin an den Finanzen, aber in Wirklichkeit hat der Bürgermeister Angst, so ein dekonstruktivistisches Gebäude politisch nicht zu überleben.

**Pöschl:** Ich glaube, das ist ein grundsätzliches Problem der Wettbewerbe. Das ist ein Implantationsverfahren, wie In-vitro-Fertilisation, da kommt eine Jury und überzeugt die Gemeinde, aber wenn dann der Architekt nicht nahtlos an die richtigen Leute kommt und die weiter motivieren kann, ist das Projekt oft zum Tode verurteilt. Wenn man Wettbewerbe macht, muss man diese Verbindung zu den maßgeblichen Leuten langfristig herstellen. Nach meiner Erfahrung gibt es keine schlechten Bauherren, fast jeder ist motivierbar. Aber die Strukturen müssen passen, dass sich die Leute auch auf ein Abenteuer einlassen. Wenn es da irgendwelche Machtspiele hinter den Kulissen gibt, ist ein Projekt rasch erledigt.

**Schmeissner-Schmid:** Trotzdem ist der Wettbewerb die beste Möglichkeit, so einen Meinungsbildungsprozess ins Rollen zu bringen. Man darf nur einen Bürgermeister nicht allein lassen gegenüber der Bevölkerung. Ich sehe bei den Politikern heute eine größere Aufgeschlossenheit, aber in der Öffentlichkeit hat es zeitgenössische Architektur immer noch sehr schwer.

**Jungmann:** Man muss ehrlich sagen, dass die Gegner-



Foto Lukas Schallier

Rainer Köberl + Astrid Tschapeller: m-Preis, Wenus

schaft zu solchen Projekten sicher auch oft aus den eigenen Reihen kommt. Es gibt Kollegen, die diese Projekte einfach boykottieren, indem sie sofort mit einem scheinbar günstigeren Projekt auffahren oder sich als Ortsbild- oder Landschaftsschützer aufspielen. Ergebnisse mit so hoher Qualität wie jüngst beim Wettbewerb für die Feuerwehr in Gaimberg, muss man anerkennen. Das ist ein Gebot der Fairness und der Selbsteinschätzung. Auch in diesem Fall haben sich einige Kollegen nicht für den Wettbewerbsgewinner Rainer Pirker und sein Projekt stark gemacht, wie ich es mir wünschen würde. Das erzeugt beim Bürgermeister und beim Gemeinderat natürlich Verunsicherungen.

**Obermoser:** Wir haben auch ein Problem, die Entscheidungen der Juryn entsprechend zu publizieren, bevor es solche Kontroversen gibt. Weder die Kronenzeitung, noch der Kurier oder die Tiroler Tageszeitungen berichten kostenlos über ein kleines Bauvorhaben in Hintertux. Das wäre aber gerade für die politischen Entscheidungsträger extrem wichtig.

### *Tirol ist eines der wenigen Bundesländer, das versucht, eine offene Wettbewerbskultur aufrecht zu erhalten.*

**Kühn:** Das Architekturforum hat gerade im Zusammenhang mit dem BTV-Bauherrenpreis eine Beilage in der Tiroler Tageszeitung mit einer Auflage von 80.000 Stück gemacht. Kann so eine Aktion die Defizite bei der redaktionellen Berichterstattung kompensieren?

**Ritter:** Ich glaube nicht an die Einmaligkeit von Publizität. Man muss das Thema am Köcheln halten, durch sukzessive Berichte über Ausstellungen und Werkstattgespräche. Von dieser einmaligen Maßnahme einer Beilage erwarte ich mir keinen sofortigen „Rückfluss“. Das ist ein Teil der Arbeit am Netzwerk, das bestimmte Medien, Politiker, Beamte, Architekten, Bauherren und Bauträger umfasst. So ein Netzwerk braucht eine gewisse Strahlkraft und Attraktivität. Mit der Stadtplanung in Innsbruck ist das über Jahre hinweg aufgebaut worden, durch einen Austausch von Meinungen, ein Abklopfen von Positionen. Wenn es diese Strahlkraft gibt, dann kann man sich damit auch positionieren. Ich glaube durchaus, dass etwa ein Bauträger wie die Neue Heimat sich mit guten Projekten als „Architekturbauträger“ positioniert hat, auch wenn noch vieles, das von der Neuen Heimat errichtet wird, nicht unter diese Qualitätskriterien fällt.



Reitter & Pfleger: Bergstation Horbergbahn, Schwendau i. Zillertal

Foto Günter Wett



Fotos Arno Ritter (2)

Georg Pendl

**Kühn:** Diese Strahlkraft wird auch von den so genannten „großen Namen“ gefördert. In Innsbruck gibt es eine Reihe von Beispielen, das Rathaus von Dominique Perreault, der Bahnhof von Riegler Riewe, die Bergisel Schanze von Zaha Hadid, das Krankenhaus von Loudon/Katzberger, das Umspannwerk von Ben van Berkel, um nur einige zu nennen. Bei den letzten Wettbewerben war auch ein starker Anteil deutscher Büros unter den Gewinnern. Wird das von den lokalen Architekten nicht auch als Bedrohung empfunden?

**Pendl:** Es gibt da einige lokalpatriotische Anwendungen, die sich einen Artenschutz wünschen. Tirol ist eines der wenigen Bundesländer, das versucht, eine offene Wettbewerbskultur aufrecht zu erhalten.

### *Die Art, wie manche Wettbewerbe vorbereitet werden, ist einfach haarsträubend.*

**Kühn:** Gibt es da auch eine umgekehrte Tendenz, sich im Ausland zu bewerben?

**Schlögl:** Bei einem Wettbewerb in Deutschland gibt es bis zu 300 Teilnehmer, bei uns 30, bei den größeren Wettbewerben maximal 80. Da ist es verständlich, dass Deutsche Büros versuchen, bei uns mitzumachen. Das lässt sich nicht einfach umkehren.

**Ritter:** Es gab im ersten Halbjahr 2001 auch eine zufällige Verdichtung von Wettbewerben, die die Bürokapazität der Tiroler Architekten überfordert hat. Wenn in so kurzer Zeit sechs große öffentliche Wettbewerbe stattfinden, dann darf es einen nicht wundern, wenn jeweils nur noch ein viertel der Teilnehmer aus Tirol kommen.

**Pendl:** Trotzdem glaube ich, dass es grundsätzlich klüger war, Wettbewerbe durchzuführen anstelle der ursprünglich vorgesehenen reinen Bewerbungsverfahren. Wir haben uns auch von der Kammer dafür stark gemacht.

**Kühn:** Ein anderes Instrument zur Qualitätssicherung sind Gestaltungsbeiräte.

**Schmeissner-Schmid:** In Innsbruck ist das seit Jahren in Diskussion. Solange sich die Politik darunter einen Beirat vorgestellt hat, der politisch besetzt ist, konnten wir das von Seiten der Stadtplanung nicht befürworten. Auch in der Architektenschaft war die Meinung lange

uneinheitlich. Im Moment scheint es aber eine Willensbildung für einen unabhängigen Gestaltungsbeirat zu geben, zumindest für eine Testphase. Ein Gestaltungsbeirat ist sicher kein Allheilmittel, aber er erzeugt auf jeden Fall höhere Ansprüche, und das ist grundsätzlich zu begrüßen, auch wenn dann nicht alles perfekt umsetzbar ist.

**Pendl:** Ich stehe einem Testlauf mit einem Gestaltungsbeirat aus ganz pragmatischen Gründen positiv gegenüber: Es gab in den letzten Jahren bei den größeren Projekten ein erfreuliches Wettbewerbswesen, aber im Bereich der mittleren Bauprojekte und privaten Bauträgern gibt es einen unglaublichen Wildwuchs in der ganzen Stadt. Ein Gestaltungsbeirat hat gerade in diesem mittleren Bereich eine Chance zur Qualitätskontrolle, indem er Unsäglichkeiten verhindert.

**Kühn:** Wie sieht die Situation auf der Ebene der kleineren Gemeinden aus?

*Dass die Wohnbauträger nicht wissen, wer ihre Kunden sind, wird sich nicht ändern, aber deshalb kann man doch die gesellschaftliche Entwicklung nicht ignorieren.*

**Juen:** Mir ist keine Diskussion in dieser Richtung bekannt. Bürgermeister und Gemeinderat lassen sich natürlich von Sachverständigen beraten, die aber in der Regel aus dem unmittelbaren Umfeld der Gemeinde kommen. Ich könnte mir aber vorstellen, dass überall dort mehr Einfluss genommen wird, wo öffentliche Gelder zum Einsatz kommen, also dass beispielsweise Wettbewerbe durchgeführt werden müssen. Um so etwas zu organisieren, könnte man durchaus einen Beirat einrichten, der Kriterien festlegt und berät.

**Obermoser:** Man müsste auf jeden Fall zu den Wettbewerben eine Hilfsstruktur aufbauen, etwa durch das Architekturforum. In der Steiermark hat das Haus der Architektur so eine Rolle gespielt, um Wettbewerbssieger in einer Gemeinde bei der Vermittlung eines Projekts zu unterstützen.

**Ritter:** Wenn man dafür ausreichend Mittel und Personal hat, ist das kein Problem.

**Pendl:** Ich halte es auch für wichtig, dass die Vorbereitung von Architekturwettbewerben in der Hand von Architekten bleibt. Es gibt auf der Bundesebene eine Initi-



Wolfnag Pöschl

ative, die relativ langsam zu greifen beginnt, Schulungen für das Wettbewerbsvorbereitungswesen anzubieten, damit ein bestimmter Mindeststandard eingehalten wird. Die Art, wie manche Wettbewerbe vorbereitet werden, ist einfach haarsträubend.

**Lugger:** Ich komme mir vor wie auf einer falschen Baustelle. Der Architekt soll den Wettbewerb vorbereiten?

**Kühn:** Ist das keine Aufgabe für einen Architekten, einen Bauherrn bei der Spezifikation der Aufgabenstellung zu beraten und den Wettbewerb von der Ausschreibung über die Vorprüfung bis zur Jury und zur Öffentlichkeitsarbeit zu betreuen?

**Lugger:** Einen Wettbewerb zu machen, ist doch eine Kernkompetenz jedes Bauträgers. Wenn er das nicht kann, gibt es ihn morgen nicht mehr. Ein Architekt kann da als Konsulent helfen, aber die Federführung hat der Bauherr.

**Pöschl:** Vielleicht lassen Sie einmal von Baumschlagler/Eberle eine Wettbewerbsausschreibung machen. Sie würden staunen, was unter Umständen dabei herauskommt.

**Lugger:** Nein, ich will eigentlich nicht staunen.

**Kühn:** Das Beispiel mit den M-Preis-Märkten beweist für mich aber eher das Gegenteil. Diese Märkte gehören sicher zum innovativsten, das in Österreich auf diesem Sektor in den letzten Jahren entstanden ist, gerade weil die Firma in Kooperation mit den Architekten die Aufgabe „Supermarkt“ neu definiert hat. Die wollten sich überraschen lassen!

*Wenn ich die Qualität, die ich sonst in einem Haus formulieren kann, nicht auch im Wohnbau erbringen kann, brauche ich doch gar nicht anfangen.*

**Pöschl:** Mein erster Bauherr, ein Hotelier, hat zu mir gesagt, ich soll etwas machen, das anders ist als das, was er sich eh schon vorstellen kann. Ich bin da positiv geschädigt.

**Lugger:** Aber der M-Preis hat den Vorteil, ein Wiederholungstäter zu sein; die Konzepte sind ja an den verschiedenen Standorten ähnlich aufgebaut. Im Vergleich dazu ist jedes Wohnhaus eine Einzelanfertigung.



Foto Margherita Spiluttini

Henke und Schreieck: Fachhochschule Kufstein

**Ritter:** Das glaube ich nicht. Man muss das von der Konkurrenzsituation her vergleichen. Der M-Preis hat vor zehn Jahren erkannt, dass die Konkurrenz von Billa, Spar, Merkur, usw. auf seinen Markt drängt. Die verkaufen dasselbe wie er, im Wesentlichen zum selben Preis. Der Firma ist es aber gelungen, sich über die Gestaltung der Märkte zu differenzieren, indem sie die Kompetenz der Architekten genutzt und das Konzept ihrer Märkte weiterentwickelt hat. Das sieht man nicht auf den ersten Blick, aber wenn man einen heutigen M-Preis mit einem älteren vergleicht, merkt man die Entwicklung, nicht nur im Formalen, sondern auch konzeptionell. Das müsste doch im Wohnbau auch möglich sein, aber dort sehe ich eher Stagnation. Funktioniert da die Konkurrenz anders?

**Lugger:** Der M-Preis macht das sicher vorzüglich. Aber ich bleibe bei der Behauptung, dass die Dinge im Wohnbau anders laufen. Wir kennen zum Beispiel unsere Kundschaft in der Regel nicht, wenn wir bauen, und die Bedingungen sind von Projekt zu Projekt sehr unterschiedlich.

*Aber ich kann mir einen guten Wohnbau überhaupt nur vorstellen, wenn man wieder zurückgeht und mit den Leuten, die darin wohnen, redet.*

**Pöschl:** Grundsätzlich ist die Qualität, die man bei einem einzelnen Wohnhaus herstellen kann, unvergleichlich besser als im Geschoßwohnbau. Diese höhere Qualität erkennt letztlich jeder, auch wenn ihm die Architektur zuerst einmal völlig fremd ist. Deshalb ist das Argument für mich fragwürdig, dass die Käufer im Wohnbau bestimmte Erwartungen haben, die man auf jeden Fall befriedigen muss. Wenn ich die Qualität, die ich sonst in einem Haus formulieren kann, nicht auch im Wohnbau erbringen kann, brauche ich doch gar nicht anfangen. Aber man muss es versuchen, man darf den Anspruch nicht schon im Vorfeld abschreiben. Beim M-Preis gibt es keine Limits, da ist zuerst einmal alles vorstellbar. Da sagt niemand: Bitte keinen Sichtbeton, da gibt es ein eine Menge Vorurteile, das können wir nicht machen.

**Lugger:** Aber der M-Preis hat auch kein Leerstandsrisiko.

**Kühn:** Aber er hat doch Konkurrenten!

**Lugger:** Er macht auf jeden Fall Umsätze. Wenn ich





Andreas Orgler: Produktionshalle Kapferer, Fulpmes

Foto Arno Gisinger

etwas Schreckliches plane, dann steht es zu 50 Prozent leer.

**Schlögl:** Die Vorbehalte seitens der Wohnbauträger gegenüber einem nicht gewohnten Wohnbau sind in Tirol sehr groß. Wir haben vor zwei Jahren eine Diskussion mit den Gemeinnützigen geführt, wie man den Wohnbau verbessern und interessanter machen könnte. Wir haben damals vorgeschlagen, Fördergelder für ein bestimmtes ungesichertes Feld des experimentellen Wohnbaus zu verwenden. Da gab es von eurer Seite keine Resonanz, und auch zu eher pragmatischen Ansätzen habe ich eher Ablehnung in Erinnerung, bis hin zum Wettbewerb, der angeblich zu teuer und zu unsicher ist, wenn ein junger Architekt mit wenig Erfahrung gewinnt.

*Vieles wird deswegen nicht akzeptiert, weil es überhaupt noch nicht ausprobiert wurde.*

**Schmeissner-Schmid:** Diesen Vorschlag, Experimentierfelder im Wohnbau zu eröffnen, möchte ich stark unterstützen. Dass die Wohnbauträger nicht wissen, wer ihre Kunden sind, wird sich nicht ändern, aber deshalb kann man doch die gesellschaftliche Entwicklung nicht ignorieren. Die Wohnbedürfnisse ändern sich mindestens so rasch wie die Einkaufsgewohnheiten. Vieles wird deswegen nicht akzeptiert, weil es überhaupt noch nicht ausprobiert wurde.

**Pendl:** Man muss vielleicht auch wieder mehr Mitbestimmung in den Wohnbau bringen, sicher mit einer stärkeren verantwortlichen Präsenz des Architekten als bei den Mitbestimmungsmodellen der siebziger Jahre. Aber ich kann mir einen guten Wohnbau überhaupt nur vorstellen, wenn man wieder zurückgeht und mit den Leuten, die darin wohnen, redet.

**Kühn:** Das ist schon deshalb notwendig, weil Architekten immer sehr mittelschicht-orientiert denken und entsprechende Standards produzieren. Wenn ich mir den Baumschlager/Eberle-Typus ansehe, diesen Wohnblock mit Zentralerschließung, da kann eigentlich nichts mehr schief gehen in der Akzeptanz, das ist so durchschnittlich, dass dort jede Schicht halbwegs leben kann. Aber es gibt keine Chance mehr, Lebensvorstellungen auszudrücken, die vom Durchschnitt auch nur einen Millimeter abweichen. Da ist keine Spur von Experiment, von Risiko mehr zu spüren.



Fotos Arno Ritter (2)

Hanno Schlögl

**Lugger:** Da bin ich völlig anderer Ansicht. Wir experimentieren in Tirol soviel wie nie zuvor, von Niedrigenergiekonzepten bis zum mehrgeschossigen Wohnbau in Holz. Die Zeit der Mitbestimmung ist dagegen völlig vorbei, weil der Markt sich geändert hat. Es gibt so viel Auswahl, dass sich niemand mehr für Mitbestimmung interessiert. Wer will sich denn dafür noch die Zeit nehmen? Das hat es vielleicht vor 20 Jahren in der alternativen Szene gegeben.

**Kühn:** Wenn Sie recht haben, müsste es im Tiroler Wohnbau doch ein unheimlich diversifiziertes Angebot geben. Stimmt das?

**Wiesflecker:** In Wirklichkeit gibt es unheimlich viel Fadesse. Ein Freund von mir sucht gerade eine Wohnung, und von 300 Grundrissen sind 295 gleich langweilig. Das liegt wirklich an der Trägheit der Bauträger. Wir haben gerade einen Wohnbau in Innsbruck geplant, da wusste der Bauträger ganz genau, wie ein Grundriss auszusehen hat. Wir haben andere Vorschläge gemacht, die alle abgelehnt wurden, weil das angeblich kein Mensch so will, obwohl wir sogar Leute gebracht haben, die sich gerade für diese Grundrisse interessiert hätten. Jetzt lassen sich die Wohnungen aber nur schwer verkaufen. Beim M-Preis dagegen hat uns die Firma aufgefordert, auch die Regalaufstellung in Frage zu stellen, obwohl die auf dem Gebiet wirklich Profis sind.

*Die raumordnenden Kräfte in Tirol sind der Tourismus und das Auto. Die überörtliche Raumplanung hat sich dagegen nie durchsetzen können.*

**Kühn:** Könnte man daraus schließen, dass der Beitrag des Wohnbaus zur Entwicklung des Tiroler Selbstbilds geringer ist als der einer Supermarktkette?

**Wiesflecker:** In gewisser Weise ja, weil weder die Bauträger noch die Politiker die Ressource Architektur so zielgerichtet einsetzen wie die Firma M-Preis. Da fehlt es an einem klaren Bekenntnis.

**Pöschl:** Das brauchen wir nicht. Ich bin überzeugt, dass der Tourismus bald ähnlich agieren wird, und dann können wir uns vor Aufträgen nicht mehr retten.

**Kühn:** Aber gibt es nicht immer noch eine Menge an öffentlichen Aufträgen, vom Gemeindeamt über die Haupt-





Erika Schmeissner-Schmid

schule bis zur Gestaltung einer Fußgängerzone, in denen ein kultureller Auftrag ganz selbstverständlich sein sollte?

*Von Innsbruck aus gibt es ein gewisses Interesse, sich auch architektonisch zu profilieren, um damit über die Stadtgrenzen hinaus zu wirken.*

**Schlögl:** Ich habe gestern zufällig erfahren, dass in Wattens eine große Tiefgarage entsteht, geplant von einem deutschen Büro, wahrscheinlich nach einem EU-weiten Verhandlungsverfahren. Dass so eine Aufgabe auch mit Architektur zu tun haben könnte, auf die Idee kommt in diesen mittleren Gemeinden wie Wattens, Telfs und Imst niemand. Das ist überhaupt architektonische Wüste, obwohl es dort eine eher urbane Bevölkerung gibt.

**Kühn:** Gibt es denn keine Konkurrenz zwischen den Gemeinden untereinander oder mit Innsbruck?

**Schmeissner-Schmid:** Konkurrenz gibt es höchstens in quantitativer Hinsicht: Wer hat das größere Einkaufszentrum oder Gewerbegebiet? Baukultur ist da sicher kein Thema. Von Innsbruck aus gibt es ein gewisses Interesse, sich auch architektonisch zu profilieren, um damit über die Stadtgrenzen hinaus zu wirken.

**Obermoser:** Die raumordnenden Kräfte in Tirol sind der Tourismus und das Auto. Die überörtliche Raumplanung hat sich dagegen nie durchsetzen können. Ich hab auch so meine Zweifel, ob diese Form der Raumplanung heute über die Setzung der allgemeinsten Rahmenbedingungen hinaus überhaupt eine Chance hat. Die wirtschaftlichen Interessen regeln das über den Markt.

**Ritter:** Kann man wirklich von einem Marktsystem sprechen, wenn der Bürgermeister immer noch die wichtigste Instanz ist? Für eine sinnvolle Entwicklung braucht man einfach eine übergeordnete Raumordnungspolitik. Davon profitiert letztlich auch der Markt, weil die Rahmenbedingungen durchsichtiger und gewisse Entwicklungslinien vorgegeben sind.

**Obermoser:** Das bestreite ich gar nicht. Ich glaube, man muss in Tirol überhaupt erst einmal anfangen mit einer überregionalen Raumplanung. Wenn man die Entwicklung der Gewerbeflächen ansieht, das ist eine komplette Fehlentwicklung. Die stehen meistens genau bei der Ortseinfahrt auf dem Präsentierteller. Das die Ge-



Foto Bruno Klomfar

Johann Obermoser: Lantech, Landeck

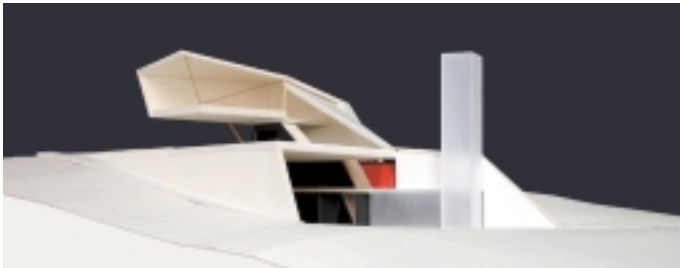
meinden dabei in Konkurrenz zueinander agieren, statt Gemeindeverbände zu schaffen und solche Gewerbegebiete an sinnvollen Standorten in größerem Maßstab zu entwickeln, ist der helle Wahnsinn. Das kann aber nur vom Land aus mit überregionalen Maßnahmen betrieben werden.

**Schmeissner-Schmid:** Wir haben seit 1972 ein Raumordnungsgesetz, das 1994 erneuert wurde, wobei sich nicht viel geändert hat, abgesehen davon, dass noch mehr Gewicht auf den sparsamen Umgang mit Bauland gelegt wurde, um das exzessive Horten von Flächen und die daraus resultierende ungeordnete Entwicklung zu vermeiden. Trotzdem war die Raumentwicklung in Tirol weitestgehend chaotisch, die Zersiedelung ist enorm und geht eigentlich im selben Maßstab weiter, auch wenn die Strukturen mit sehr niedriger Dichte, die sich flächenfressend in die Landschaft hinaus entwickeln, nicht mehr ganz so häufig sind wie früher. Es gibt Gemeinden mit viel Bauland, das in Privatbesitz ist und nur zu horrenden Preisen verkauft wird, und da muss dann trotz allem neu gewidmet werden, oft an Standorten, die nicht besonders attraktiv sind.

**Kühn:** Gibt es auch ein offensive überörtliche Raumordnungspolitik, wie sie gerade in Bezug auf Gewerbegebiete angesprochen wurde?

*Es gibt Gemeinden mit viel Bauland, das in Privatbesitz ist und nur zu horrenden Preisen verkauft wird, und da muss dann trotz allem neu gewidmet werden, oft an Standorten, die nicht besonders attraktiv sind.*

**Schmeissner-Schmid:** Das Thema der regionalen Kooperation ist so alt wie die Raumordnung. Es hat immer wieder Anläufe gegeben, beispielsweise zur Umlandkooperation in Innsbruck, die aber alle gescheitert sind, weil die Konkurrenz zwischen Innsbruck und den Umlandgemeinden zu groß ist und das Land in eine Schiedsrichterrolle gekommen ist, die es nicht ausfüllen wollte. Versuche gibt es aber immer wieder: Vor kurzem wurde eine Studie veröffentlicht über die Gemeindekooperation bei Gewerbegebieten, also genau zum angesprochenen Thema, in der Modelle aus anderen Ländern untersucht werden. Ich habe nur langsam Angst, dass es einfach zu spät ist: Wenn man sich das Inntal anschaut, gibt es nicht mehr sehr viel Flächen, um solche gemeinsamen Projekte zu realisieren.



Rainer Pirker: Feuerwehr Gaimberg

**Jungmann:** Man muss auch zugeben, dass es auf dem Gebiet der Raumplanung unter den Architekten nur eine geringe Kompetenz gibt. Viele Büros bearbeiten diesen Bereich nur, um in den Gemeinden zu Bauaufträgen zu kommen ...

**Obermoser:** ... und dann entstehen unsinnige Bebauungspläne, bei denen bis zur Firstrichtung und zur Einfriedung jedes Detail vorgegeben ist.

**Jungmann:** Für komplexere Aufgaben gibt es eigentlich nur vier Büros im Land, die sich auf diesem Gebiet profiliert haben. Das ist sicher keine gesunde Situation, wenn man sich überlegt, wie wichtig diese Fragen sind.

**Kühn:** Eine Grundsatzfrage der regionalen Identität haben wir noch nicht angesprochen: Wird Tirol vom Tourismus geprägt bleiben, oder gibt es dazu Alternativen?

**Pöschl:** Ich glaube, dass der Tourismus sich ändern muss. Die Pioniersituation, in der alles möglich war, in der man vieles falsch machen und trotzdem erfolgreich sein konnte, ist vorbei. Die Strukturen werden sich bereinigen und mehr von Großhoteliers getragen werden. Von der Architektur her werden wir erkennen müssen, dass es im Tourismus durchaus darum geht, Atmosphären zu erzeugen. Die Anmaßung, dass nur das Ungemütliche anständig und alles andere nur rustikaler Kitsch ist, muss man aufgeben.

*Von der Architektur her werden wir erkennen müssen, dass es im Tourismus durchaus darum geht, Atmosphären zu erzeugen. Die Anmaßung, dass nur das Ungemütliche anständig und alles andere nur rustikaler Kitsch ist, muss man aufgeben.*

**Kühn:** Das klingt für mich nach perfektioniertem, zielgruppengerechtem Systemtourismus.

**Pöschl:** Nein, ich glaube, der Tourismus wird individuell bleiben. Die wichtigen Hotels werden nicht die Hyatts sein, sondern immer noch von einzelnen Persönlichkeiten getragen werden. Die Werbung für Qualitätstourismus, wie sie Andreas Braun ins seiner Zeit als Direktor der Tirolwerbung gemacht hat, ist extrem wichtig. Wenn der Tourismus aufwacht und seine Chancen erkennt, wird er seine Bedeutung für die Tiroler Identität behalten. Als Industrieland wird man Tirol meiner Ansicht



Fotos Anno Ritter (2)

Johannes Wiesflecker

nach auch in absehbarer Zukunft nicht wahrnehmen: Wirkliche Industrien kann man hier an zwei Händen abzählen, das ist unbedeutend im Vergleich zum Tourismus.

*Gerade die architektonisch guten Gewerbebauten haben potenziell einen positiven Einfluss im Land, vor allem wegen der Vorbildfunktion ...*

**Ritter:** Da wäre ich nicht so pessimistisch. Ich glaube, dass sich auf der Ebene der neuen Technologien die Wirtschaftsstrukturen so verändern, dass sich für ein Land wie Tirol mit seinen Landschaftsressourcen neue Chancen eröffnen. Die Zukunftsstiftung Tirol, die in den nächsten vier Jahren Milliarden in die Förderung von Kompetenzzentren investieren soll, sehe ich zumindest potentiell als Vorreiter. Daneben gibt es die Tendenz zur Gründung verschiedener Fachhochschulen, z. B. in Kufstein, die von Henke und Schreieck geplant wurde. Weiters gibt es im Bereich der Medizin, der Alpin-technologie oder der Biotechnologie Kompetenzen, aus denen sich neue Betriebe bzw. Cluster entwickeln könnten. Für diese Betriebe ist ein Standort, wo man quasi im Urlaub arbeiten kann, durchaus attraktiv. Ein Indiz dafür, dass es in Tirol eine aufstrebende und innovative Unternehmenszene gibt, die gegenüber dem touristischen Image an Bedeutung zunehmen wird, waren für mich die Einreichungen beim letzten BTV-Bauherrenpreis. Da gab es in der Kategorie Gewerbebauten eine erstaunlich große Anzahl von sehr spannenden Projekten, die auch zu der kritischen Masse beitragen, von der ich vorhin gesprochen habe. Gerade die architektonisch guten Gewerbebauten haben potenziell einen positiven Einfluss im Land, vor allem wegen der Vorbildfunktion, und wenn ein Betrieb wie die Firma Kapferer leichter Arbeitskräfte bekommt, weil diese gerne in seiner neuen Halle arbeiten, dann hat das natürlich gewisse Konsequenzen.



**Klaus Juen**

1957 geboren in Hall in Tirol  
 Architekturstudium an der Universität Innsbruck (Schwerpunkt Wohnbau), anschließend freier Mitarbeiter in verschiedenen Architekturbüros  
 1988 Wechsel in den Landesdienst, Leiter der Geschäftsstelle für Dorf-erneuerung

**Peter Jungmann**

1952 geboren Lienz  
 Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1980)  
 Seit 1986 eigenes Büro in Lienz / Osttirol.  
 Werkauswahl: 1991–1992 Tonstudio Koch International in Nußdorf-Debant, 1994–1995 Haus Retter in Lienz, 1995–1996 Landeskrankenhaus Klagenfurt-Neubau der Kernspintomographie (mit Gerhard Mitterberger), 1994–1997 Wohnbebauung Strassen, 1996 Gemeindehaus Gaimberg, 1996–1997 Dolomitenstadion in Lienz, 1998 Almhütte Brunner in Nußdorf-Debant, 1999–2000 Haus Waldnig in Nikolsdorf, Wohnbebauung Weidengasse in Lienz, 2000–2001 Lebenshilfe Lienz

**Klaus Lugger**

1948 geboren Innsbruck  
 Jusstudium in Innsbruck  
 Seit 1989 Geschäftsführer der NHT (Neue Heimat Tirol)  
 Aufsichtsratsvorsitzender des Österreichischen Revisionsverbandes der Gemeinnützigen Bauträger, Lektor für Wohnrecht an der Universität Innsbruck, Herausgeber mehrerer Publikationen, u. a. „Das Österreichische Wohnhandbuch“, Studienverlag

**Johann Obermoser**

1954 geboren Waidring  
 Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1978)  
 1978–1983 Praxisjahre bei Sepp Müller in Wien  
 Seit 1983 eigenes Büro in Innsbruck.  
 Werkauswahl: 1990 Domgalerie, 1991 Raiffeisen Rechenzentrum in Innsbruck, 1989 Volksschule Schönberg (mit Werner Thönig), 1993 Industriehalle Plattner in Innsbruck, 1993–1995 Zubau Volksschule Inzing, 1993–1999 Wohnanlage Kirchfelder in Zirl, 1995–1996 Seniorenzentrum Zams-Schönwies, 1997–2000 Lantech Innovationszentrum in Landeck, 1998–2000 M-Preis Landeck, 2000–2002 BTV-Langer Weg in Innsbruck (mit Helmut Reiter, Michael Pflieger)

**Georg Pendl**

1954 geboren Innsbruck  
 Architekturstudium an der Universität, Innsbruck  
 Seit 1985 gemeinsames Büro mit Elisabeth Senn in Innsbruck  
 Seit 1998 Vorsitzender der Sektion Architekten der Kammer für Tirol und Vorarlberg  
 Seit 2000 Bundessektionsvorsitzender der Architekten Österreichs  
 Werkauswahl: 1995 Zahnarztordination und Dachgeschoß in Wien, 1993 Haus Brock in Aldrans, 1994 Haus Sperner in Thaur, 1996 Haus Schwab in Blotzheim/Elsass, 1995 M-Preis Pfunds, 1996 Umbau Haus Gugg in Pettinau, 1997 Hypo-Bank Zweigstelle Pradl in Innsbruck, 1998 M-Preis Söll, 1998–1999 Einkaufszentrum Obermarkt in Telfs, 1999–2000 M-Preis Kram-sach

**Wolfgang Pöschl**

1952 geboren Innsbruck  
 Leitung der väterlichen Tischlerei (Meisterprüfung 1974)  
 Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1980)  
 1979–1985 Mitarbeit bei Heinz-Mathoi-Streli  
 1985–1988 Zusammenarbeit mit Reinhardt Honold (1988 Bogen 13 in Innsbruck, 1987–1988 Schwimmhalle Stiglgrzyg te in Serfaus)

Seit 1988 eigenes Büro, seit 2001 tatanka gmbh (Wolfgang Pöschl/Joseph Bleser/Thomas Thum) in Mils

Werkauswahl: 1992 M-Preis Lienz, 1994 M-Preis St. Johann, Super-M-Preis Mils, 1995 Super-M-Preis Telfs, 1997 Haus K. in Zifres, Mutterkuhhaltung Wittauer in Ampass, M-Preis Bäckerei in Völs, 1999 Haus F. in St. Anton, 1999–2000 Hotel Anton in St. Anton am Arlberg, Motorrad Schnaller in Kolsass, 1998–2000 Atelier Thoni in Telfs, 1999–2001 Betriebsgebäude Adler Lacke in Schwaz, 2001 Haus M. in Innsbruck, 2001 Schwimmhalle Schwarzer Adler in Kitzbühel

**Arno Ritter**

1965 geboren in Wien; Studium der Publizistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Wien; Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien; 1992–1994 Sekretär der Österreichischen Gesellschaft für Architektur in Wien; Seit 1995 Leiter des Architekturforum Tirol in Innsbruck; Seit 1999 Mitglied des Landeskulturbereiches für Tirol; Seit 2000 Vorstandsmitglied der Architekturstiftung Österreich; Seit 2000 Mitglied des Beirates „Kunst im öffentlichen Raum“ der Stadt Schwaz; Kurator und Ausstellungsmacher; freier Kulturpublizist; Veröffentlichungen im Bereich Photographie, Kunst und Architektur in diversen Katalogen, Büchern und in- und ausländischen Fachzeitschriften  
 1994 „Cornelius Kolig: Das Paradies“, Kunsthaus Bregenz, Hatje Verlag;  
 1995 „Hans Peter Wörndl: GuckIHupf“, Kunsthaus Bregenz, Hatje Verlag;  
 2000 „Accnci, Holl: Storefront for Art and Architecture“, Kunsthaus Bregenz, Hatje Verlag

**Hanno Schlögl**

1944 geboren in Hall/Tirol  
 Architekturstudium an der Akademie der bildenden Künste, Wien (Diplom 1967)  
 Seit 1973 eigenes Büro in Innsbruck.  
 Werkauswahl: 1987 Raiffeisenbank in Mils, 1981–1986 Seniorenheim Haus im Stiftsgarten in Hall/Tirol (mit Andreas Egger), 1990 Kaufhaus „Steinadler“ in Leoben/Steiermark, 1995 Wohnanlage GHS, Gumpfstraße in Innsbruck, 1996 Wohn- und Pflegeheim in Unterperfluss, 1997 Kunsthalle Tirol in Hall/Tirol, 1998 Tiroler Fachberufsschule für Bauwesen in Absam, 1999 Galerie im Taxispalais in Innsbruck, 2000 Raiffeisenbank in Hall/Tirol, 2001 Haus Poewe in Innsbruck, 1999–2002 Volksbank in Wels

**Erika Schmeissner-Schmid**

1950 geboren München  
 Architekturstudium an der ETH Zürich (Diplom 1975)  
 1975–1978 Städtebauliches Aufbaustudium und Ausbildung zum höheren bautechnischen Verwaltungsdienst (Wohnungsbau und Siedlungswesen) in München, 1978–1979 Planungsverband Äußerer Wirtschaftsraum München  
 Seit 1979 Stadtplanungsamt Innsbruck (Leiterin seit 1991)

**Johannes Wiesflecker**

1961 geboren Brixlegg  
 Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1989)  
 Seit 1994 eigenes Büro in Innsbruck  
 Seit 1998 Vorsitzender des Architekturforum Tirol  
 Werkauswahl: 1993 Atelier Scheiber in Kufstein (mit Otto Gundolf, Robert Pfurtscheller), 1995–1996 Produktions- und Lagerhalle Minatti in Gärberbach, 1995–1997 Haus W. in Igls, 1998–1999 Haus W. in Mils, 1997–1999 Doppelhaus in Igls, Umbau Schallerhalle Tiroler Sparkasse in Innsbruck, 1999–2000 Sennerei Zillertalmilch in Mayrhofen, 1998–2000 Produktionshalle Hundsichler in Langkampfen, 1999–2001 Wohnanlage Schießstandgasse in Innsbruck, 1999–2002 Wohnanlage in Vill, 2000–2002 Wohnanlage Klosteranger in Innsbruck

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*



Architekturwirklichkeiten VI: Vorarlberg

# Wer rastet, fliegt raus

*Auf dem Weg in die postindustrielle Gesellschaft ist Vorarlberg den übrigen österreichischen Bundesländern einen Schritt voraus. Postindustriell bedeutet keineswegs, dass hier nichts mehr produziert würde. Aber selbst in der Textilindustrie, die aus ihrer Krise längst wieder auf ein umsatzmäßig niedrigeres, dafür aber höchst profitables Niveau gefunden hat, heißt der eigentliche Rohstoff „Wissen“. Dass es in Vorarlberg weniger Haupterwerbsbauern gibt als in Wien, hat Symbolcharakter: Die Wissensgesellschaft legt ein spürbar verschärftes Tempo vor, genauso wie es die Industriegesellschaft der agrarischen gegenüber getan hat. Ihre eigentliche Triebfeder ist nicht das Wissen an sich, sondern die Jagd nach dem Wissensvorsprung, und der geht im globalen Wettbewerb schnell verloren. Am Ende des Gesprächs brachte es einer der Teilnehmer auf den Punkt: „Wer in dieser Spirale mitmarschiert und vorne dabei sein will, ist ein Getriebener. Da gibt es kein Rasten, denn wer rastet, fliegt raus.“ Für die Architektur hat diese Dynamik Konsequenzen: Es ist kein Zufall, dass sich der griechische Begriff für Haus, „oikos“, auch im Begriff der Ökonomie wiederfindet. Die viel gelobte Kultur der Vorarlberger „Häuslebauer“ ist eine Kultur der Effizienz, in der das „Häusliche“ eine Doppelnatur aufweist: Es steht immer noch für Heimat und Stabilität, entwickelt sich aber zugleich immer mehr zum Spielstein in einem alle Lebensbereiche erfassenden Monopoly. Dass die Vorarlberger Bauerschule sich von der Kultur der Einfachheit und Vergänglichkeit, der sie sich in den frühen achtziger Jahren verpflichtet fühlte, so radikal verabschiedet hat, beweist ein ausgeprägtes Sensorium für gesellschaftliche Trends. Der Leitbegriff der Effizienz, auf höchstem Niveau zum Ausdruck gebracht, prägt heute in der Vorarlberger Architektur Produktionsbedingungen und Produkte, vom Einfamilienhaus bis zum Bürogebäude. Dass eine jüngere Generation formal auch in den Niederlanden reüssieren könnte, wie etwa Marte und Marte mit ihrem Bürogebäude im Lustenauer Millenniumspark, ist kein Bruch mit der bisherigen Vorarlberger Entwicklung, sondern deren konsequente Fortführung. Für den Landschaftsraum im Rheintal bedeutet der Übergang zur postindustriellen Gesellschaft eine Transformation vom Ländlichen in eine Suburbanität ohne Zentrum, die erst langsam ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rückt und sich als zentrale Planungs- und Gestaltungsaufgabe der nächsten Jahre erweisen wird. Unter suburbanen Randbedingungen eine Baukultur zu schaffen, die sich nicht nur vom Objekt, sondern auch vom Freiraum her definiert, verlangt eine radikale Hinterfragung der Begriffe, mit denen im Städtebau üblicherweise agiert wird. Ob das Rheintalkonzept, das gerade unter Federführung des Vorarlberger Architekturinstituts entsteht, den Anstoß für eine solche Grundsatzdebatte geben kann, werden die nächsten Jahre zeigen.*

*Christian Kühn*

**Kühn:** Ich möchte dieses Gespräch mit einer Geschichte vom anderen Ende des Landes beginnen: In Hainburg in Niederösterreich wurde kürzlich nach einer wochenlangen Kampagne der Kronen Zeitung, in der von „Betonmonster“, „Wahnsinnsprojekt“ und „architektonischem Super-GAU“ die Rede war, der Bau eines Besucherzentrums für den Nationalpark Donau-Auen gestoppt. Der Entwurf für das Projekt, eine Art Aussichtsturm aus Stahl, Glas und Beton, der einen mittelalterlichen Wehrturm teilweise überbaut hätte, stammte von Coop Himmelb(l)au. Es kam zu einer Volksbefragung, die mit 60 Prozent Ablehnung endete, allerdings bei nur 36 Prozent Beteiligung. Der Gemeinderat sprach sich zwar neuerlich für das Projekt aus, aber die Betreibergesellschaft gab schließlich auf, um das Image des Nationalparks nicht zu ruinieren, obwohl sie schon eine halbe Million Euro investiert hatte. Wäre eine solche Entwicklung heute auch in Vorarlberg möglich?

**Berchtold:** Wenn 60 Prozent der abgegebenen Stimmen sich gegen ein Projekt aussprechen, dann ist das auch bei 36 Prozent Beteiligung eine anzuerkennende Mehrheit. Die anderen hätten ja zur Abstimmung gehen können.

**Ritsch:** Ob man Architektur immer einer demokratischen Abstimmung unterwerfen soll, ist eine grundsätzliche Frage. Ich kenne die Vorgeschichte von Hainburg nicht, aber bei uns würde sich ein Betreiber jedenfalls rechtzeitig absichern und die Bevölkerung seriös und konsequent informieren, bevor er eine halbe Million Euro in ein Projekt investiert.

**Kühn:** Eine seriöse Diskussion ist sehr schwer zu führen, wenn die Gegenseite von „Wahnsinnsprojekten“ und von „Todesfalle für seltene Vogelarten“ spricht. Gibt es nicht in Vorarlberg eine andere Art des Umgangs mit Architektur in den Medien? Die wöchentlichen Sendungen, die Roland Gnaiger Ende der achtziger Jahren im Lokalfernsehen gemacht hat, werden zum Beispiel oft als ein wichtiger Faktor für die Akzeptanz zeitgenössischer Architektur im Land genannt.

**Mathis:** Ich kann nur für die Vorarlberger Nachrichten sprechen, aber so eine Kampagne würde hier sicher nicht ankommen. Das heißt nicht, dass wir keine pointierten Aussagen aus der Bevölkerung bringen. Da sehen wir sogar unsere Aufgabe darin. Bei der Diskussion über das





Cooperative (Dietmar Eberle, Wolfgang Juen, Markus Koch, Norbert Mittersteiner): Wohnanlage „Im Fang“, Höchst (1978–1979)

Hochhaus im Millenniumspark in Lustenau, das ja jetzt nicht mehr zur Debatte steht, ist auch von „Monster“ gesprochen worden: Das war mit 85 Metern eben ein extremes Projekt, zumindest für das Rheintal.

**Hämmerle:** Vor 20 Jahren war die Terminologie bei uns nicht ganz unähnlich. Da hat man von „Hasenstall-siedlungen“ gesprochen, von „Seilbahnstationen“ und „Schachteln“.

*Ob man Architektur immer einer demokratischen Abstimmung unterwerfen soll, ist eine grundsätzliche Frage.*

**Kaufmann:** Zu der Zeit, als ich hier angefangen habe, Mitte der sechziger Jahre, wäre so etwas wie in Niederösterreich eher möglich gewesen. Ich weiß nicht, was inzwischen passiert ist, ob irgend jemand die Bevölkerung erzo-gen hat oder ob sie einfach etwas aufgeschlossener geworden ist. Ich kann mich erinnern, wie der Bezirks-hauptmann mit seinem Chauffeur durch die Lande gefah-ren ist, und mir sind die Bewilligungen entzogen worden für meine ersten Projekte: das Jagdhaus in Hinterreuthe und die Volksschulen. Die hatten nicht das entsprechende Dach und nicht die entsprechende Form und die richtigen Fenster. Das war ein Drama, auch in der Bevölkerung in diesem ländlichen Raum. Meine Nachbarn haben mich nach der Kirche nicht mehr begrüßt.

**Kühn:** Wann war das?

**Kaufmann:** 1965. Mein Schwager und mein Onkel haben ähnliche Sachen gemacht, in Reuthe eine Werk-stätte, eine Halle überhaupt ohne Bewilligung. Und so ist natürlich der Name zusätzlich in Verruf gekommen. Ich bin dann aus dem Bregenzwald nach Dornbirn hinaus, und dort ist es mir sehr gut gegangen. Heute sehe ich keine Probleme mehr und glaube, dass der Vorarlberger verhält-nismäßig tolerant ist.

**Ritsch:** Ich glaube, dass die Vorarlberger tatsächlich zu einer anderen Sicht zur Architektur erzo-gen wurden. Das hat sicher mit dem Auftreten der sogenannten Bau-künstler zu tun, obwohl es eher ein unterbewusster Pro-zess war. Die Diskussionen zwischen den Etablierten und den Baukünstlern sind durch die Medien transportiert



Wilfried Bertsch

worden, und das muss irgendwie bei den Leuten hängen geblieben sein. In der breiten Bevölkerung gibt es bei uns ein viel größeres Verständnis für Architektur, bis zum Ein-familienhausbauer hinunter.

**Salzmann:** Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Man hat damals nicht versucht, über öffentliche Vorzeigeprojekte Interesse für Architektur zu entwickeln. Der Sinn für qua-litativ hochwertige Architektur wurzelt im Wohnbau, in den Einfamilienhäusern der Mittelschicht und im innovati-ven Siedlungsbau. Daraus resultiert auch diese hohe Akzeptanz in der Bevölkerung.

**Kühn:** Es gibt diesen Mythos von der „Bottom-up“-Bewegung in Vorarlberg, die nicht von der Politik geprägt wurde wie etwa in der Steiermark, sondern von einer Initiative von unten, von engagierten Bauherren und Architekten.

**Rein:** Das ist kein Mythos. Die „Seilbahnstationen“ und „Hasenkisten“ sind nicht deshalb akzeptiert worden, weil man sich halt damit abgefunden hat, sondern die Leute haben erkannt, dass in dieser neuen Architektur der Mensch im Mittelpunkt steht. Der wahre Fortschritt ist das Innenleben der Häuser, und es geht den Bewohnern dieser Häuser nicht darum, ihre Nachbarn damit zu beein-drucken oder zu schockieren. Dazu kommt noch der ökolo-gische Aspekt, der die Akzeptanz dieser neuen Architektur massiv gesteigert hat.

*In der breiten Bevölkerung gibt es bei uns ein viel größeres Verständnis für Architektur, bis zum Einfamilienhausbauer hinunter.*

**Mathis:** Der praktische Mehrwert hat den Ausschlag für diese Akzeptanz gegeben. Deshalb ist die Akzeptanz auch so stabil. Die Politiker haben die Bewegung später mitgetragen, aber das mussten die Architekten – vor allem die „Baukünstler“ – erst erkämpfen, weil die Lan-desstellen in den Anfängen nicht immer mit dieser Archi-tektureinverstanden waren.

**Kaufmann:** Ich verstehe nicht, warum die „Bau-künstler“ immer so in den Vordergrund gestellt werden. Für die Architektur ist das Thema Baukünstler meiner Ansicht nach nicht wichtig. Das war ja vor allem eine



Matthias Ammann

Gegnerschaft zur Ingenieurkammer. Mich hat das nie interessiert, Kampfstimmung zu verbreiten.

**Kühn:** Die Gegnerschaft zur Kammer war doch nicht das einzige Thema, das die Baukünstler als Gruppe verbunden hat. Otto Kapfinger schreibt im Architekturführer Vorarlberg von einem „sozialen und beruflichen Ethos, das auch in entsprechenden baulichen Konzepten zum Vorschein kam“.

**Kaufmann:** Es hört sich immer so an, als ob die Baukünstler etwas Besseres gewesen wären – obwohl ich das so nie von ihnen gehört habe, aber man hat es oft so dargestellt, bis heute. Das war keine kollegiale Sache damals.

*Der Sinn für qualitativ hochwertige Architektur wurzelt im Wohnbau, in den Einfamilienhäusern der Mittelschicht und im innovativen Siedlungsbau. Daraus resultiert auch diese hohe Akzeptanz in der Bevölkerung.*

**Ritsch:** Ich war nie der Meinung, dass die Baukünstler etwas Besseres sind. Das war auch nie der Ansatz.

**Kaufmann:** Wenn ich an den Schriftverkehr von damals denke, sieht das schon etwas anders aus. Den kann man sich ja aus den Landesarchiven herausuchen, wenn einen das interessiert. Da sind doch auch Eitelkeiten im Spiel. Zwischen Architekten und Baumeistern ist es dasselbe Theater. Das interessiert in Wirklichkeit niemanden. Jeder soll seine Arbeit anständig machen, da wäre die Energie besser eingesetzt.

**Hämmerle:** Aber dass in breiteren Bevölkerungsschichten über Architektur diskutiert wurde, war ein Verdienst der Baukünstler.

**Kaufmann:** Das gebe ich zu, sie haben einen frischen Wind hineingebracht, keine Frage, aber das hätten sie so und so können.

**Ritsch:** Es ging damals nicht nur um Architektur, sondern auch um soziale Zusammenhänge, um alternatives Wohnen, Selbstbau. Es gab eine Werkstätte im Haus, es gab Selbstorganisation, Dinge, über die zu diesem Zeitpunkt anderswo nur geredet wurde. Aber wir haben das



Peter Zumthor: Kunsthhaus Bregenz

gebaut. Das war nicht so unumstritten, wie das heute oft dargestellt wird. Die Siedlung Nachtgärtle war eine totale Provokation, auch für die örtliche Bevölkerung, die Siedlung Im Fang ebenfalls. Aber es gab eine Kollegialität im Austausch, eine Diskussionskultur.

*Das Klima in Vorarlberg ist heute so offen, dass fast alles möglich ist. Das sieht man am Beispiel des Kunsthauses von Peter Zumthor oder an den Projekten, die Hans Hollein und Jean Nouvel realisieren konnten.*

**Kühn:** Das ist der wichtige Unterschied: In Hainburg sind Coop Himmelb(l)au ja an der angeblichen „totalen Provokation“ gescheitert, nach dem Motto: Wenn die mit ihrer Architektur unbedingt provozieren wollen, dann sollen sie damit woanders hingehen.

**Ritsch:** Das ist eine ganz andere Art von Provokation. Bei uns ist das Umfeld letzten Endes doch stärker in Absprache zueinander.

**Kühn:** Hätten Coop Himmelb(l)au überhaupt eine Chance, in Vorarlberg ein Projekt zu realisieren?

**Greußing:** Kaum. Im privaten Bereich wird sich keiner finden, der die Kosten tragen kann, weil sie sich nur schwer umlegen lassen. Im öffentlichen Bereich könnte es sein, dass man sich das leisten möchte, aber ich kann es mir kaum vorstellen.

**Hämmerle:** Da ist der Vorarlberger zu pragmatisch und zu ökonomisch und ökologisch denkend.

**Salzmann:** Im Einfamilienhausbereich kann ich mir durchaus vorstellen, dass sich jemand ein Haus von Coop Himmelb(l)au bauen lässt. Die zuständigen Behörden stehen solchen Projekten grundsätzlich nicht im Wege, sonst gäbe es zum Beispiel keine „Wolke“ von Hugo Dworzak, die ja auch nicht den gängigen Klischees entspricht.

**Ritsch:** Das Klima in Vorarlberg ist heute so offen, dass fast alles möglich ist. Das sieht man am Beispiel des Kunsthauses von Peter Zumthor oder an den Projekten, die Hans Hollein und Jean Nouvel realisieren konnten. Vielleicht wird nicht jeder Unfug akzeptiert: Ein gewisser Nutzwert, eine gewisse Brauchbarkeit wird verlangt, aber



Foto PRISMA Dornbirn

Gewerbegebiet Milleniumspark Lustenau



Foto privat

Peter Greußing

ich wüsste auch nicht, warum Zaha Hadid nicht hier bauen könnte oder andere Kollegen, die sehr expressiv arbeiten. Natürlich liegt das größere Interesse in Vorarlberg immer beim Nutzen, also beim Verhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis beziehungsweise Gebrauchsfähigkeit. Das haben solche Gebäude nicht explizit, aber so wie sich unsere postindustrielle Gesellschaft zur Dienstleistungsgesellschaft entwickelt, die eher eine städtische Kultur hat, ist eigentlich aus meiner Sicht alles offen.

**Kühn:** Wird in Vorarlberg auch die Frage des ökologischen Bauens unter dem Begriff der Effizienz abgehandelt?

**Bertsch:** Historisch gesehen wurde das Thema Ökologie bei uns von der Seite des Energieverbrauchs her aufgerollt. Die ersten Bestrebungen dazu gab es vor etwa 20 Jahren, seit 1987/1988 wurden Pilotprojekte über den Landeswohnbaufonds gefördert und 1989 offiziell in die Richtlinien der Wohnbauförderung aufgenommen. Damit war Vorarlberg beim Energiethema den anderen Ländern weit voraus. Wenn sie jetzt die Ö-Normen ansehen, dann stammen die Kennzahlen aus unserer Arbeitsgruppe „optimierter Wohnbau“. Mitte der neunziger Jahre erfolgte dann als logischer nächster Schritt die Einbeziehung von Haustechnik und Warmwasseraufbereitung. Wir haben jetzt drei klare Säulen: Heizwärmebedarf, direkte ökologische Maßnahmen und Haustechnik, also Warmwasseraufbereitung und Heizungstechnik. Der nächste Schritt, der gerade in Diskussion ist, ist die Einbeziehung von Maßnahmen in Richtung Gesundheit, also die Baubiologie und eine verstärkte Förderung der Althausanierung. Bisher haben wir unsere Förderungsrichtlinien immer mit großem Konsens mit den Fraktionen beschlossen.

*Natürlich liegt das größere Interesse in Vorarlberg immer beim Nutzen, also beim Verhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis beziehungsweise Gebrauchsfähigkeit.*

**Kühn:** Wie hat die Bauindustrie auf diese Maßnahmen reagiert?

**Greußing:** Großteils positiv. Die attraktive Wohnbauförderung hat ja zu einem Schub an Baumaßnahmen geführt, wobei die Förderung so hohe Anforderungen gestellt hat, dass die Bauherren fast zwangsläufig einen

Architekten gebraucht haben, um die volle Unterstützung zu bekommen. Natürlich muss auch das Handwerk, die ganze Bandbreite der Gewerke, ein entsprechend hohes Niveau haben. Oft hat man gerade bei Sanierungen gesehen, dass da außergewöhnliche Dinge entstanden sind, und das hat Folgewirkungen gehabt.

**Mathis:** Ich würde das etwas differenzierter sehen: Als die K-Werte in der Bautechnikverordnung hinaufgesetzt wurden, hat sich die Ziegelindustrie mit Händen und Füßen dagegen gewehrt.

*Aber was sicher ein Thema werden sollte, ist generell das Bauen mit der Landschaft – das ist mehr, als nur ein Haus in die Landschaft zu setzen.*

**Bertsch:** Die Bautechnikverordnung stellt aber immer noch weit geringere Ansprüche in dieser Hinsicht als die Wohnbauförderung. Eigentlich müsste die gesetzliche Materie längst nachziehen, damit das Thema Ökologie nicht nur im Wohnbau präsent ist, sondern auch überall sonst, vor allem im gewerblichen Bau. Im Wohnbau haben wir ja heute schon rund 70 Prozent der geförderten Objekte in der Förderungskategorie Öko 1 (entspricht einem Energiesparhaus mit direkten ökologischen Baumaßnahmen, einer solaren Warmwasseraufbereitung und einer verträglichen Heizungstechnik) und wollen in nächster Zeit auf 80 bis 90 Prozent kommen. Die Zahlen beziehen sich auf den Neubau; Die Althausanierung schließt da erst langsam an.

**Kühn:** Manche Kritiker dieser Förderungspraxis behaupten, dass 100 ökologische Einfamilienhäuser weniger ökologisch sind als ein normales Mehrfamilienhaus mit 100 Wohnungen. Spielen Raumordnungs- und Verkehrsfragen bei dieser Förderung eigentlich auch eine Rolle?

**Rein:** Wir fördern ja nicht nur Einfamilienhäuser, sondern auch gemeinnützige Bauträger, die zirka 30 bis 50 Wohnungen pro Jahr errichten. Auch die gemeinnützigen Bauträger müssen unsere ökologische Anforderungen erfüllen, um Förderungsmittel zu erhalten.

**Kühn:** Aber insgesamt ist Vorarlberg doch geprägt von einer Einfamilienhausbebauung, die sehr in die Fläche



Marina Hämmerle

geht. Die wirklich kompakten, energietechnisch optimierten Lösungen haben Baumschlager/Eberle exportiert. Warum findet man solche Wohnbauten in Innsbruck und St. Pölten, aber nicht in Vorarlberg selbst?

**Rein:** Da muss ich widersprechen: In Vorarlberg gibt es rund ein Drittel Eigenheime, in Niederösterreich sind es wesentlich mehr.

**Salzmann:** Aber die Wohnbauförderung zielt nur auf das Gebäude an sich ab. Die raumplanerische Seite wird damit nicht gelöst.

**Bertsch:** Sie wird insofern mitgenommen, als die Nachverdichtung bei den Ökopunkten eine Rolle spielt. Für Verdichtung in den Ortskernen gibt es höhere Fördersätze. Aber was sicher ein Thema werden sollte, ist generell das Bauen mit der Landschaft – das ist mehr, als nur ein Haus in die Landschaft zu setzen.

**Salzmann:** Dazu müsste sich ein Bewusstsein für die Vielfalt der Siedlungsräume entwickeln, in denen wir bauen. Prozesse wie z. B. die Entsiedelung der Bergregionen und die gleichzeitige Verdichtung der Tallagen sollten differenziert betrachtet werden. Um das steuern zu können, braucht man ein Instrument, das es bis heute nicht gibt.

**Bertsch:** Soll man das über ein Gesetz versuchen? Es hat sich bisher bewährt, in einem ersten Schritt über die Förderung zu steuern und nicht über Gesetze.

**Rein:** Mit der Wohnbauförderung haben wir ein sehr effizientes System, die Menschen dorthin zu lenken, wo wir die Schwerpunkte sehen. Wer durch ökologische und verdichtete Bauweise die Förderung optimal ausnutzt, kommt auf bis zu 1000 Euro Wohnbauförderung pro Quadratmeter: So eine Förderung finden Sie wahrscheinlich in ganz Europa nicht. Von der ökologischen Bauweise profitieren alle. Das ist eine Investition in eine gesunde Umwelt und damit in unsere Zukunft. Die Raumordnung ist sicher ein sensibler Punkt: Einfamilienhäuser haben einen gewissen Charme, sie bieten Wohnqualität, und schließlich geht es den Menschen darum, Eigentum zu besitzen. Es ist nicht möglich, alle Anforderungen in den Förderrichtlinien zu berücksichtigen. Das politische Ziel ist es, Grund und Boden zu sparen. Dieses Ziel dürfen wir nicht



Marte.Marte.Architekten: Produktionsgebäude SIE, Millenniumspark Lustenau

aus den Augen verlieren, erreicht werden kann es aber nur in kleinen Schritten. Wenn der Widerstand gegen gewisse Maßnahmen in der Bevölkerung zu groß wird, hat man politisch nicht die Kraft, das umzusetzen. In Vorarlberg sind die Menschen die bisher gesetzten kleinen Schritte mitgegangen, und eine Solaranlage auf dem Dach genießt mittlerweile einen höheren Prestigewert als eine Satellitenschüssel.

**Ritsch:** Die Vorarlberger sind nicht so viel anders als andere Mitteleuropäer: Wenn jemand einen Mehrwert bekommen kann, wird er ihn auch einfordern. Das gelingt aber nur, wenn es genug qualifizierte Planer gibt, die das umsetzen können. In Vorarlberg gab es 1980 weniger als 50 Architekturbüros, heute sind es 150. Bauen wird immer komplexer, vielleicht schwieriger, und auch die relativ hohen Baukosten in Vorarlberg sind eine Herausforderung. Da ist das Know-How der Planer gefragt.

*Es ist nicht möglich, alle Anforderungen in den Förderrichtlinien zu berücksichtigen. Das politische Ziel ist es, Grund und Boden zu sparen.*

**Kühn:** Was heißt relativ hohe Baukosten?

**Kaufmann:** 30 bis 40 Prozent höher als in Ostösterreich.

**Bertsch:** Von Seiten der Förderung liegt im sozialen Wohnbau der Grenzwert für die Baukosten bei 1400 Euro, im privaten Wohnbau bei 2000 Euro pro Quadratmeter Nutzfläche.

**Kühn:** Wenn die maximale Förderung unter Ausnutzung aller Ökopunkte 1000 Euro beträgt, dann werden ja unter Umständen mehr als zwei Drittel der Baukosten durch die öffentliche Hand finanziert.

**Bertsch:** Nein, die 1000 Euro sind auf die 2000 Euro im privaten Bereich zu beziehen. Bei den Gemeinnützigen gibt es feststehende Sätze, die bei 670 bzw. 740 Euro liegen, je nach ökologischem Standard.

**Rein:** Wenn wir die Förderungen aus finanzpolitischen Gründen reduzieren müssten, wäre es sehr schwierig, architektonische Visionen umzusetzen. Aber es geht ja





Foto Nikolaus Walter

Wolfgang Juen: Wohnanlage Nachtgärtle, Fußach (1982–1984)

nicht mehr nur um die Linderung von Wohnungsnot, sondern um die Erhaltung einer gesunden Umwelt für unsere Nachkommen. Das ist ein soziales Anliegen, das uns etwas wert sein muss.

*In Vorarlberg sind die Menschen die bisher gesetzten kleinen Schritte mitgegangen, und eine Solaranlage auf dem Dach genießt mittlerweile einen höheren Prestigewert als eine Satellitenschüssel.*

**Berchtold:** Das führt mich zu einer Neudefinition des Berufsbildes des Architekten, dass er vor allem soziale Strukturen, ein soziales Umfeld baut.

**Rein:** Lass ihn doch Architekt sein. Sozialarbeiter haben wir genug.

**Ritsch:** Die wichtigste Voraussetzung ist, dass in Vorarlberg sehr viele Menschen von der Architektur und vom Bauen leben und sich dabei auch selbst weiterentwickeln wollen. Die Wohnbauförderung allein schafft noch keine Architektur.

**Rein:** Der Wettbewerb zwischen Bauherren und Planern in Bezug auf die Steigerung der Qualität hat sich von den Förderungen verselbstständigt und hat dazu geführt, dass sich bei uns in den letzten Jahrzehnten eine kritische Masse an Qualitätsarchitektur entwickelt hat.

**Ammann:** Laut Aussage von Willi Förster vom Tourismusverband Vorarlberg bringt der Architekturtourismus heute eine Umwegrentabilität von 23 Millionen Euro ins Land. Die wichtigsten Gründe für einen Besuch in Bregenz sind an erster Stelle die Festspiele und schon an zweiter Stelle der Architekturtourismus in Verbindung mit dem Kunsthaus.

**Hämmerle:** Auch in den kleineren Gemeinden hat man erkannt, dass man mit guter Architektur Staat machen kann. Fast jede Gemeinde verfügt mittlerweile über einen Gestaltungsbeirat. In den letzten zehn Jahren wurden mehr Feuerwehren, Gemeindesäle und Kindergärten errichtet als in den fünfzig Jahren davor. Jede noch so kleine Gemeinde versucht Akzente zu setzen, Wettbewerbe zu veranstalten, sich mittels Architektur zu profilieren.



Leopold Kaufmann

Foto privat

**Kühn:** Wenn man Projekte der letzten Jahre im kommunalen Bereich betrachtet, dann hat man den Eindruck, dass sich ein sehr hoher Standard des Alltäglichen etabliert hat. Die Gemeinden versuchen sich in der Regel durch die Qualität der Ausführung zu übertreffen, aber nicht durch außergewöhnliche konzeptionelle Ansätze. Da scheint das Motto der Baukünstler – „Einfach bauen“ – mit seinen Konnotationen des Unspektakulären, Direkten und Anständigen noch zu gelten. Im Bereich der kommerziellen Bauten sieht die Situation etwas anders aus. Ich habe heute eine Baustelle für ein neues Bürogebäude von Marte und Marte im Millenniumspark in Lustenau besucht, ein spektakulärer Würfel in der Dimension von 25 mal 25 Metern Seitenlänge. Da geht es eindeutig um formale Exklusivität im globalen Wettbewerb um die Aufmerksamkeit des Publikums. Ist das ein Trend, der die Vorarlberger Architektur verändern wird?

**Ritsch:** Architektonisch wird der Millenniumspark nicht von diesem Gebäude getragen, sondern vom Saeco-Gebäude. Das ganze Areal ist als High-Tech-Campus geplant, der ein Modell sein könnte, wie man großflächige Gewerbegebiete im Landschafts- und Grünraum entwickelt.

**Kühn:** Ich möchte kurz bei der gestalterischen Frage bleiben. Auf dem Gelände gibt es neben dem Würfel eine Halle für eine Catering-Firma, eine einfache Kiste, aber mit einer von Peter Kogler gestalteten, in der Nacht beleuchteten textilen Hülle überzogen. Das ist eine Suche nach starken Effekten, die nicht zum bisherigen Image der Neuen Vorarlberger Architektur passt. Die anderen Gebäude auf dem Campus – abgesehen von dem um einiges älteren Alcatel-Gebäude von Baumschlager/Eberle, das wie das verkleinerte Modell eines drei Mal so großen „Corporate Headquarters“ aussieht – wirken auf mich routiniert auf einem hohen Niveau, irgendwie austauschbar. Im kommunalen Bereich hatte ich einen ähnlichen Eindruck vom neuen Rathaus in Dornbirn.

**Kaufmann:** Das ist eine humorlose Architektur. Ich traue mich das ja kaum zu sagen, aber bei dem Haus reizt es mich schon, ein paar Balkönchen dranzukleben.

**Ritsch:** Die Baukultur war bei uns immer getragen von einem starken Konsens über künstlerische Qualität. Das war die Basis, die von der Gebäudequalität bis hin zur





Markus Berchtold

Raumplanung alles getragen hat: das Seestadion in Bregenz, die Schiffsanlegestelle, das Kunsthaus. Das Rathaus in Dornbirn ist insofern eine traurige Ausnahme, als es diesen Konsens in keiner Weise mehr herausfordert, nur noch affirmativ ist. Die bewusste kulturelle Gegenposition zum Etablierten war aber für die Neue Vorarlberger Architektur eine der Grundintentionen.

**Kühn:** Woher kommt der Konsens über Qualität, den Sie ansprechen?

**Ritsch:** Mit der Textilindustrie hatte man in Vorarlberg immer einen wichtigen Wirtschaftsbereich, der eng mit Design, mit Gestaltung verbunden war. Diese Tradition hat die Industrie fortgesetzt, und gerade in der Kombination von Industrie und neuer gewerblicher Tätigkeit entstehen oft interessante neue Konzepte, zum Beispiel bei Hämmerle Steinebach.

### *Die Baukultur war bei uns immer getragen von einem starken Konsens über künstlerische Qualität.*

**Kaufmann:** Die alten Fabriksgebäude dort gehören als Ensemble zu den schönsten Architekturen, die ich kenne. Das ist ganz selbstverständlich, unspektakulär, und ich frage mich, warum wir dieses Anziehende, das ich nicht benennen kann, in unseren neuen Häusern so schwer zustande bringen. Das ist so einfach, dass man glaubt, ein achtjähriges Kind kann es aufzeichnen. Aber man muss halt ein bisschen genauer hinschauen: Es ist so selbstbewusst, so gut proportioniert.

**Ritsch:** Das Spannende an dieser Architektur ist, dass sich niemand um Abstandsflächen und alle diese Reglements gekümmert hat, die wir zum Beispiel im Millenniumspark verfolgen. Da waren andere Parameter bestimmend, die Wasserkraft, die man optimal ausnutzen konnte, indem man mehrgeschossige Produktionsstätten errichtet hat; aber formal auf jeden Fall anständig, weil auf dem Briefpapier der Firma Hämmerle dann halt auch ein Gebäude drauf sein musste. Der Zugang zum industriellen Bauen war damals viel unverkrampfter als heute: Einige Unternehmer haben ihre Hallen schlüsselfertig in England gekauft und hier aufstellen lassen.

**Greußing:** Aber wenn es die Firma Hämmerle heute



Architekten Walser und Werle: Zubau Rathaus Dornbirn

noch gäbe, wie es sie damals gegeben hat, würde sie nur noch Flächen im Erdgeschoss haben wollen. Da wird es mit den guten Proportionen schon schwieriger.

**Rein:** Verglichen mit Gewerbe Parks in anderen Ländern haben wir auch auf diesem Gebiet eine sehr gute Architektur.

**Kaufmann:** Aber jetzt wird sie langweilig.

**Rein:** Darauf muss man sicherlich achten, man kann auch in Schönheit sterben. Verglichen mit Italien, Deutschland oder Niederösterreich, wo viele Betriebsgebiete mit einer grauenhaften Lieblosigkeit gestaltet sind, hat sich bei uns im Gewerbebau sehr viel getan. Nicht durch Zwang, sondern durch den freiwilligen Wettbewerb, Betriebsgebäude einladend zu gestalten. Sofern es von den Produktionsabläufen her möglich ist, wird versucht, mehrgeschossig zu planen. Der Wirtschaftsstandort Vorarlberg hat schon genug Wettbewerbsnachteile für die Wirtschaft, da kann man eine bestimmte Bauweise nicht erzwingen.

**Bertsch:** Die Flachbauten sind für mich Bodenverschwender. Wo immer es möglich ist, sollte man im Interesse des Grünraums dichter bauen. Das gilt auch für den Wohnbau. Wir stellen fest, dass viele ältere Menschen wieder in die Stadt zurückwollen, wo sie eine bessere Infrastruktur vor der Tür haben. Das führt indirekt zur Verdichtung: Damit die Wohnungen barrierefrei sind, brauche ich eine Geschoßanzahl, bei der sich ein Lift rechnet.

### *Jede noch so kleine Gemeinde versucht Akzente zu setzen, Wettbewerbe zu veranstalten, sich mittels Architektur zu profilieren.*

**Kühn:** Alle diese Faktoren werden die Urbanisierung verstärken, die heute schon deutlich im Rheintal zu spüren ist. Man spricht von solchen Agglomerationen manchmal abwertend als „Siedlungsbrei“, aber ich habe den Eindruck, dass hier eine neue Form von Urbanität entsteht, die vielleicht andere Qualitäten hat als die klassische Stadt. Gibt es dazu im Land Konzepte, diesen Raum neu zu interpretieren, wie es etwa die Niederländer nach dem Verschmelzen von Städten wie Amsterdam, Den Haag und Rotterdam mit ihrem Randstadt-Konzept getan haben?



Baumschlager-Eberle: Saeco-Gebäude, Millenniumspark Lustenau

**Berchtold:** Im Vorarlberger Architekturinstitut ist Raumplanung ein Schwerpunktthema. Wir wollen die Menschen über den Begriff „Lebensraumqualität“ ansprechen, also Architektur umfassender betrachten und nicht nur auf das einzelne Gebäude beschränken. In der Raumplanung ist in den letzten 30 Jahren viel passiert, aber nur wenig kommuniziert worden.

*Die bewusste kulturelle Gegenposition zum Etablierten war aber für die Neue Vorarlberger Architektur eine der Grundintentionen.*

**Rein:** Wir sind gerade in der ersten Diskussionsphase über ein Rheintalkonzept. Für mich als zuständigen Landespolitiker ist es wichtig, dass man sich mit diesem Thema auseinandersetzt. In den letzten 30 Jahren hat sich im öffentlichen Bewusstsein in Bezug auf die Raumplanung nicht viel getan. Vor 1976 war Raumordnung überhaupt kein Thema, da hat jede Gemeinde mehr oder weniger getan, was sie wollte. Die Landesgrünzone war ein erster Schritt, mit dem man versucht hat, Siedlungsränder zu definieren. Jetzt müssen wir weitergehen und versuchen, den Raum über die Gemeindegrenzen hinaus zu ordnen. In den kleinen Regionen, etwa im Bregenzerwald ist das weniger problematisch, aber im Rheintal hat ein harter Wettbewerb zwischen den Gemeinden stattgefunden.

**Kühn:** Aber das Land verhält sich doch selbst nicht anders: Für die Firma Alpla ist erst kürzlich ein Stück Landesgrünzone in Bauland für eine Fabrikserweiterung umgewandelt worden.

**Rein:** Das ist eine Frage der Prioritätenreihung. Wenn ich vor die Alternative gestellt werde, ob ein Betrieb auf der Suche nach 50.000 m<sup>2</sup> Grundfläche im Land bleibt oder ins wenige Kilometer entfernte Ausland abwandert, dann entscheide ich mich für den Wirtschaftsstandort Vorarlberg. Alpla ist ein Einzelfall, wo keine andere Expansionsmöglichkeit für das Werk möglich war als in die Grünzone.

**Kühn:** Aber wird so eine Entscheidung nicht Folgewirkungen in anderen Gemeinden haben?

**Rein:** Im Fall der Firma waren keine anderen Ausbaumöglichkeiten gegeben. Wir haben im Land eine unglaublich hohe wirtschaftliche Dynamik. Jeder zweite Euro wird



Marianne Mathis

im Export verdient, und das BIP verzeichnet hohe Wachstumsraten. Da kann man nicht sagen, ein Betrieb soll aufhören zu wachsen, der ist jetzt groß genug. Da in Vorarlberg nur 20 Prozent der Fläche bebaubar sind, sind wir gezwungen, auf engstem Raum einen Wirtschaftsstandort zu verwirklichen.

**Kühn:** Wer erarbeitet das Rheintalkonzept?

**Rein:** Das Vorarlberger Architekturinstitut hat von der Raumplanungsabteilung den Auftrag erhalten, Möglichkeiten für eine „Vision Rheintal“ zu entwickeln.

**Kühn:** Ich finde es interessant, dass bei einem so heißen Thema die Federführung vom Land auf einen Verein übertragen wird. In Innsbruck ist die Hochhausstudie auch von der Planungsabteilung der Stadt an das Architekturforum Tirol ausgelagert worden. Sind das heiße Kartoffeln, die man lieber nicht im Haus haben möchte?

**Rein:** Nein, überhaupt nicht. Vorarlberg ist das Land in Österreich mit der schlanksten Verwaltung. Mit den vorhandenen 19 Mitarbeitern in der Raumplanungsabteilung kann man eine so große Aufgabe nicht zusätzlich bewältigen.

*Verglichen mit Gewerbeparks in anderen Ländern haben wir auch auf diesem Gebiet eine sehr gute Architektur.*

**Hämmerle:** Das ist a priori nicht negativ zu sehen für die Diskussion, wenn so ein Prozess aus der Behörde ausgelagert wird.

**Berchtold:** Der erste entscheidende Punkt ist, dass überhaupt ein Bewusstsein zum Thema Siedlungsraum gebildet wird, dass sich die Problematik deutlicher herauskristallisiert. Die bestehenden Strukturen – alte Ortskerne, Gewerbegebiete, Shopping Malls, usw. – sind heute in einem neuen Zusammenhang zu sehen, weil es dichter, enger wird und vielleicht auch das wirtschaftliche Wachstum an seine Grenzen gelangt. Das heißt, wir müssen uns damit auseinandersetzen, wie sich z. B. die Rheintal-Grünzone im Verhältnis zu Rheintal-Autobahn und zum öffentlichen Personennahverkehr definiert. Diese Verknüpfung von Stadt und Land ist ein Prozess, der schon seit Jahrzehnten stattfindet und jetzt immer deutlicher



Manfred Rein

erkennbar wird. Das müssen wir vorrangig den Menschen vermitteln. Wir sind überzeugt, dass es dafür auch Visionen braucht, so ähnlich wie in Holland, wo aus diesem Stadt-Land-Thema neue Themen der Verdichtung entwickelt wurden. Der Millenniumspark ist ein solcher Versuch mit einer neuen Dichte, es gibt andere Versuche, wie der Interpark Focus im Gebiet von Klaus, Röthis. Auch im Walgau gibt es Ansätze, Gewerbegebiete mit gemeinsamen Bebauungsplänen und Konzepten zu erschließen.

*Das ist eine Wertfrage, ob es uns gelingt, die wirtschaftlichen Werte, mit denen wir uns weltweit identifizieren, auf das Wohnen mit der Landschaft umzusetzen.*

**Kühn:** Gemeinsam heißt, dass mehrere Gemeinden sich das Steueraufkommen des gesamten Areals teilen?

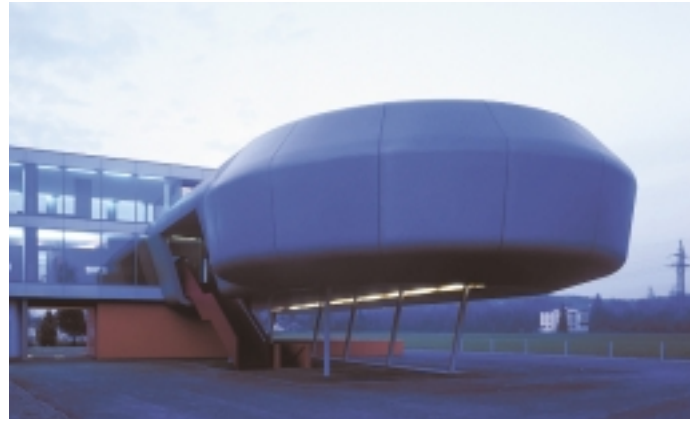
**Rein:** Ja. Das einzige Problem bei diesen grenzüberschreitenden Projekten ist, dass die meisten Flächen schon verbaut sind. Es gibt kaum noch Gebiete, wo 100.000 m<sup>2</sup> zusammengelegt werden können, um etwas Gemeinsames zu machen. Ein Beispiel entsteht gerade nördlich von Dornbirn, wo durch die B200 eine neues Gebiet mit 320.000 m<sup>2</sup> für Industrie und Gewerbe zur Verfügung gestellt wird und die Gemeinden Schwarzach, Wolfurt und Dornbirn zusammenwachsen.

**Kühn:** Bei diesen Entwicklungen kann doch nicht jeder gewinnen. Gibt es auch Verlierergemeinden?

**Rein:** Es wird oft behauptet, die großen Gemeinden werden immer größer und reicher, aber das stimmt nicht ganz. Im Finanzausgleich bekommen die kleinen Gemeinden relativ mehr als die großen. Für kleine Gemeinden in den Talschaften ist es aber oft schwer, eigene Steuermittel zu erwirtschaften. Das Problem ist, dass jede Gemeinde glaubt, dieselbe Struktur haben zu müssen wie die anderen.

**Bertsch:** Vielleicht kommen wir doch einmal zu einer überörtlichen Raumplanungssituation, wo wir wirklich in Regionen denken und neue Mittel des Finanzausgleichs schaffen, um diese Konkurrenz der Gemeinden um Betriebe zu reduzieren.

**Rein:** Der Finanzausgleich ist kein Wundermittel, das



Hugo Dworzak: Terminal V, Lauterach

alle Probleme löst. Aber es ist ganz klar, dass über die Nebeneffekte von Steuern und Abgaben Raumordnung betrieben wird. Ich bin froh, dass es die Getränkesteuern nicht mehr gibt, weil jede Gemeinde versucht hat, einen Getränke-Discounter an die Gemeindegrenze zu setzen. Etwas anderes ist die Konkurrenz bei infrastrukturellen Einrichtungen wie zum Beispiel der Feuerwehr: Eine Berufsfeuerwehr in Dornbirn könnte problemlos die umliegenden Gemeinden von Hohenems bis Lustenau mitversorgen, wenn man sie gut situiert. Dies würde aber einen groben Eingriff in die soziale Struktur der betroffenen Gemeinden bedeuten.

**Kühn:** Ergibt sich aus diesen Traditionen nicht gerade im Rheintal eine besondere Spannung zwischen dem ganz Lokalen, Begrenzten, und der größeren Agglomeration?

**Salzmann:** Ja, das ist sehr zweischneidig. Auf der einen Seite gibt es die globale Ausdehnung, vor allem wirtschaftlich, auf der anderen Seite ist der Wohnort prägend, und den Kern bildet dann immer noch das Eigenheim.

**Ritsch:** Es gibt wenige Regionen, die so stark begrenzt sind wie Vorarlberg. Zumindest sind wir gewohnt, in Grenzen zu denken. Das mentale Bild, das wir von der Region haben, beschränkt sich auf ein halbes Tal, weil die andere Hälfte gehört ja nicht dazu. Die ist Ausland. Auf der anderen Seite gibt es noch einmal eine Autobahn, eine Eisenbahn und so weiter. In keiner Schweizer Unterrichtskarte ist die Hälfte von Vorarlberg drauf, da wird einfach abgeschnitten in der Mitte des Rheins, und bei unseren Karten genauso. Das ist fast ein Symbol für dieses Denken in Grenzen.

*Ein Verlierer ist für mich die Landschaft, der Naturraum. Man hat Vorarlberg in den letzten 20, 30 Jahren sehr stark auf Kosten des Naturraumes entwickelt. Der Gewinner war die Vorarlberger Wirtschaft.*

**Salzmann:** Dazu muss man wissen, dass das St. Galler Rheintal eine Randlage vom gleichnamigen Kanton ist. Das ist aus schweizerischer Sicht Provinz, während für uns das Rheintal der Mittelpunkt ist.

**Ritsch:** Und auf der anderen Seite gibt es inzwischen



Wolfgang Ritsch

eine extreme Mobilität, die alle Grenzen sprengt. Jeder Vorarlberger weiß, was er in München, Zürich, Mailand und St. Gallen kaufen kann.

**Bertsch:** Wir müssen lernen, uns stärker mit der Region zu identifizieren. Vorarlberg ist ein wirklich kleines Land, da hat es keinen Sinn mehr zu sagen, ich komme aus Dornbirn-Schoren. Das ist eine Wertfrage, ob es uns gelingt, die wirtschaftlichen Werte, mit denen wir uns weltweit identifizieren, auf das Wohnen mit der Landschaft umzusetzen.

*Das ist ein Teil der Urbanisierung, sich genau zu überlegen, wo gesellschaftliche Entlastungszonen situiert werden sollen.*

**Berchtold:** Wir haben zuvor über Gewinner und Verlierer in der Raumplanung gesprochen. Ein Verlierer ist für mich die Landschaft, der Naturraum. Man hat Vorarlberg in den letzten 20, 30 Jahren sehr stark auf Kosten des Naturraumes entwickelt. Der Gewinner war die Vorarlberger Wirtschaft. Da wurden Prioritäten gesetzt, und das Land hat enormen wirtschaftlichen Erfolg gehabt. Aber langsam entwickelt sich ein Bewusstsein, dass Landschaft einen Wert hat. Das betrifft nicht nur den großen Zusammenhang der Rheintal-Grünzone, sondern auch kleine Stadtteilparks, wie sie jetzt in Dornbirn entstehen. Das heißt, man beginnt auch kleine Grünräume wertzuschätzen. Das ist ein Teil der Urbanisierung, sich genau zu überlegen, wo gesellschaftliche Entlastungszonen situiert werden sollen.

**Bertsch:** Das ist eine eigene Gestaltungsaufgabe, wieder Freiraum zu schaffen, inklusive Rückbau. Italienische Städte leben ja vor allem von den Plätzen – vom freien Raum – nicht so sehr von der Architektur. Wir müssen da nach neuen, grünen oder freien Zonen in Orten und damit nach neuen Qualitäten des Lebensraumes suchen.

**Berchtold:** Ich denke, dass wir für Vorarlberg völlig neue Instrumente der Lebensraumplanung entwickeln müssen. Einerseits sind das Ausgleichszahlungen, auch mit Naturwerten, andererseits neue Formen der Kommunikation mit den Bürgern wie Symposien, öffentliche Zusammenkünfte, auch im Internet. Wir haben gemeinsam mit den Vorarlberger Nachrichten rund 200 impulsgebende



Geli Salzmann

Persönlichkeiten zu einem internen Internetforum zusammengeschlossen, in dem Architektur und Raumplanung diskutiert und öffentlich publiziert werden. Aus dieser Auseinandersetzung soll auch eine neues Verständnis für die Lebensraumkultur entstehen. Ein anderes Projekt ist die Entwicklung einer gemeinsamen Vision für das Rheintal mit intensiver Öffentlichkeitsarbeit.

**Bertsch:** Gibt es da einen Zeithorizont für die „Vision Rheintal“? Ändern wird sich ja erst etwas, wenn ein Resultat vorliegt, das von allen akzeptiert wird.

**Berchtold:** Wir rechnen mit drei bis vier Jahren für diesen Prozess.

**Kühn:** Wie sehen die nächsten Schritte dafür aus?

**Berchtold:** Das ist eigentlich sehr klar vorgegeben. Es wurde eine Steuerungsgruppe eingerichtet, die aus Vertretern der einzelnen Gemeinden, aus Fachexperten aus den Abteilungen des Landes, der Raumplanung und der Stadtplanung besteht. Diese Steuerungsgruppe wird das Thema über die nächsten drei Jahre intensiv begleiten und einzelne Aufträge an Planer vergeben. Kommenden Juni wird es ein Symposium geben, bei dem wir eine Bestandsaufnahme vorstellen und debattieren und zugleich einen Ausblick in die Zukunft geben wollen, was dieser Sprung weg von den Einzelgemeinden hin zu einer gesamten Region bedeuteten könnte, welche Potenziale da drin stecken.

**Kühn:** Gibt es auf der politischen oder amtlichen Ebene Symbolfiguren, die sich mit dem Projekt identifizieren, wie etwa beim Emscher-Park im Ruhrgebiet, und auch ihren Kopf dafür hinhalten, dass am Ende mehr herauskommt als eine lange Diskussion?

**Rein:** Politisch stehe ich hinter diesem Prozess. Die Diskussion wird sehr spannend und sicherlich emotional geführt werden. Das ist gut so: Wenn man dieses Thema nicht aufgreift, weil man Angst hat, die Leute zu erschrecken, dann käme am Ende nicht mehr heraus als viel Papier und vielleicht ein paar neue Einsichten.



Foto Markus Berchtold

**Matthias Ammann**

1959 geboren in Bludenz  
 Jura-Studium in Innsbruck  
 Unilehrgang BWL für Juristen in Schloss Hofen  
 Umweltreferent der Wirtschaftskammer Vorarlberg,  
 Generalsekretär Handel  
 Notariatsanwärter  
 Derzeit Geschäftsführer der Qualitätsgemeinschaft Vorarlberger Holzbau

**Markus Berchtold**

1972 geboren in Andelsbuch  
 HTL für Maschinenbau  
 Studium der Raumplanung an der TU Wien, TU Lulea und Uni Dortmund  
 Projektleitungen und Mitarbeit in der Regionalentwicklung und bei Bauträgern  
 Seit 2000 Geschäftsführer des vorarlberger architektur instituts

**Wilfried Bertsch**

1953 geboren in Lustenau  
 1981 Promotion Rechtswissenschaften Universität Innsbruck  
 1981 Landesgericht Feldkirch  
 1982–1984 Vorarlberger Landesdienst in den Abteilungen Inneres und Verkehr  
 1984–1985 Polizeireferent bei der Bezirkshauptmannschaft Bregenz  
 1986–1991 Finanzabteilung und Leiter des Abgabenamtes von Vorarlberg  
 Seit 1991 in der Wohnbauförderungsabteilung, seit 1992 Abteilungsleiter

**Peter Greußing**

1952 geboren  
 Absolvent der HTBLA- Krems  
 1980 Baumeisterprüfung  
 Seit 1972 im Unternehmen Rhomberg Bau als Bau-, Projekt- und Abteilungsleiter tätig  
 Derzeit Geschäftsführer für den Bereich Hochbau bzw. Wohnbau

**Marina Hämmerle**

1960 geboren in Lustenau  
 1978–1987 Studium Innenarchitektur/Architektur an der Hochschule für Angewandte Kunst, Wien  
 1992–1994 Spanien  
 Tätigkeit in diversen Architekturbüros  
 Seit 1995 Zusammenarbeit mit Wolfgang Ritsch, Dornbirn sowie Dietrich | Untertirfaller Architekten, Bregenz  
 Seit 2002 Präsidentin der Zentralvereinigung der Architekten, Landesverband Vorarlberg

**Leopold Kaufmann**

1932 geboren in Reuthe, Bregenzerwald  
 1955–1960 Studium der Architektur an der Technischen Universität Graz  
 Seit 1965 eigenes Architekturbüro in Dornbirn  
 Realisation von zahlreichen Projekten: Industrie- und Gewerbebau, öffentliche und private Anlagen, kirchliche Bauten sowie Transport- und Verkehrsbauten (Rüfikopfbahn, Lech/Arllberg; Seilbahn Rodund und andere)  
 Zahlreiche erste Preise bei Architekturwettbewerben

**Marianne Mathis**

1955 geboren in Bregenz  
 Seit 1974 Redakteurin der Vorarlberger Nachrichten  
 Themenschwerpunkt: Erhaltung der Lebensqualität durch ressourcenschonenden Umgang mit den Lebensgrundlagen

**Manfred Rein**

1948 geboren in Dornbirn,  
 Handelsschule Feldkirch, Meisterprüfung für Platten- und Fliesenleger  
 1980 Gründung des eigenen Unternehmens  
 politische Laufbahn:  
 1980–1994 Stadtvertreter in Dornbirn  
 1985–1994 Stadtrat in Dornbirn  
 Seit 1995 Landesrat  
 Aufgabenbereiche: Allgemeine Wirtschaftsangelegenheiten, Wirtschaftsrecht, Raumplanung und Baurecht, Wohnbauförderung, Verkehrsrecht

**Wolfgang Ritsch**

1956 geboren in Dornbirn  
 HTL für Möbelbau in Mödling, 1976 Meisterprüfung als Tischler  
 Studium an der staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart  
 1982 Diplom bei Prof. Heinz Mohl  
 Seit 1982 eigenes Atelier in Dornbirn  
 Zeitweise Zusammenarbeit mit Rudolf Wäger und Siegfried Wäger, Hans Purin, Bruno Spagolla sowie mit Nägele & Waibel  
 Mitglied der Gruppe Vorarlberger Baukünstler  
 1989–1998 Dozent für Architekturentwurf an der Liechtensteinischen Ingenieur-Schule in Vaduz  
 1993–1998 Vorstandsmitglied der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs, Landesverband Vorarlberg  
 Seit 1997 Obmann des vorarlberger architektur instituts

**Geli Salzmann**

1968 geboren in Dornbirn  
 Bis 1995 Studium der Architektur an der TU Wien  
 Mitarbeit bei Prof. Anton Schweighofer  
 Seit 1996 eigenes Architekturbüro in Dornbirn  
 Bis 1997 Vertragsassistentin der Universität Innsbruck am Institut für Städtebau und Raumplanung  
 Bis 2001 Zürich Studium der Raumplanung, ETH Zürich

*Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.*